beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Frauenforschung oder feministische Forschung?

11

Hrsg. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Frauenforschung oder feministische Forschung?

11

4. Auflage, 1989
1. Auflage, 1984
Eigenverlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e. V.,
Köln (Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1)
Gesamtherstellung: Farbo Druck & Grafik Team, Köln
Titel: Heidi Rautenberg, Köln

Mitteilung

Aufruf
zum ersten gemeinsamen Frauenkongreß (ausländische und deutsche Frauen) 159

Rezension

Halina Bendkowski, Brigitte Weisshaupt
Was Philosophinnen denken (Angelika Brauer) 160

Autorinnen 162

Vorankündigung Heft 12 164

Editorial

Frauenforschung oder feministische Forschung — das scheint zunehmend die Frage zu werden, mit der Feministinnen sich innerhalb und außerhalb akademischer Institutionen auseinanderzusetzen haben. Sie zu beantworten wird umso dringender — aber auch umso schwieriger — je mehr Organisationen und Institutionen, die bisher dem Feminismus feindlich gesonnen waren, dazu übergehen, sich symbolische, ideologische, theoretische und politische Versatzstücke aus der autonomen Frauenbewegung herauszubrechen und in ihre Programme einzusetzen, um damit die eigene Ideen- und Perspektivlosigkeit zu kaschieren. Merkwürdigerweise läuft diese Vereinnahmungsstrategie von rechts und links parallel zu der offenen Politik, Frauen insgesamt und Feministinnen insbesondere von den qualifizierten Arbeitsplätzen im akademischen Establishement zu verdrängen.

Als wir Mitte der siebziger Jahre zu bestimmen begannen, was feministische Forschung und Methodologie im Gegensatz zur männerbeherrschten Wissenschaft sein könnte, schien die Sache noch einfach. „Ausgehen von der eigenen Betroffenheit" und „Parteilichkeit" war unsere zentrale Kampfansage an die herrschende Wissenschaft. Heute, wo gar das von einer CDU-Regierung finanzierte Institut „Frau und Gesellschaft" von „parteilicher Forschung" im Sinne der „Betroffenen" redet und andererseits sich auch die orthodoxe Linke, — etwa der MSB-Spartakus — lila einfärbt und einige zentrale Slogans der autonomen Frauenbewegung auf ihre Fahnen schreibt, wird es für manche Frauen schwierig zu unterscheiden: Wer ist für uns und wer ist gegen uns? Das gilt insbesondere für jüngere Frauen, die die Kämpfe und Auseinandersetzungen der siebziger Jahre nicht mehr erlebt haben. Wie sollen sie klarkriegen, daß die Organisationen, die sich heute so „frauenfreundlich" gebärden und gar — größte Ironie der Geschichte — die Feministinnen zur Einigkeit aufrufen (wie jüngstens Frau Süssmuth vom Institut „Frau und Gesellschaft" und die DKP-orientierten Frauengruppen) ihre frauenfeindliche Politik nicht geändert haben. Daher bleiben die Verweise auf das „Patriarchat" und realpolitische Forderungen gegen Frauendiskriminierung Rhetorik und Etikettenschwindel.

Weil wir meinen, daß wir dieser Verfälschung und Zerstörung der jungen Geschichte unserer Bewegung nicht tatenlos zusehen dürften, haben wir uns entschlossen, die Debatte um die Methodenfragen der Frauenforschung, die in der BRD um 1967—78 begann, noch einmal aufzugreifen. Zunächst ging es nur darum, den in Heft 1 der „beiträge" erschienenen, inzwischen vergriffenen, aber immer noch nachgefragten Aufsatz von Maria Mies: „Methodische Postulate zur Frauenforschung" samt einigen kritischen Stellungnahmen zu diesem Artikel noch einmal abzudrucken. Während der Arbeit an dieser Nummer stellten wir aber fest, daß Methodenfragen in der Frauenforschung nach wie vor heißumstritten sind, obwohl diese Kontroverse u. E. häufig nicht schriftlich festgehalten wurde. Viele Frauen haben inzwischen verschiedene Erfahrungen mit feministischer Forschung gemacht und haben sich kritisch mit Methodenfragen auseinandergesetzt. Außerdem wird Frauenforschung inzwischen auch in den akademischen Instituionen „wahrgenommen". Je mehr dies geschieht, umso größer wird auch der Druck, diese, aus der Frauenbewegung hervorgegangene Forschung wieder in das etablierte wissenschaftstheoretische und methodologische Paradigma „heimzuholen". Was natürlich bedeutet, sie von der Frauenbewegung abzukoppeln und zu verakademisieren, wie es sich für „ordentliche" Forschung gehört.

Andererseits können wir nicht leugnen, daß die Kämpfe innerhalb der Frauenbewegung heute verstreuter und weniger sichtbar sind, bzw. von anderen sozialen Bewegungen überdeckt werden, z. B. der Friedens- und Ökologiebewegung. Darum wird es auch für Feministinnen immer schwieriger, die Kraft zur Kritik an der herrschenden Wissenschaft und die Motivation zur Erarbeitung und Radikalisierung feministischer Entwürfe aus der Praxis der Frauenbewegung zu schöpfen. Dennoch liegt u. E. die *Chance zum Ausbruch aus der patriarchalisch-kapitalistischen Wissenschaftsfestung*

gerade darin, daß Frauenforschung und Frauenkämpfe zur Aufhebung von Frauenausbeutung und -unterdrückung verbunden bleiben, was immer auch gesellschaftstheoretische Analysen einschließt.

Diese Position ist in der Frauenbewegung nach wie vor bzw. wieder umstritten, was wir mit der Auswahl der Artikel in diesem Heft dokumentieren. Vor allem waren uns Erfahrungsberichte von Frauen wichtig, die mit einem feministischen Ansatz gearbeitet haben, weil sich seine „Fruchtbarkeit" weniger in wissenschaftlichen Kontroversen als in der Praxis erweist.

Das erneute Nachdenken über Fragen der Methodologie hat uns klargemacht, daß es bei feministischer Forschung nicht bloß um andere, dem „Forschungsgegenstand" Frauen bzw. Frauenunterdrückung angemessene Forschungsinstrumente, sondern um eine andere Weise des Handelns, Erkennens, Denkens und Forschens geht, kurz um ein neues Paradigma. Statt uns weiter rückzuversichern bei einer Wissenschaft, die wir zunehmend als frauen- und menschenfeindlich erfahren und identifizieren, wollen wir diesen neuen Handlungs- und Denkhorizont weiter erkunden. Mit unserem nächsten Heft wollen wir hier weiterdenken, unter dem Thema: Feministische Erkenntnispraxis — Natur — Technik — Magie — Alltag (Arbeitstitel).

Maria Mies

Methodische Postulate zur Frauenforschung*)

— dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen —

Einleitung

Die kritische Auseinandersetzung mit Fragen der Methoden der Sozialforschung ist nicht ausschließlich das Ergebnis meiner aktiven Teilnahme an der Frauenbewegung. Die Fragwürdigkeit und die wissenschaftliche Belanglosigkeit der anerkannten quantitativen Forschungsmethoden fiel mir erstmals während meiner langjährigen Lehr- und Forschungstätigkeit in einem Land der Dritten Welt auf[1]. Immer erwies sich die durch Kolonialismus und Neokolonialismus auf der einen und durch Ethnozentrismus auf der anderen Seite gekennzeichnete Forschungs*situation* als eindeutige Herrschaftssituation. Darum war von Anfang an klar, daß durch herrschaftsstabilisierende Methoden wie Fragebögen usw. nur verzerrte Daten ermittelt werden konnten. Ich stellte fest, daß die „Forschungsobjekte", vor allem, wenn sie von einem westlichen Sozialforscher befragt wurden, häufig Aussagen über das „erwartete Verhalten", nicht aber über tatsächliches Verhalten machten. Sie wußten, was diese westlichen Forscher hören wollten, und sie taten ihnen den Gefallen, es ihnen zu sagen. Wie groß der empirische Wert von solcherart ermittelten Daten ist, hat Mahmoud Mamdani anschaulich am Beispiel von Evaluierungsstudien über Familienplanungsprogramme in Indien dargestellt: Aus Höflichkeit gegenüber den amerikanischen Forschern und ihren indischen Mitarbeitern gaben die Bauern des Punjab hohe Zahlen über die Annahme von Kontrazeptiva an. Die Wissenschaftler, die ihren Geldgebern zu Hause ja positive Ergebnisse berichten wollten, damit das Geld weiterfließen konnte, gaben sich mit diesen verbalen Äußerungen zufrieden. Daß die Bauern die Pillen und Spiralen und Kondome etc. zwar „angenommen" hatten, aber dann entweder wegwarfen oder ihre Häuser damit dekorierten, entging den Forschern (Mandani 1973).

Die objektiv gegebene asymetrische Forschungssituation wurde zwar dadurch gemildert, daß ich eine Frau war, wenn auch eine privilegierte weiße Frau, vor allem dann, wenn die „Forschungsobjekte" Frauen waren. Denn in extrem patriarchalischen Gesellschaften mit klarer Segregation der Geschlechter wird der koloniale und der Klassenwiderspruch (z. B. westliche Sozialwissenschaftlerin versus „unterentwickelte" Landfrau) teilweise neutralisiert durch den überall präsenten Mann-Frau Widerspruch. Als Frau war ich zunächst immer und ohne Frage auf der selben Seite wie meine „Forschungsobjekte". Dadurch wurde mir nicht nur die Identifizierung und Solidarisierung mit diesen Frauen erleichtert, sondern mir waren auch Informationen zugänglich, die kein Mann dieses Landes ohne Mithilfe einer Frau hätte ermitteln können.

Diese und ähnliche Situationen erweckten in mir ein akutes Mißtrauen gegenüber dem wissenschaftlichen Wert von Forschungsergebnissen, die mit den herkömmlichen Forschungsinstrumenten in ähnlichen Herrschaftssituationen ermittelt wurden. Hinzu kam ein immer stärkeres moralisches Unbehagen, Menschen einer fremden Kultur, in einer Situation extremer Abhängigkeit, ihr Leben, ihre Verhältnisse durch eine Art methodischen Schnappschuß erforschen zu wollen und sie zu Objekten von Forschungsinteressen zu machen, deren Ziele ihnen undurchsichtig waren.

Daß das Mißtrauen vieler Menschen in der Dritten Welt gegenüber westlichen Sozialwissenschaftlern gute Gründe hat, wurde erstmalig von Wissenschaftlern Ende der

*) geringfügig überarbeiteter Nachdruck aus: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 1, München 1978, S. 41-63

sechziger Jahre ausgesprochen, als sie entdeckten, daß Sozialforschung in Südostasien und Lateinamerika zu Zwecken der psychologischen Kriegsführung und zur Counter-Insurgency Strategie eingesetzt wurde (Wolf/Jorgensen 1970, Horowitz 1967). Die Methodenkritik, die von diesen Forschern ausging, zielte vor allem auf die Frage des Forschungsethos. Sie fragten nach den politischen und ökonomischen Interessen der Auftraggeber dieser Forschung und nach der moralischen Berechtigung, als Wissenschaftler in Gesellschaften herumzuschnüffeln, die von ihren Landsleuten in früheren Zeiten unterworfen wurden und heute in Abhängigkeit gehalten werden (Huizer 1973). Gerrit Huizer sieht in der Ablehnung dieser sozialwissenschaftlichen „snoopers" durch Bauern in der Dritten Welt und durch Slumbewohner in den westlichen Ländern erste Ansätze eines Widerstandes (Huizer 1973, S. 171).

Als ich 1968 in die Bundesrepublik zurückkehrte, wurden auch hier die anerkannten positivistischen Forschungsmethoden in Frage gestellt. Die wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen, die damals stattfanden, hatten jedoch weniger die Frage des Forschungsethos zum Ziel. Sie waren vielmehr von der Intention inspiriert, die Gesellschaftswissenschaften aus der immer stärker in die Kapitalverwertung eingebundene Wissenschaftsproduktion zu befreien und ihr ursprünglich aufklärerisches und emanzipatorisches Potential in den Gesellschaftsprozeß einzubringen. Die verschiedenen Versuche, angefangen bei der Kritischen Theorie und dem Positivismusstreit bis zum Seminar-Marxismus stellten zwar alle das Postulat der Integration von Theorie und Praxis, waren aber unfähig, den Zauberkreis der bloßen Theorie und die Gefängnismauern des akademischen Establishments zu durchbrechen. Mir stellte sich die Frage der Verbindung von Praxis und Theorie jedoch nicht nur als wissenschaftstheoretisches Problem. Im Rahmen der Ausbildung von Sozialpädagogen und verschiedenen Randgruppenprojekten drängte sich die Frage immer stärker in den Vordergrund: Wie kommt man von der Kritischen Theorie zur kritische, d. h. befreienden Praxis? Auf der Suche nach praxisbezogenen Forschungsmethoden wandten meine Studenten und ich uns dem Aktionsforschungsansatz zu, der erstmals von Lewin (1953) entwickelt worden war.
Während Lewin die Integration von Praxis und Forschung eher im Sinne eines social engineering fordert, scheinen die neuen Vertreter der Aktionsforschung diesen Ansatz eher in der Tradition der Kritischen Theorie weiter zu entwickeln (vgl. u. a. Haag/Krüger/Schwärzel/Wildt 1972, Moser 1975, Krüger/Klüver/Haag 1975). Einen großen Teil ihrer Bemühungen verwenden sie auf die wissenschaftstheoretische Fundierung der Aktionsforschung als einen neuen Paradigma von Wissenschaft (Krüger/Klüver/Haag 1975, Moser 1977) und auf die Rechtfertigung dieses Ansatzes gegenüber der etablierten, d. h. konkret der positivistischen Wissenschaft. Adressat dieser Legitimierungsbemühungen ist weniger die Zielgruppe der Aktion als die Kommunität der Wissenschaftler. So schreibt Gstettner, auch Aktionsforscher seien nicht davon suspendiert: „Beiträge zu liefern, die die innere Relevanz des sich neu etablierenden Wissenschaftssystems ‚Handlungsforschung' betreffen. Auch wissenschaftssoziologische Gesichtspunkte weisen darauf hin, daß Wissenschaftler Forschungen einem internen Rechtfertigungszwang unterwerfen" (Gstettner 1976, S. 323).
Auernheimer stellt darum auch bei seiner Analyse von Publikationen zur Handlungsforschung fest: „Legitimationsprobleme gegenüber den Praktikern, der primären Bezugsgruppe für Handlungsforschung, stellen sich natürlich auf der programmatischen Ebene nicht. Sie ergeben sich offensichtlich erst in der Projektarbeit . . ." (Auernheimer 1976, S. 385).
Hinzukommt, daß die meisten Aktionsforschungsprojekte als pädagogische Feldforschungsprojekte in Schulen durchgeführt wurden: Handlungsforscher beobachten Lehrer und sollen ihnen zu einer besseren Kommunikation mit Schülern einerseits und den Wissenschaftlern andererseits verhelfen (Gstettner 1976). Die Schulsituation als „Handlungsfeld" führt freilich automatisch zu einer Reduzierung der Aktion auf verbale Kommunikation. Gstettner (1976) und Moser (1977) führen daher diese Ein-

schränkung auch konsequent weiter, indem sie die emanzipatorische Zielsetzung der Integration von Theorie und Praxis, von Aktion und Forschung in Anlehnung an Habermas in den herrschaftsfreien Diskurs (Moser) oder die diskursive Verständigung (Gstettner) umbiegen. Für Moser liegt das ganze Elend der traditionellen Empirie lediglich in ihrem monologischen Charakter. Er stellt die These auf: „Als Instanz der Aktionsforschung gilt der Diskurs, d. h. das argumentierende Bemühen um Absicherung und Begründung von Handlungsorientierungen" (Moser 1977, S. 11).
Nicht die Dialektik von Aktion und Reflexion ist wichtiges Wahrheitskriterium sondern der Diskurs: „Wahrheit wird nicht wie im Denkmuster der traditionellen Empirie über die Befolgung bestimmter methodologischer Prinzipien und Verfahrensweisen gesichert, sondern durch kritische Argumentation im Diskurs" (Moser 1977, S. 25).
Mir scheint, hier hat sich der Kreis wieder geschlossen: Das hoffnungsvoll propagierte neue wissenschaftliche Paradigma der Aktionsforschung ist in gut idealistischer Tradition wieder auf das sichere, den deutschen Universitäten seit dem 19. Jahrhundert zugestandene Terrain der bloßen Theorie zurückgeführt worden. Die Aktionsforschung ist damit zwar gegenüber der etablierten Wissenschaft hoffähig geworden, aber in ihrer Selbstbeschränkung auf herrschaftsfreie Dialoge und durch ihren Verzicht auf die Vorantreibung dialektischer Veränderungsprozesse hat sie ihren befreienden Impuls weitgehend verloren.
Die Gründe für diesen Rückzug in den Elfenbeinturm sind m. E. einmal in der Sorge der Wissenschaftler um ihre materielle Existenzsicherung zu suchen, zum anderen aber in dem objektiven Widerspruch, in dem sich Handlungsforscher in einem System befinden, für das die Trennung von Praxis und Theorie, Hand- und Kopfarbeit konstitutiv ist. Nach Auernheimer liegt das Dilemma der Handlungsforscher darin, daß sie auf der einen Seite anknüpfen an Wissenschaftstraditionen, „die ein subjektivistisches, idealistisches Selbstverständnis und Weltverständnis in Bezug auf gesellschaftliches Erkennen und Handeln implizieren, auf der anderen Seite der Rückgriff auf eine materialistische Analyse menschlicher Erkenntnis und Praxis" (1976, S. 381).
Mein Unbehagen und meine Kritik am positivistischen Forschungsansatz und an den quantitativen Methoden, aber auch am herrschaftsfreien, wenngleich praxisorientierten Diskurs wurden jedoch erst auf den Punkt gebracht, als ich selbst an einer Aktion der Frauenbewegung teilnahm, allerdings nicht als Forscherin, sondern als betroffene Frau, die mit anderen Frauen die Frauenunterdrückung an einem Punkt angreifen wollte, an dem sie sich besonders scharf manifestiert, nämlich an dem Problem der privaten eheherrlichen Gewalt gegen Frauen. Während meiner Teilnahme an der Aktion zur Erkämpfung eines Hauses für mißhandelte Frauen in Köln, gingen mir eine Reihe methodologischer Lichter auf. Ich begriff vor allem, daß „Kulturen des Schweigens" (Paulo Freire), zu denen neben „unterentwickelten" Bauern auch die Frauen der ganzen Welt gehören, nicht zunächst durch Diskurse aufgebrochen werden können, sondern daß erst elementare Veränderungen der Situation geschaffen werden müssen, um überhaupt ein Sprechen über die Situation und Dialoge zu ermöglichen.
Die folgende Ausgangsthese und die daraus abgeleiteten methodologischen Forderungen sind sowohl das Ergebnis meiner Erfahrung in dieser Aktion als auch eines längeren Reflexionsprozesses. Sie erheben keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit oder Originalität. Sie stellen auch noch kein neues methodisches Paradigma für Frauenforschung dar. Sie sind vielmehr gedacht als Anreiz und Einladung zu einer erneuten Methodendiskussion, vor allem unter Wissenschaftlerinnen. Es ist nicht von ungefähr, daß Frauen im Wissenschaftsbetrieb in zunehmendem Maße unzufrieden sind mit den etablierten Forschungsmethoden. Das gilt vor allem für Frauen, die durch die Frauenbewegung für Unterdrückungs- und Herrschaftsstrukturen sensibilisiert worden sind.
Wenn in den folgenden Ausführungen oft von Sozialwissenschaftlerinnen die Rede ist, so bedeutet das keineswegs, daß „women's Studies" in der BRD vor allem von Psychologinnen, Soziologinnen und Politologinnen gefordert und vorangetrieben würden. Da die Methodendiskussion jedoch vor allem in den Sozialwissenschaften geführt wurde und wird, sind engagierte Frauen in diesen Disziplinen auch in besonderer Weise aufgerufen, neue, zukunftsweisende Ansätze zu suchen.

Ausgangsthese

Wenn Frauen anfangen, ihre Situation zu verändern — so wie es im Zusammenhang der internationalen Frauenbewegung geschieht — dann hat das Rückwirkungen auf die Forschungen, die sich mit der gesellschaftlichen Lage der Frau befassen. Das trifft insbesondere zu für das, was heute allgemein als „women's studies" (Frauenforschung) genannt wird. „Women's studies" bezeichnet nicht einfach die Tatsache, daß die Zielgruppe „Frauen" Eingang in den akademischen Forschungsbetrieb gefunden hat, sondern bedeutet, daß sich engagierte Frauen im Hochschulbereich mit der gesellschaftlichen Unterdrückung der Frauen insgesamt so beschäftigen, daß sie auf eine Aufhebung dieser Unterdrückung hinwirken. Dabei sind sie sowohl *Betroffene,* die diese Unterdrückung in irgendeiner Weise selbst erfahren haben, und gleichzeitig *Forschende,* die sich wissenschaftlich mit dieser Unterdrückung und den Möglichkeiten ihrer Aufhebung befassen.

Aus dieser doppelten Bewußtseins- und Seinslage erwachsen spezifische Forderungen bezüglich der Problemstellungen, der Theorien und der Methoden. Bisher haben Frauen im Universitätsbetrieb ihre subjektive Betroffenheit als Frauen (d. h. als Unterdrückte) auch dann verdrängen müssen, wenn sie sich mit der Position der Frau in der Gesellschaft beschäftigt haben. Das methodische Postulat der Wertfreiheit, der sogenannten Objektivität, der vertikalen, asymmetrischen und nicht-reziproken Beziehung zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt, wohl das grundlegendste methodische Postulat der positivistischen Wissenschaft, führt jedoch zu einer schizoiden Situation, wenn es von engagierten Frauen in der Hochschule angewandt wird.

Darüberhinaus ist es dem neuen Forschungsgegenstand, der sich aus der Frauenbewegung entwickelt hat, nicht mehr angemessen, denn diese methodische Vorgehensweise ist nicht geeignet, die gesellschaftlichen Bereiche zu erfassen, die aufgrund der androzentrischen d. h. männerzentrierten Voreingenommenheit der Sozial- und Geschichtswissenschaften „unsichtbar" geblieben sind: die Geschichte der Frauen, die Art und Weise, wie Frauen ihre Situation erleben und analysieren, wie sie Unterdrückung wahrnehmen und erklären, Formen und Strategien ihres jahrtausendealten Widerstandes. Frauen im akademischen Betrieb verdrängen in der Regel aus Selbsterhaltungsmotiven diese Bereiche ebenfalls aus ihrem Bewußtsein.

Es müssen in der Frauenforschung daher neue methodische Wege gesucht werden. Ihr Ziel muß sein, die Identifikation mit der eigenen unterdrückten Gruppe nicht als Störfaktor zu sehen, sondern als methodologische Möglichkeit, die Situation der Unterdrückung umfassender, d. h. auch von der Seite der Unterdrückten, zu analysieren. Dabei wird eine Neudefinition des Wahrheitsbegriffes in der Forschung notwendig werden. Ausgangspunkt für neue methodische Ansätze im Zusammenhang von Frauenforschung muß diese widersprüchliche Seins- und Bewußtseinslage der Frauen im akademischen Bereich selbst sein. Das Objektivitätspostulat erfordert, daß die bisher verdrängten, sozial „unsichtbaren" Bereiche des Frauendaseins (Sein und Bewußtsein) wissenschaftlich ans Tageslicht gebracht werden. Um dies zu erreichen, ist es notwendig, daß Frauen, die im Sinne unserer Ausgangsthese zu forschen beginnen, ihre verdrängte, unbewußte, subjektive *Betroffenheit* (ihre Erfahrungen von Unterdrückung und Diskriminierung) bewußt in den Forschungsprozeß einbeziehen. Das bedeutet, daß das schizoide Bewußtsein von Sozialwissenschaftlerinnen, als methodologische und politische Chance und nicht nur als Unglück begriffen wird. Diese „double consciousness", haben Frauen im Wissenschaftsbetrieb gemeinsam mit allen unterdrückten Klassen und Minderheiten. Das gilt insbesondere für Frauen in den Sozialwissenschaften, deren „Forschungsobjekt" Menschen sind. Leavitt u. a. schreiben über diese double consciousness: „Mitglieder von untergeordneten Gruppen müssen, wenn sie überleben wollen, denen gegenüber, die sie kontrollieren, eine Eigenschaft entwickeln, die den übergeordneten Gruppen fehlt, obwohl sie sich gleichzeitig der täglichen Realität ihrer Unterdrückung voll bewußt sind" (Leavitt/Sykes/Weatherford 1974, S. 112 — Übers. M. M.).

Diese zusätzliche Eigenschaft besteht vor allem darin, daß Frauen und andere unterdrückte Gruppen aus ihrer subjektiven Erfahrung heraus besser sensibilisiert sind für psychologische Herrschaftsmechanismen. Als Objekte von Unterdrückung sind sie aus Selbsterhaltungstrieb gezwungen, sich mit den Motiven und Strategien der Unterdrücker auseinanderzusetzen. Gleichzeitig haben sie am eigenen Leib und an der eigenen Psyche erfahren, wie Unterdrückung sich auf der Seite der Opfer anfühlt, die dauernd auf Anforderungen, die an sie gestellt werden, antworten müssen. Aus dieser „inneren Sicht der Unterdrückten" (June Nash 1974) sind Sozialwissenschaftlerinnen, die die Situation von Frauen und anderen unterdrückten und ausgebeuteten Gruppen studieren, weit eher in der Lage, eine umfassende Analyse zu erstellen als ihre männlichen Kollegen, denen es häufig an diesem Erfahrungswissen, an Empathie, an Identifikationsvermögen und darum auch an sozialer und soziologischer Phantasie fehlt.

Wenn Wissenschaftlerinnen ihre eigene subjektive Betroffenheit zum Ausgangspunkt und zur Richtschnur ihrer Forschung machen, dann werden sie zunächst einmal sensibilisiert für die Schwächen eines großen Teils des etablierten Wissenschaftsbetriebs, der, wie Gerrit Huizer bermerkt, wie alle von Männern dominierten Bereiche, gekennzeichnet ist von einer Menge „'egotripping', Verleumdung, Machtintrigen und Mangel an gleicher Partizipation" (Gerrit Huizer 1975). Darüberhinaus entdecken sie auch methodische und theoretische Schwächen und werden hellhörig für wissenschaftliche Manipulationen, wie etwa die aristotelische Dichotomisierung, die sowohl die Theorie als auch die Methoden der Strukturalisten und der Funktionalisten entscheidend bestimmt (vgl. Leavitt/Sykes/Weatherford 1974). Diese Manipulation ist jedoch nicht nur eine Folge eines androzentrischen wissenschaftstheoretischen Ansatzes, sondern tritt auch konkret als Konkurrenzkampf auf, wie Leavitt, Sykes und Weatherford am Beispiel der Erforschung der australischen Eingeborenen nachweisen[2]. Als weiteres Beispiel der wissenschaftlichen Manipulation durch den Androzentrismus seien die neo-evolutionistischen Theorien des Behaviourismus genannt, für die das „Man the Hunter"-Paradigma Ausgangspunkt und Endpunkt aller Forschung über gesellschaftliche Verhältnisse und menschliches Verhalten ist. E. Morgan (1972), S. Slocum (1975), E. Fromm (1974) und Martin Vorhies (1975) haben nicht nur die narzistische Selbstbespiegelung bei Forschern wie H. Sahlins (1960), Laughlin (1968), Debetz (1961), Washburn/Lancaster (1968), Tiger (1970) u. a. nachgewiesen, sondern auch die wissenschaftliche Enge und Verzerrung, die dadurch entsteht, daß andere Erfahrungsbereiche als die, die in das Modell des aggressiven männlichen Jägers (das Modell des kapitalistischen Ausbeuters) passen, nicht wahrgenommen werden.

Über die Kritik an der androzentrischen Wissenschaftsmanipulation hinaus werden Wissenschaftlerinnen, die ihre eigene Betroffenheit nicht verdrängen, und denen etwas an der Aufhebung der Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen liegt, auch neue Forschungsmethoden erfinden müssen, die ihrem Forschungsgegenstand und ihrem Forschungsinteresse angemessen sind. Aus der Kritik an den herkömmlichen Methoden müssen neue methodologische Prinzipien entwickelt werden.

Im folgenden versuche ich, einige Postulate zu formulieren, die beachtet werden müssen, wenn Frauenforschung im Sinne unserer Ausgangsthese nicht ihr wissenschaftliches und politisches Ziel verfehlen will. Am Beispiel der Problematik der Gewalt gegen Frauen wird anschließend dargestellt, wie die Anwendung dieser methodischen Postulate eventuell aussehen könnte. In einem späteren Teil müßten einige Forschungstechniken auf ihre Brauchbarkeit im Hinblick auf dies Postulate überprüft werden.

Es wurde schon betont, daß es sich hierbei nicht um einen voll entwickelten und bereits überprüften neuen Ansatz handelt, sondern um Thesen, Vorschläge und Anregungen zu einer längst überfälligen Methodendiskussion unter engagierten Frauen im Wissenschaftsbetrieb.

I. Methodologische Postulate einer engagierten Frauenforschung

1. Das Postulat der *Wertfreiheit,* der Neutralität und Indifferenz gegenüber den Forschungsobjekten — bisher wichtigster Maßstab für Objektivität — wird ersetzt durch bewußte *Parteilichkeit.* Bewußte Parteilichkeit wird erreicht durch eine teilweise Identifikation mit den „Forschungsobjekten". Sozialwissenschaftlerinnen, die ihre „double-consciousness" bewußt und aktiv in den Forschungsprozeß einbeziehen, wird diese Teilidentifizierung nicht schwerfallen. Sie ist das Gegenteil der „spectator knowledge" (Maslow 1966, S. 50), die gerade dadurch erreicht wird, daß Sozialwissenschaftler ihren Forschungs„objekten" gegenüber ein verdinglichtes, desinteressiertes Verhalten an den Tag legen. Maslow bezeichnet die solcherart erreichte Objektivität als szientistisch, als nicht wissenschaftlich: „Er (der Forscher, M.M.) wird eher szientistisch als wissenschaftlich werden, er mag es für notwendig halten seine menschlichen Gefühle für die Menschen, die er studiert, zu ertränken, er mag quantifizieren, ob es angebracht ist oder nicht, und sein Ergebnis mögen akkurate Details und ein falsches Ganzes sein" (Maslow 1966, S. 114-118).

Bewußte Parteilichkeit hingegen begreift nicht nur die „Forschungsobjekte" als Teil eines umfassenden gesellschaftlichen Zusammenhangs, sondern auch die Forschungssubjekte selbst. Sie ist alles andere als bloßer Subjektivismus oder bloße Einfühlung, sondern schafft auf der Basis einer Teilidentifizierung zwischen Forschern und Erforschten so etwas wie eine kritische und dialektische Distanz. Sie ermöglicht eine Korrektur subjektiver Wahrnehmungsverzerrungen auf beiden Seiten, auf der Seite der Forscher durch die Erforschten, auf der Seite der Erforschten durch die Forscher und trägt sowohl zu einer umfassenden und daher wirklich objektiven Erkenntnis der sozialen Realität bei als auch zur Bewußtseinsbildung der am Forschungsprozeß Beteiligten.

2. Die vertikale Beziehung zwischen Forschern und Erforschten, die *„Sicht von oben"* wird ersetzt durch die *„Sicht von unten".* Es ist notwendige Folge der Forderung nach bewußter Parteilichkeit und Reziprozität, daß Forschung, bisher weitgehend ein Instrument zur Herrschaftssicherung, in den Dienst von beherrschten, unterworfenen und ausgebeuteten Gruppen und Klassen gestellt wird. Das gilt insbesondere für Frauen. Engagierte Sozialwissenschaftlerinnen können kein objektives Interesse an der „Sicht von oben" haben, weil sie sonst ihrer eigenen Unterdrückung als Frau, dem ältesten Oben-Unten-Verhältnis und dem Paradigma aller späteren Oben-Unten-Verhältnisse zustimmen müßten. Die Forderung nach der „Sicht von unten" hat wiederum sowohl eine wissenschaftliche als auch eine ethisch-politische Bedeutung.
Die wissenschaftliche Bedeutung der „Sicht von unten" besteht vor allem darin, daß die Mängel des Ansatzes von „oben" aufgehoben werden. Das bekannte Problem der Relevanz von Daten, ihrer Validität und Signifikanz, das trotz aller Verfeinerung der quantitativen Verfahren nicht gelöst ist, wie die Folgenlosigkeit von Einstellungsmessungen besteht hauptsächlich in der Herrschaftssituation in der Befragung und dem Mißtrauen der Befragten gegenüber Interviewern. Dieses Mißtrauen ist besonders ausgeprägt bei unterprivilegierten Gruppen — also auch bei Frauen — die von Mittelklasseangehörigen untersucht werden. Es ist schon gesagt worden, daß diese Methoden nur die bereits bekannten Normen reproduzieren, aber kaum an tatsächliches Verhalten herankommen (vgl. H. Berger 1973). Die belanglosen, den Status quo rechtfertigenden Ergebnisse eines großen Teils der bisherigen Forschung über Einstellungen von Frauen sind ein Beispiel für die wissenschaftliche Bedeutungslosigkeit dieser Methoden. Sie haben uns kaum Aufschluß über das tatsächliche Bewußtsein von Frauen gegeben, sondern nur deren eigene Rechtfertigungsstrategien reproduziert.
Die „Sicht von unten" und bewußte Parteilichkeit können die Herrschaftssituation zwischen Forschern und Erforschten abbauen und so zu authentischeren und valideren Ergebnissen führen. Engagierte Sozialwissenschaftlerinnen dürften aber nicht bei die-

sem Ergebnis stehen bleiben. Ihr Ziel kann es nicht sein, die Wissenschaft nur um bessere, umfassendere, realitätsgerechtere Daten zu bereichern. Die ethisch-politische Bedeutung des Ansatzes von unten kann nicht von der wissenschaftlichen getrennt werden, wenn man (frau) diese methodischen Innovationen nicht wiederum den Herrschenden ausliefern will. Nur wenn die Frauenforschung bewußt in den Dienst der Aufhebung von Unterdrückung und Ausbeutung gestellt wird, können engagierte Forscherinnen verhindern, daß ihre methodischen Innovationen zur Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen und zum Krisenmanagment mißbraucht werden. Konkret heißt das, daß Sozialwissenschaftlerinnen dafür kämpfen müssen, daß die Frauenproblematik nicht nur Eingang in den etablierten Forschungsbetrieb findet, sondern daß Forschungsziele und Forschungsgegenstand sich zunehmend an den Bedürfnissen und Interessen der Mehrzahl der Frauen orientieren. Das setzt allerdings voraus, daß Sozialwissenschaftlerinnen diese Bedürfnisse und Interessen kennen und bereit sind, dafür zu kämpfen. Die „Sicht von unten" führt daher zu einem weiteren methodischen Postulat.

3. Die kontemplative, uninvolvierte „Zuschauerforschung" (spectator knowledge — Maslow) wird ersetzt durch aktive Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen und die Integration von Forschung in diese Aktionen. Es ist nicht von ungefähr, daß dieses Konzept der Verbindung von „konkreter sozialer Analyse, politischer Aktion und ideologischer Inspiration" (Gerrit Huizer 1973) in den Befreiungskämpfen der Dritten Welt entwickelt wurde, besonders in Lateinamerika.
Dieses Konzept wurde formuliert von Mao Tse-Tung in seinen Schriften über den Widerspruch und die Praxis. Es muß betont werden, daß es über die bisherigen Ansätze der Aktionsforschung hinausgeht, obwohl letztere viele Elemente dieses Konzepts — zumindest programmatisch — verwenden. Im Gegensatz zur Aktionsforschung, die bisher aus dem Dilemma nicht herausgekommen ist, ein neues, materialistisches Wissenschafts- und Erkenntnisverständnis innerhalb eines idealistisch und kontemplativ strukturierten Wissenschaftssystems durchsetzen zu wollen, geht dieser Ansatz konsequent von einer dialektischen und materialistischen Erkenntnis- und Praxistheorie aus. Nach diesem Ansatz besteht das Wahrheitskriterium einer Theorie nicht in der Befolgung bestimmter methodischer Verfahren und Prinzipien, sondern in ihrem Potential, die konkreten Praxisprozesse in die Richtung fortschreitender Emanzipation und Humanisierung voranzutreiben. Dieses Potential wird jedoch nicht im Elfenbeinturm der Universitäten erworben, sondern in der Teilnahme an Praxisprozessen und der Reflexion dieser Prozesse.
Frauen, als einer weltweit unterdrückten und ausgebeuteten Gruppe, ist wenig gedient mit der Max Weber'schen Trennung von Politik (Praxis) und Wissenschaft. Aus diesem Grunde müssen Sozialwissenschaftlerinnen, wenn sie nicht nur paternalistisch etwas „für" andere Frauen tun wollen, sondern Frauenunterdrückung insgesamt aufheben wollen, ihre Suche nach neuen Methoden aus dem Elfenbeinturm hinausverlegen und selbst an den Kämpfen und Aktionen zur Frauenbefreiung teilnehmen. Ihr wissenschaftlicher Beitrag zu diesen Aktionen ist nicht der, abstrakte Rezepte zu geben, sondern den an diesen Aktionen Beteiligten zu helfen, ihr eigenes theoretisches Potential zu entwickeln. Erst dann ist der elitäre Anspruch von Wissenschaftlerinnen aufgehoben, wenn sie in der Lage sind, alle an einem Praxisprozeß Beteiligten als „brother sociologists" oder „sister sociologists" (in Anlehnung an Gouldner) anzusehen. Das heißt vor allem, daß ihnen die Borniertheit des kontemplativen Wissenschaftsverständnisses in der Konfrontation mit diesen „Soziologinnen ohne Diplom" (in Anlehnung an Beck 1972, S. 203, 204) bewußt wird.
Die Integration von Forschung in soziale und politische Aktionen zur Frauenbefreiung, die Dialektik von Handeln und Erkennen, wird nicht nur die Praxis verbessern, sondern auch die Theoriebildung, weil der Forschungsgegenstand nicht als statisch und homogen, sondern als geschichtlich/dynamisch und widersprüchlich erfaßt wird. Die konkrete Erfahrung von und das gemeinsame Reflektieren dieser Widersprüch-

lichkeiten und die historischen Veränderungen der Frauenfrage können die Mystifizierungen durchbrechen, die durch eine androzentrische Wissenschaft vom „natürlichen Wesen" der Frau geschaffen worden sind.

4. Die Teilnahme an Aktionen und Kämpfen und die Integration von Forschung in diese Kämpfe bedeutet ferner, daß die Veränderung des Status Quo als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erkenntnis angesehen wird. Das Motto für diese Vorgehensweise könnte sein: *Um ein Ding kennenzulernen, muß man es verändern.* „Willst du den Geschmack einer Birne kennenlernen, mußt du sie verändern, d. h. sie in deinem Mund zerkauen"(Mao Tse-Tung 1968, S. 353). Auf die Frauenproblematik übertragen heißt das: Wir müssen anfangen, gegen Frauenunterdrückung und -ausbeutung zu kämpfen, um das Ausmaß, die Erscheinungsformen, die gesellschaftlichen Ursachen dieser Unterdrückung und Ausbeutung zu erkennen. Das bedeutet nicht nur, daß die Erforschung von Oberflächenphänomenen — etwa der Einstellungen deutscher Frauen zur Hausarbeit oder Berufstätigkeit — wenig Aufschluß über das wahre Bewußtsein dieser Frauen gibt, sondern auch, daß erst die Veränderung des „normalen" Lebens einer Frau bei ihr selbst die Chance der Bewußtwerdung ihrer wirklichen Lage bewirkt. Bei der einzelnen Frau geschieht das häufig durch die Erfahrung lebensgeschichtlicher Krisen (Ehescheidung, Ende einer Beziehung, Erfahrung von Gewalt in der Ehe usw.). Es ist diese „Krisenerfahrung" (H. Kramert 1977) und die Erfahrung eines Bruchs mit der von Frauen so hoch geschätzten Normalität, durch die die Frauen mit den realen gesellschaftlichen Verhältnissen konfrontiert werden, in die sie bisher unbewußt als Objekte untergetaucht waren, ohne sich von ihnen distanzieren zu können. Im Bruch mit der gewohnten Kontinuität, besteht auch die Chance der Subjektwerdung für Frauen.
Das Motto der notwendigen Veränderung einer Situation zur Erkenntnis dieser Situation trifft jedoch nicht nur für die Einzelfrau und ihre Krisenerfahrung zu, sondern auch für kollektive Prozesse. Die Tatsache, daß wir heute über Methoden zur Erforschung der Frauenproblematik nachdenken, ist nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Bemühungen in Hochschulen, sondern des jahrelangen Kampfes der Frauenbewegung. Ohne die internationale Frauenbewegung würde heute niemand von Frauenforschung sprechen.
Verstehen Wissenschaftlerinnen ihre Forschung als integralen Teil einer befreienden Aktion und setzen sie im Schnittpunkt sozialer und individueller Veränderungensprozesse an, dann können sie nicht umhin, sich in diesem Prozeß auch selbst zu verändern, als Menschen und als Wissenschaftlerinnen. Sie werden vor allem die Borniertheit, Abstraktheit, politische Impotenz und Arroganz des etablierten Wissenschaftlers ablegen und lernen, daß die Beschäftigung mit Wissenschaft nicht ein Privileg von professionellen Wissenschaftlern ist, sondern daß die Kreativität der Wissenschaft von ihrer Verankerung in lebendigen Lebensbezügen abhängt. Die methodologische Konsequenz dieser Forderung bedeutet ein Nachdenken über Techniken zur Erfassung von geschichtlichen Veränderungsprozessen.

5. Aus dem Vorangegangenen ergibt sich, daß die Wahl des Forschungsgegenstandes nicht mehr der Beliebigkeit der einzelnen Sozialwissenschaftlerin oder ihren subjektiven Karriereinteressen überlassen bleiben kann, sondern abhängig sein wird von den allgemeinen Zielen und den strategischen und taktischen Erfordernissen der sozialen Bewegung zur Aufhebung von Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen. — Mir ist bewußt, daß diese Forderung schwer durchzusetzen sein wird, denn solange eine Bewegung eine Bewegung ist, gibt es keine offizielle Instanz, die solche sozialen Ziele eindeutig formulieren könnte. Die bisher formulierten Ziele der Frauenbewegung sind teils unklar, teils widersprüchlich. Eindeutigkeit herrscht lediglich in dem, was die Frauen nicht mehr wollen. Zum anderen stehen die allgemeinen Ziele der Frauenbewegung scheinbar den objektiven Klasseninteressen von Wissenschaftlerinnen entgegen.
Ihre Identifikation mit den Privilegien ihrer Klasse überwiegt häufig ihre Betroffenheit

als Frau (d.h. als Unterdrückte). Machen Frauen jedoch diese Betroffenheit zum Ausgangspunkt ihrer Forschung, dann müssen sie konsequenterweise die Vereinzelung und das illusionäre Prinzip der „Einsamkeit und Freiheit" der „freien" Wahl des Forschungsgegenstandes aufgeben. Das heißt keinesfalls Fremdbestimmung durch eine Bewegung, sondern heißt eher die kreative Verarbeitung einer gesellschaftlichen Problematik durch ein Subjekt.
Engagierte Sozialwissenschaftlerinnen, die sich den allgemeinen Zielen der Frauenemanzipation verpflichtet fühlen, haben einen wichtigen Beitrag zur theoretischen Klärung und strategischen Weiterentwicklung dieser Bewegung zu erfüllen (Verpflichtung vor der Geschichte). Das setzt aber voraus, daß sie ihre eigene geschichtliche Rolle in dieser Bewegung erkennen und bewußt wahrnehmen. Das führt uns zu dem nächsten Postulat.

6. *Der Forschungsprozeß wird zu einem Bewußtwerdungsprozeß,* sowohl für die bisherigen Forschungs„subjekte" als auch für die bisherigen Forschungs„objekte". Dieser Ansatz wurde erstmalig formuliert und durchgeführt durch Paulo Freire in seiner problemformulierenden Methode. Das entscheidende an dieser Methode ist, daß die konkrete Erforschung einer unterdrückenden Situation nicht nur durch wissenschaftliche Experten, sondern durch die Beteiligten selbst erfolgt. Bisherige Objekte von Unterdrückung und Forschung werden zu forschenden Subjekten in einer befreienden Aktion. Das bedeutet, daß die Wissenschaftler, die an dieser Aktion teilnehmen, ihre Forschungsinstrumente an die Betroffenen weitergeben, sie animieren, ihre eigene Situation zu untersuchen, ihnen Anregungen geben, die Probleme, die sie dort vorfinden, zu formulieren als Voraussetzung einer geplanten Aktion. Die Frauenbewegung hat Bewußtwerdungsprozesse bisher hauptsächlich auf ein Aufarbeiten der individuellen Problematik in Consciousness Raising Groups beschränkt. Dieser mehr gruppendynamische und auf die Beziehungsproblematik konzentrierte Ansatz hat die spätkapitalistischen gesellschaftlichen Verhältnisse, die zu rollenspezifischem Verhalten führen, ausgeklammert. Die problemformulierende Methode hingegen sieht die individuelle Problematik als Ausdruck unterdrückender Verhältnisse. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich auf eine Untersuchung dieser Verhältnisse durch die Betroffenen selbst. In diesem Ansatz kann die subjektivistische Verengung, die Gefahr der Psychologisierung aller objektiven Herrschaftsverhältnisse eher vermieden werden, denn die problemformulierende Methode ist auf das Ziel der verändernden Aktion gerichtet, Consciousnessraising dagegen bleibt beim Bewußtwerden der Frauenmisere stehen. Bewußtmachungsprozesse ohne anschließende Veränderungsprozesse können jedoch zu gefährlichen Illusionen und zur Regression führen.
Ich möchte allerdings noch einen Schritt weiter gehen als Paulo Freire. Zur kollektiven Bewußtwerdung durch die problemformulierende Methode muß die Aufarbeitung der eigenen individuellen und kollektiven Geschichte treten. Die Veränderungsprozesse, denen Frauen als Gruppe im Laufe der Geschichte passiv unterworfen waren, aber auch die Veränderungen, die sie selbst durch die Frauenbewegung aktiv hervorgebracht haben (z. B. Erringung des Frauenwahlrechts), haben sie sich noch nicht subjektiv angeeignet. Die wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Veränderungsprozesse geschah meist post festum und die Ergebnisse wurden nicht an die Bewegung rückgekoppelt. Das hat dazu geführt, daß es mehrere Frauenbewegunswellen im Laufe der letzten hundert Jahre gegeben hat, die Geschichte dieser Kämpfe, der zentralen Fragestellung aber kaum Teil des kollektiven Frauenbewußtseins geworden ist. Auf diese Weise *machen Frauen zwar Geschichte, aber sie eignen sich ihre eigene Geschichte nicht als Subjekte an.* Doch diese subjektive Aneignung der Geschichte der eigenen Kämpfe, Leiden und Entwürfe kann erst zu so etwas wie kollektivem Frauenbewußtsein (in Analogie zu Klassenbewußtsein) führen.

Diese Aneignung der eigenen Geschichte kann durch engagierte Sozialwissenschaftlerinnen vorangetrieben werden. Sie können dazu beitragen, daß Frauen die Geschichte

ihrer eigenen Aktionen schreiben (z. B. über die Aktion §218), daß sie aus Fehlern und Erfolgen lernen und vom bloß spontaneistischen Aktivismus zu langfristigen Strategien kommen. Voraussetzung für eine solche Aneignung ist, daß die Wissenschaftlerinnen in einem ständigen Dialog mit Frauen innerhalb und außerhalb der Bewegung bleiben und die Ergebnisse ihrer Forschung nicht als Privatbesitz betrachten, sondern vergesellschaften.

7. Die Aneignung der eigenen Geschichte als Subjekte und als Voraussetzung der Frauenemanzipation bedeutet weiterhin, daß die *Entwicklung einer feministischen Gesellschaftstheorie* nicht in Forschungsinstituten entstehen kann, sondern in der Teilnahme an den Aktionen und Kämpfen der Bewegung und in der theoretischen Auseinandersetzung über Ziele und Strategien dieser Bewegung. Das bedeutet, daß engagierte Wissenschaftlerinnen die ideologischen Klärungsprozesse innerhalb der Frauenbewegung vorantreiben müssen. Sie können sich nicht mehr mit dem allgemeinen Konzept der „siterhood" und einer grundlegenden Frauensolidarität zufriedengeben, sondern müssen versuchen, endlich eine geschichtlich gültige Antwort für die alte zentrale Frage zu finden, wie die Frauenunterdrückung mit der Klassenunterdrückung zusammenhängt und wie beide aufzuheben wären (vgl. Marlene Dixon 1975, S. 56-68).

II. Versuch der Anwendung dieser Postulate am Beispiel der Frauenhaus-Initiative „Frauen helfen Frauen e.V.", Köln

Wie bereits eingangs erwähnt, wurden diese methodologischen Postulate nicht nur durch intensives Studium sozialwissenschaftlicher Literatur gewonnen, sondern durch Erfahrungen in verschiedenen Praxisfeldern und in der Reflexion dieser Erfahrungen. Den Erfahrungshintergrund für die Methodenfrage in Bezug auf die Frauenfrage bildete meine Teilnahme an einer Fraueninitiative zur Bekämpfung der Gewalt gegen Frauen — insbesondere der Gewalt von Ehemännern und Freunden im privaten Bereich. Diese Initiative wurde im Frühjahr 1976 in Köln hauptsächlich von Studentinnen der Sozialpädagogik (nach einem Seminar über die internationale Frauenbewegung) gegründet. Die Gruppe bildete den Verein: „Frauen helfen Frauen" und nahm sich als erstes Ziel vor, ein Haus für geschlagene Frauen und deren Kinder zu erkämpfen.
Am Beispiel des Verlaufs dieser sozialen Aktion soll im folgenden dargestellt werden, auf welche Weise die oben beschriebenen Methodenpostulate in die Praxis umgesetzt werden können. Dabei ist freilich zu bedenken, daß die Entwicklung dieser Aktion nicht vom Forschungsinteresse der in ihr mitarbeitenden Wissenschaftlerinnen bestimmt war, sondern von der Zielsetzung der Initiativgruppe, den Bedürfnissen und Interessen der betroffenen Frauen, den Auseinandersetzungen mit den Behörden, dem Interesse der Öffentlichkeit und den verschiedenen, ineinander verschränkten Gruppenprozessen. Es war also von vorneherein unmöglich, Variablen so zu kontrollieren, wie es in der akademischen, empirischen Sozialforschung üblich ist. Das Forschungsinteresse selbst entwickelte sich erst im Verlauf der Aktion und hatte eher eine Hilfsfunktion als eine steuernde Funktion. Aus diesem Grunde kann auch keine systematische Operationalisierung und Implementierung der methodischen Postulate angeführt werden. Es können lediglich Ansätze, methodische Möglichkeiten und Teilerfolge dargestellt werden. Sie sind kein Ergebnisbericht, sondern sollen zur methodologischen Neugier, zur Diskussion und zum Experimentieren anregen. Darum konzentrieren sich die folgenden Ausführungen auch auf einige der oben entwickelten Postulate, ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit. Gleichzeitig wird auf verschiedene Techniken verwiesen, die sich in den verschiedenen Phasen der sozialen Aktion als brauchbar erwiesen haben. Dabei wird man feststellen, daß sich die Grenzen zwischen Methoden und Techniken der sozialen Aktion (Piet Reckmann 1971) und der soziologischen For-

schung manchmal verwischen. Doch das entspricht genau dem Prinzip der Verbindung von Handeln und Forschen.

1. Ein Problem muß geschaffen werden. („Um eine Sache zu erkennen, muß man sie verändern"). Postulat 4

Nachdem die Gruppe sich konstiuiert hatte und eine vorläufige Konzeption über Ziele, Methoden und Organisationsformen erstellt hatte, trat sie an die Sozialbehörde der Stadt heran und verlangte ein Haus für Frauen, die die von ihren Ehemännern geschlagen werden. Sie begründete ihre Forderung mit dem Hinweis auf ähnliche Häuser in England, Holland und Berlin. Die Antwort der Behörde war: Das Problem der Gewalt gegen Frauen existiert in Köln nicht, denn es gibt verschiedene Einrichtungen unter kommunaler und kirchlicher Trägerschaft, die die von ihren Männern mißhandelten Frauen aufnehmen könnten. Aber nur ein geringer Prozentsatz der Bewohnerinnen dieser Heime sind geschlagene Frauen. Wörtlich sagte man der Gruppe, daß ein soziales Problem erst dann als existent zu betrachten sei, wenn es von den Politikern im Stadtrat als solches anerkannt und der Verwaltung auf den Tisch gelegt worden sei. Die Gruppe solle erst einmal den Bedarf nach einem Frauenhaus nachweisen.

In der Regel geschieht diese Bedarfsermittlung durch Einschaltung professioneller Sozialforscher, die mit den üblichen Fragebogen- oder Interviewtechniken eine statistische Erhebung machen, die nicht nur sehr viel Geld kostet, viel Zeit in Anspruch nimmt, sondern auch den politischen Effekt hat, daß das Problem erst einmal auf die lange Bank geschoben wird. Wir aber begannen mit einer Straßenaktion zur Sammlung von Unterschriften und mit einem Stand über Frauenmißhandlung durch Männer. Während wir die Unterschriften sammelten, diskutierten wir mit den Passanten und nahmen diese Diskussion auf Tonband auf. Das gab uns nicht nur ein erstes empirisches Feedback über das allgemeine Bewußtsein der Bevölkerung zum Problem der privaten Gewalt, sondern auch schon erste faktische Daten über konkrete Fälle von Frauenmißhandlung, über die Klassenzugehörigkeit mißhandelter Frauen, über mögliche Ursachen der privaten Gewalt, über die Reaktion der Polizei und der Behörden. Diese Informationen halfen uns sehr, die nächsten Schritte der Aktion zu planen, und waren gleichzeitig ein Stück konkreter Sozialforschung. Darüberhinaus diente die Straßenaktion einschließlich der Tonbandaufzeichnungen zur Mobilisierung der Presse und der Öffentlichkeit. Diese Öffentlichkeitsarbeit hatte dann den Effekt, daß die Behörde das Problem nicht mehr vom Tisch wischen konnte, sondern ihrerseits einen eigenen Forschungsstab einsetzte, der bei den städtischen Einrichtungen ermitteln sollte, wieviele mißhandelte Frauen diese Stellen anlaufen und was diese Einrichtungen für diese Frauen tun. Das war die erste statistische Erfassung dieses Problems in Köln. Auch bei den Polizeidienststellen gibt es keine gesonderte Statistik über Gewalt von Ehemännern gegen Frauen. Das Ergebnis dieser Umfrage war, daß sich bei den städtischen Heimen im Durchschnitt 100 Frauen im Monat melden, die von ihren Männern geschlagen werden, daß die Heime aber nicht in der Lage sind, diesen Frauen schnell und unbürokratisch zu helfen, daß die Dunkelziffer wahrscheinlich viel höher ist.
Durch die Öffentlichkeitsarbeit in der Presse, Rundfunk, Fernsehen, die gleichzeitige Erweiterung des Vereins war inzwischen die Initiative auch bei den geprügelten Frauen bekannt geworden. Von Juni 1976 an meldeten sich bei dem Verein mißhandelte Frauen, die um Hilfe baten. Da kein Haus vorhanden war, nahmen wir diese Frauen vorläufig privat in unsere Wohnungen auf, was natürlich die Dringlichkeit des Kampfes für ein Haus erhöhte. Als die Sozialbehörde im September die Ergebnisse ihrer Umfrage vorlegte, hatten bereits 20-30 Frauen bei uns Hilfe gesucht und teilweise gefunden. Niemand konnte mehr behaupten, das Problem der Gewalt gegen Frauen in der Ehe existiere nicht.

2. Parteilichkeit und aktive, gleichberechtigte Teilnahme aller an der Aktion. Postulate 1 und 2

Die Entscheidung der Aktionsgruppe, keine neuen Hierarchien und kein Expertentum aufzubauen und als Mitglieder des Vereins nur Frauen zu zählen, die an allen Aufgaben aktiv mitarbeiteten, erwies sich im Verlauf der Aktion als richtig. Das bedeutete für die an der Aktion beteiligten Wissenschaftlerinnen ein parteiliches Heraustreten aus ihren uninvolvierten, vor direktem Praxiskontakt geschützten professionellen Status als Forscherinnen und Hochschullehrerinnen. Die erste Identifikation mit den Zielen des Vereins erfolgte dabei nicht über ein wissenschaftliches Interesse, sondern über die Betroffenheit als Frauen, über die Formen und Ausmaße der privaten Gewalt gegen Frauen. Die Ablehnung des Vereins, prominente Frauen in den Vorstand zu wählen oder den Wissenschaftlerinnen einen Experten- oder Beiratsstatus zu geben oder sie nur für die wissenschaftliche Begleitung des Projekts zu gewinnen, erregte zwar das Mißfallen und Unverständis der Behörden, führte aber dazu, daß alle Mitglieder sich aktiv einsetzten und sich mit den Zielen der Initiative identifizierten. Die Teilnahme an allen Aktivitäten und die Mitarbeit in Arbeitsgruppen bedeutete für die Wissenschaftlerinnen eine Erweiterung ihres akademischen Horizonts. Diese Art von parteilicher Teilnahme an allen anfallenden Arbeiten diese sozialen Aktion, vor allem aber auch gegenüber den Vertretern der öffentlichen Gewalt war die Voraussetzung dafür, daß die betroffenen Frauen das Gefühl gewannen, daß diese Akademikerinnen auf ihrer Seite standen und sie nicht für eigene Interessen benutzen wollten.

Die „Techniken" für diese parteiliche Partizipation waren Abbau des Paternalismus, Bereitschaft alle, auch körperlichen Arbeiten und Dienstleistungen zu übernehmen, Befolgung des demokratischen Prinzips auf allen Ebenen, Mißtrauen gegenüber der eigenen auch unbewußten und informellen Machtposition. Der Kampf um die innere Demokratie erwies sich im Laufe der Aktion als ungeheuer wichtig für den Fortbestand und die Einheit der Gruppe. Von Zeit zu Zeit diskutierten wir erneut die Organisationsstruktur auf der Basis unserer Konzeption. Diese Diskussionen bewegten sich stets zwischen den Polen: Wie sichern wir unsere Aktion nach außen ab (Außenverhältnis und Kontinuität) und: Wie bauen wir Herrschaft nach innen ab und treiben die Frauenbefreiung voran (Innenverhältnis und weitere Aktivierung und Mobilisierung)? Diese Diskussion wird die Aktion auf allen Stufen begleiten. Sie kann befruchtet werden durch die Vermittlung von Erfahrungen anderer Kämpfe und Aktionen und der historischen Dimension dieser Diskussion.

3. Aufarbeitung und „Vergesellschaftung" der eigenen Lebensgeschichte als „Therapie", als Basis zur Schaffung eines kollektiven Frauenbewußtseins und als Ansatz zur befreienden Veränderung. Postulat 6

Schon in der ersten Phase der Aktion fanden intensive Einzel- und Gruppengespräche mit den Frauen statt, die aus einer akuten Bedrohung durch ihren Mann oder Freund unsere Telefonnummer anriefen und denen wir Schutz in unseren Wohnungen, Hilfe bei Rechtsanwälten, Sozialamt und bei der Wohnungssuche etc. gaben. Diese „Kontaktgespräche" wurden institutionalisiert, als wir ein Haus gefunden hatten (November 1976) und der Verein „Frauen helfen Frauen" schnell bekannt wurde und immer mehr Frauen bei uns Schutz und Hilfe suchten.

Diese ersten Kontaktgespräche, die notwendig waren zur Einschätzung der Situation einer betroffenen Frau, wurden ergänzt durch viele informellen Gespräche zwischen betroffenen Frauen und den Vereinsfrauen, die im Haus „Dienst" machten. (Anfangs hatten wir einen Telefondienst eingerichtet, der Tag und Nacht zur Verfügung stand. Die betroffenen Frauen im Haus fühlten sich anfangs zu unsicher und bedroht, um diesen Dienst zu übernehmen. Später wurde er auch von diesen Frauen übernommen,

neben dem Team von Frauen, die regelmäßig im Haus waren.) Darüberhinaus fand wöchentlich ein Gespräch zwischen den betroffenen Frauen im Haus und einer Psychologin statt. Lange blieben Zielsetzung und Methode dieser Gruppengespräche noch sehr stark psychologisch und gruppentherapeutisch bestimmt. Da jedoch die materielle Situation der von ihren Männern mißhandelten Frauen absolut ungesichert war, sobald sie den Mann verließen, reichte die psychologische Betreuung höchstens zur individuellen Bewußtmachung des eigenen Schicksals aus, nicht aber zur Erkenntnis gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse, von denen das Gewaltverhältnis zwischen Mann und Frau ein Teil ist. Darum war es notwendig, daß die psychologische Bewußtmachung und Introspektion ergänzt wurde durch die Aufarbeitung der ökonomischen, politischen und historischen Dimensionen der Lebensgeschichte der betroffenen Frauen. Denn diese Dimensionen bilden die materielle und gesellschaftliche Basis der physichen und psychischen Gewalt gegen Frauen. Das heißt, die subjektive Leidenserfahrung der einzelnen Frau erfährt eine Verobjektivierung dadurch, daß sie ihr Schicksal nicht mehr nur als Einzelnes, durch eigenes Verschulden oder Sozialisationsprozesse bedingtes erfährt, sondern als gesellschaftlich und historisch gewordenes und daher auch gesellschaftlich zu veränderndes.

In der Dokumentierung, Analyse, Interpretation und Vergesellschaftung der Lebensgeschichten der betroffenen Frauen im Frauenhaus sah ich die fruchtbarste und weitreichendste Möglichkeit, sozialwissenschaftliche Forschung in diese emanzipatorische Aktion zu integrieren. Die Ansätze für diese Art von Aktionsforschung waren in unserem Frauenhaus bereits vorhanden. Im folgenden will ich einige technische und methodische Hinweise zur Durchführung dieser Forschung geben. Sie lehnen sich teilweise an den Ansatz von Osterland (1973) an.

3. 1. Frauen, die ins Frauenhaus kommen, befinden sich in einer akuten Krisensituation. Die Fassade der Normalität, die sie jahrelang nach außen aufrechterhalten haben — nämlich, daß sie in einer „glücklichen", d. h. halbwegs funktionierenden Ehe lebten — ist zusammengebrochen. Sie sind konfrontiert mit den realen Gewalt- und Machtverhältnissen, die die Basis der bürgerlichen Familie sind. Dieser Bruch mit der unterdrückten und unterdückenden Kontinuität findet in der Regel erst dann statt, wenn die Frauen die Chance einer wirklichen Alternative sehen; ehe sie diese Alternative sehen, lassen sie auch nicht das Bewußtsein über ihre Unterdrückung an die Oberfläche kommen, sondern finden stets neue Rationalisierungen für die Tatsache, daß sie so lange bei einem brutalen Mann aushalten. Sobald dieser Bruch aber vollzogen ist, bricht vulkanartig dieses ganze unterworfene, gedemütigte, verstümmelte Leben hervor. Sobald die Frauen merken, daß andere Frauen ihnen mit Sympathie und Verständnis zuhören, reden sie über ihr Leben, über ihren Mann, über sich, versuchen Erklärungen zu finden, für das, was ihnen geschehen ist. Wir stellten fest, daß Frauen, die zu uns kamen, ein großes Bedürfnis hatten, sich auszusprechen. Wahrscheinlich war es für viele seit langer Zeit das erste Mal, daß ihnen jemand zuhörte. Bis in die Nacht dauerten diese Gespräche der Frauen an. In diese spontanen, informellen Gesprächen war mehr über die soziale Wirklichkeit der deutschen Frauen zu erfahren als aus manchen soziologischen Untersuchungen.

3. 2. Diese erste Phase des Aussprechens und der Erfahrung konkreter Solidarität war notwendig, reichte aber nicht aus für die Bildung eines neuen Bewußtseins. Ich stellte fest, daß die einzelnen Frauen von sich aus den Horizont ihres subjektiven Leidens nicht überschritten. Erst wenn sie mit anderen betroffenen Frauen sprachen, fingen sie an, ihre Lage mit der der anderen Frauen zu vergleichen und kamen zu ersten Verallgemeinerungen über das Funktionieren von Gewalt in der Ehe. Da diese Gespräche jedoch spontan und unstrukturiert stattfanden, blieben die individuellen Lernprozesse unausgesprochen und zufällig. An diesem Punkt wurde es sinnvoll, eine *systematischere Dokumentation dieser Lebensgeschichte* vorzunehmen. Für die betroffenen Frauen

hatte eine solche schriftliche Dokumentation den Effekt, daß ihre eigene Geschichte einen objektiven Charakter gewann, etwas, mit dem sie sich auseinandersetzen konnten. Sie waren nicht mehr nur Gefangene ihrer Vergangenheit und Gegenwart, sondern konnten aus dieser Vergangenheit Lehren für ihre Zukunft ziehen. Das Aufschreiben und Festhalten dieser Biographien hatte aber auch einen praktischen Sinn. Die Frauen brauchten für eine Neuorganisation ihres Lebens einige feste Daten, an die sie sich erinnern konnten. Auch für den Verein war es notwendig, wollte er nicht eine endlose Sysiphusarbeit karitativer Arbeit tun, daß Lehren und Schlüsse aus den Berichten der Frauen gezogen wurden.

3. 3. Vom Forschungsgesichtspunkt her geben diese Lebensgeschichten nicht nur Aufschluß über Einzelschicksale von Frauen, sondern auch darüber, wie sie mit vorgefundenen Verhältnissen: Klasse, Ausbildung, Berufswahl, Ehe, Kinder etc. umgegangen sind und welches Bewußtsein sie dabei entwickelt haben bzw. wie sie ihr eigenes Leben interpretieren. Über diese Chronologie und Deutung des Lebens, festgemacht, wie Osterland vorschlägt, an einzelnen Stationen des Lebens, ist es notwendig, den gesamtgesellschaftlichen und historischen Kontext mit in die Dokumentation einzubeziehen. Manche der Frauen, die zu uns kommen, haben Krieg und Flucht hinter sich. Ihre Herkunftsfamilie ist zerstreut. Die Frage, wann der Mann angefangen hat, die Frau zu schlagen, gibt oft Aufschluß über den Zusammenhang zwischen ökonomischen Krisen (Arbeitslosigkeit), Entfremdungserscheinungen (Alkoholismus) und privater Gewalt. Die allgemeine Geschichte schlägt sich im Einzelschicksal nieder, zur Aufarbeitung und Aneignung der eigenen Geschichte gehört darum auch das Bewußtwerden über den Zusammenhang zwischen allgemeiner Geschichte und Einzelbiographie. Auf diese Weise kann die Dokumentation der Lebensgeschichte zum individuellen und kollektiven Bewußtwerdungsprozeß werden (vgl. Osterland 1973)

3. 4. Letzteres setzt jedoch eine bewußte „Vergesellschaftung" der Einzelerfahrungen und der Einzelbiographien voraus. Schon in den spontanen Gesprächen der betroffenen Frauen findet eine erste Form dieser Vergesellschaftung statt, sie bleibt aber noch auf einer zufälligen ad hoc-Ebene und wird nicht bewußt angeeignet. Das kann erst in einem weiteren Schritt geschehen, wenn die Frauen diese dokumentierten Lebensgeschichten bewußt zu einem Kampfmittel für ihre kollektiven Interessen machen. Eine bloße „wissenschaftliche" Registrierung dieser Lebensgeschichten, selbst wenn das innerhalb einer Gruppe geschieht, wird die Frauen nicht aus der Fremdbestimmtheit und dem Objektstatus befreien; aktives kollektives Bewußtsein „für sich" erwerben die Frauen erst, wenn sie sehen, daß die Dokumentierung und die Veröffentlichung ihrer Geschichten ihnen hilft. D. h. konkret, daß die Dokumentierung dieser Lebensgeschichten eingebettet sein muß in die Gesamtstrategie der Frauen im Kampf für ihre Interessen und ihre Befreiung.

Es wäre denkbar, daß die Frauen eine solche Dokumentation selbst erstellten und bei einzelnen Aktionen verbreiteten. Erst wenn sie sich kollektiv selbst aktiv für ihre Interessen einsetzen, treten sie aus dem Objektstatus von Wohlfahrstempfängerinnen und „Forschungsgegenständen" heraus. D. h. sie müssen wiederum die Situation, in der sie sich zunächst im Frauenhaus befinden, verändern, um eine neue Stufe der Erkenntnis und der Befreiung zu erreichen. Dazu kann ihnen die Erforschung und Kollektivierung ihrer Lebensgeschichte verhelfen.

Postskript

Als die obigen Thesen zur Frauenforschung im Februar 1977 auf dem 1. Kongreß der Sozialwissenschaftlerinnen in Frankfurt vorgetragen wurden, befand sich das Frauenhaus in Köln noch in seiner Anfangsphase. Eine systematische Umsetzung

des skizzierten methodischen Ansatzes war noch nicht erfolgt. Er hatte den Charakter eines Entwurfes und war gekennzeichnet von dem Optimismus, der allen neuen Entwürfen anhaftet.
Erst Anfang 1978 bildete sich eine Dokumentationsgruppe innerhalb des Vereins „Frauen helfen Frauen", die sich die Aufgabe stellte, die Lebensgeschichten der mißhandelten Frauen sowie die Prozesse, die im Frauenhaus und in der gesamten Aktion abliefen, systematisch zu dokumentieren und zu analysieren. Die Dringlichkeit einer solchen wissenschaftlichen Aufarbeitung unserer Erfahrungen wurde damals besonders deutlich. Das Frauenhaus hatte zwar schon vielen Frauen Zuflucht geboten und der Verein hatte ein großes Maß an praktischer Hilfe geleistet, die Reflexion oder gar Dokumentation dieser Arbeit und eine weitere theoretische Beschäftigung mit dem Problem der privaten Gewalt, das doch die Alltagserfahrung der Frauen ausmachte, war nicht recht vorangekommen. Es bestand die Gefahr, daß sich die Initiative in den stets drängenden und meist individuellen Alltagsproblemen der Frauen und in einem unreflektierten Aktivismus verschleissen würde. Damit würde sie sich aber auch immer weiter von der eigenen Zielsetzung entfernen.
Die Dokumentationsgruppe begann ihre Arbeit auf der Basis der oben formulierten methodologischen Leitlinien mit einer Aufzeichnung der Lebensgeschichten der Frauen, die ins Frauenhaus gekommen waren. Die Ergebnisse dieser Aktionsforschung wurden 1980 veröffentlicht (Frauenhaus Köln 1980). Hier sollen nur die bisherigen Erfahrungen mit der Anwendung unseres neuen Methodenansatzes kurz dargestellt werden.

Wir gingen folgendermaßen vor:

1. In einem ersten Gruppengespräch mit den betroffenen Frauen erläuterten wir Ziel und Zweck unserer Untersuchung, der Dokumentation und Veröffentlichung ihrer Lebensgeschichten und der Prozesse im Frauenhaus. Wir versuchten deutlich zu machen, daß es wichtig sei, aus den jeweils privaten Schicksalen allgemeinere Schlüsse zu ziehen. Außerdem sei unsere Aktion sinnlos, wenn es uns nicht gelänge, diese Zusammenhänge der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Wir erklärten, daß wir diese Untersuchung in einem Buch veröffentlichen wollten und luden sie ein, an diesem Projekt mitzuarbeiten. Die Frauen reagierten sehr positiv auf unser Vorschläge, sie fanden die Idee eines Buches verlockend, wollten nur sicher gestellt sehen, daß ihre Anonymität gewahrt bliebe. Einige schlugen jedoch vor, man könne die Aufzeichnung der Lebensgeschichten sofort in der Gruppe vornehmen, da sie sowieso fast alles voneinander wüßten. Andere zogen Einzelaufzeichnungen vor.

2. Wir entschlossen uns, die Lebensgeschichten zunächst in Einzelgesprächen aufzuzeichnen. Wir hatten einen groben Fahrplan für diese Gespräche aufgestellt, der den wichtigsten Stationen der Biographie einer Frau nachgezeichnet war. Wir wollten möglichst wenig Zwischenfragen stellen und der Frau die Darstellung ihrer Geschichte überlassen. Die meisten Frauen waren einverstanden, daß wir einen Kasettenrekorder benutzten.
Wir stellten, wie schon bei den informellen Gesprächen, ein großes Mitteilungsbedürfnis der Frauen fest. Die Aufforderung, die Lebensgeschichte entlang der chronologischen Abfolge einzelner Lebensabschnitte zu erzählen, führte dazu, daß die Frauen selbst eine gewisse Ordnung und Struktur in die Erzählung ihrer Biographie brachten. Dabei waren sie gezwungen, über ihr Leben zu reflektieren. Wir stellten fest, daß ihre Geschichte ihnen selbst interessant wurde, daß unser Interesse an ihrem Leben auch ihr eigenes Interesse an ihrer Geschichte weckte. Einige waren so motiviert durch diese Aufzeichnungen, daß sie auch später noch weitere Details zu ihrer Biographie erzählten. Wir fügten sie in die Erzählungen ein. Einige Frauen baten um die aufgeschriebenen Protokolle, weil sie sie unmittelbar als Unterlage für ihren Scheidungsprozeß benutzen konnten.

3. Eine erste kursorische Analyse der Tonbandprotokolle ergab interessante Aufschlüsse über Ähnlichkeiten bei der Entstehungsgeschichte der familialen Gewalt. Doch aus diesen individuellen Berichten waren noch keine Schlüsse zu ziehen. Um die Aussagen richtig einschätzen zu können, war es notwendig, über einige der Kernpunkte in den Biographien zu diskutieren. Für die zweite Phase unserer Untersuchung planten wir eine Gruppendiskussion. Sie sollte folgende Ziele haben:
a) Wir wollten uns vergewissern, ob wir die wesentlichen Prozesse und die subjektiven Interpretationen der Frauen richtig registriert hatten. b) Im Austausch mit anderen Frauen über wesentliche und vielen gemeinsamen Erfahrungen (z. B. „Ich bin aus Mitleid so lange bei meinem Mann geblieben"), sollten diese Erfahrungen aus der privaten Sphäre gelöst und einer öffentlichen Diskussion zugänglich gemacht werden.
c) Daraus sollte eine gemeinsame und öffentliche Problematisierung solcher frauentypischer Erfahrungen erfolgen. (z. B. „Woran liegt es, daß wir Frauen immer so leicht durch unser Mitleid hereingelegt werden?"). d) Wir wollten feststellen, ob die in der Gruppe geäußerten Meinungen der Frauen andere als die privat geäußerten waren.
e) Wir wollten den Frauen Gelegenheit geben, auch uns selbst zu befragen.

4. Um den Frauen den Einstieg in die Gruppendiskussion zu erleichtern, planten wir ein Rollenspiel, das aus Teilen der tatsächlichen Biographien bestehen sollte. Zunächst übergaben wir dazu den Frauen die inzwischen abgetippten Lebensgeschichten. D. h., sie bekamen die ersten Forschungsergebnisse selbst wieder in die Hand, konnten sie ergänzen, korrigieren und für ihre eigenen Zwecke benutzen. Als wir den Frauen die getippten Lebensgeschichten wieder zurückgaben, war deutlich das große Interesse an diesen Biographien zu spüren, nicht nur bei der Frau, die nun ihre eigene Geschichte „in der Hand hielt", sondern auch bei den anderen Frauen, die nun wissen wollten, wie es denn bei den anderen gewesen war. Spontan meldeten sich Frauen, die das Rollenspiel aus dem „Material" ihrer verschiedenen Biographien zusammenstellen wollten.
Das Rollenspiel und die darin eingebettete Gruppendiskussion sollte mit Kasettenrekorder und Videorekorder festgehalten werden. Es war den Frauen unmittelbar einsichtig, daß diese Aufzeichnungen nicht nur einem Forschungszweck dienten, sondern auch für die Öffentlichkeitsarbeit eingesetzt werden könnten.
Schon bei der Erörterung der verschiedenen Forschungsschritte und -techniken entstanden lebhafte Diskussionen, wobei bei den betroffenen Frauen nicht nur Problembewußtsein sondern auch echtes Forschungsinteresse in Ansätzen sichtbar wurde. Wir waren von den „sister sociologists" nicht mehr allzuweit entfernt.

Bei der Erprobung unseres Ansatzes stießen wir aber auch auf Schwierigkeiten, die nicht verschwiegen werden sollen. Hier diejenigen, die uns am meisten Kopfzerbrechen machten.

— In der von ständiger Fluktuation, Überfüllung und Aktivismus gekennzeichneten Situation im Frauenhaus war es oft schwierig, die Systematik, Kontinuität und Disziplin, die auch ein Aktionsforschungsprojekt verlangt, durchzusetzen. Trotz anfänglicher Begeisterung hielten die Frauen Zusagen und Termine häufig nicht ein. Der Ernstcharakter einer solchen theoretischen Arbeit war ihnen nur zeitweilig klar, dann standen ihre unmittelbaren Probleme und Bedürfnisse wieder in den Vordergrund. Nur durch große Zuverlässigkeit und Disziplin der Dokumentationsgruppe gelang es, Kontinuität und Struktur in diesem Prozeß herzustellen, der in keiner Weise durch externe Faktoren abgesichert war.

— In einigen Fällen stellten wir eine Diskrepanz zwischen dem, was die Frauen uns erzählten und ihrem tatsächlichen Verhalten fest. Manchmal berichteten die Kinder auch etwas anderes, als was die Mutter erzählt hatte. Hieß das, daß die Frauen in ihren Berichten nicht glaubwürdig waren? war es überhaupt möglich, mit dieser Methode an die „Wahrheit" über einen Menschen heranzukommen? Wenn wir nicht einerseits aus

falsch verstandener Solidarität jede kritische Distanz zu den Frauen aufgeben wollten und nicht andererseits wieder Forschungstechniken anwenden wollten, die auf der Annahme basieren, daß „Forschungsobjekte" nur mit Tricks dazu gebracht werden können, die „Wahrheit" zu sagen, mußten wir einsehen, daß auch die subjektive Interpretation einer Lebensgeschichte Teil der Überlebensstrategie und Teil der „Wahrheit" einer Frau war. Dabei kam uns die Einsicht, daß die Wahrheit eines Menschen nicht etwas Abfragbares, Statisches ist, sondern sich im Laufe eines Lebens entwickelt.

— Eines der größten Probleme war die Durch- und Umsetzung von kollektiv gefaßten Beschlüssen und die Herstellung von Verbindlichkeit. Wir wissen noch nicht, ob die Einbeziehung der Frauen in unser kleines Forschungsprojekt diese Verbindlichkeit herstellen hilft. Wir wissen aber schon, daß echte Solidarität unter den Frauen nicht ohne diese Verbindlichkeit entstehen wird, und wir wissen auch, daß diese nicht durch Empathie und Verständnis allein sondern auch durch Konflikte, Forderungen und Kritik entsteht.

Anmerkungen

[1] *Von 1963 — 68 war ich Dozentin am Goethe-Institut in Poona (Indien). Während dieser Zeit fiel mir die Diskrepanz zwischen den extrem patriarchalischen Normen der indischen Gesellschaft und dem Verhalten vieler indischer Frauen auf, die ein Studium verfolgten oder berufstätig waren. Diesen Widerspruch griff ich im Rahmen der Feldforschung für meine Dissertation auf. Sie erschien 1973 unter dem Titel: Indische Frauen zwischen Patriarchat und Chancengleichheit, Meisenheim/ Glan. Danach besuchte ich Indien öfters und führte verschiedene Forschungsarbeiten, meist über Frauen und Bauernbewegungen durch (vgl. Mies 1975, 1976, 1978, 1980, 1981, 1982, 1983).*

[2] *Die Darstellung der Kritik an der androzentrischen Wissenschaftsmanipulation und an dem männlichen Konkurrenzkampf gegen Frauen im Wissenschaftsbetrieb würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Hier seien nur einige Beispiele aus der Forschung über australische Eingeborene genannt, die ja von einer Reihe von Gesellschaftswissenschaften immer wieder als Quellenmaterial herangezogen werden. Ruby Leavitt und ihre Kolleginnen weisen darauf hin, daß die Studien von Phyllis Kaberry (1939) und Jane Goodale (1971) über die eingeborenen Frauen Australiens ein ganz anderes Bild dieser Frauen entstehen lassen, als es Forscher wie Durkheim, Warner, Levi-Strauss, Malinowski, Radcliffe-Brown, Montague mit ihren simplistischen Dichotomisierungen „passiv"-„aktiv"; „heilig", „profan"; „brutale, aggressive Männer" — „unterwürfige, schuftende Frauen" usw. gezeichnet haben. Diese Wissenschaftler übertrugen, häufig ohne ausreichende eigene Feldforschung unter Frauen (die ihnen als Männer freilich auch kaum möglich gewesen wäre) ihr westlich-patriarchalisches Denkschema von der „natürlichen" Überlegenheit des Mannes und der „natürlichen" Unterlegenheit der Frau auf die australischen Eingeborenen. Dabei konzentrierte sich ihre Forschung vor allem auf die Verwandtschaftssysteme. Die tatsächlichen Produktionsverhältnisse in denen Frauen eingebunden waren, ihr wirtschaftlicher Beitrag, ihre politische Stellung usw. wurden ignoriert. Leacock schreibt 1972: „Unglücklicherweise hat die Debatte über den Status der Frau in primitiven Gesellschaften die tatsächliche Rolle der Frauen weitgehend ignoriert . . . zugunsten einer fast ausschließlichen Beschäftigung mit Abstammungssystemen (Leacock 1971, S. 7 zit. bei Leavitt u. a. S. 113). Was herauskam, war eine Auffassung von Frauen „als Pfande in einem männlichen Tauschsystem" (Leavitt u. a.ebd.) oder als bloße Arbeitstiere. Nach Montague sind die australischen Frauen nichts weiter als „gezähmte Kühe" (Montague 1937, S. 23, zit. bei Leavitt u. a. S. 113).*
Es ist bezeichnend für das Hegemonialstreben der männlichen Wissenschaftler, daß die Forschungsergebnisse einer Frau wie Phyllis Kaberry, in der wissenschaftlichen Diskussion um die australischen Eingeborenen kaum aufgetaucht sind. Das gilt, wie Leavitt u. a. nachweisen, in noch deutlicherer Weise von Daisy Bates. Daisy Bates lebte 60 Jahre unter den australischen Eingeborenen, schrieb 94 Folios mit ethnographischen Notizen, die noch heute der Auswertung harren, und ebnete dem berühmten Anthropologen Radcliffe-Brown den Weg zu den Horden, die sie kannte. Kurz nach Beginn der Expedition trennte sich Radcliffe-Brown jedoch von ihr. Sie hatte ihm ihr Manuskript anvertraut, das er aber später als verloren gegangen erklärte. Als Radcliffe-Brown seine ersten Feldberichte veröffentlichte, schrieb Daisy Bates an einen Freund: „Einiges von meinem Manuskript ist als neue Entdeckung von denen veröffentlicht worden, die Zugang zu diesem Manuskript hatten. Du wirst dich erinnern, daß ich vor einigen Jahren die Nargalulla der Eingeborenen vom Broom District erwähnt habe. In einem neuen Papier sehe ich, daß diese Geist-Kinder Herrn A. R. Browns Entdeckung sind" (zit. bei Leavitt u. a. S. 125).

Literatur

AUERNHEIMER, Georg: Protestbewegung gegen die herkömmliche Wissenschaftspraxis, in: Zeitschrift für Pädagogik 3/1976, S. 377-386

BECK, U: Soziologische Normativität, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2/1972

BERGER, Hartwig: Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit, Frankfurt 1974

DIXON, Marlene: Women's Liberation: Opening Chapter Two, in: Canadian Dimension, 10/8, S. 56-68, 1975

FRAUENHAUS KÖLN: Nachrichten aus dem Ghetto Liebe, Gewalt gegen Frauen, Ursachen — Auswirkungen, Bewältigungsstrategien, geschrieben von der Dokumentationsgruppe: Sylvia Brauer, Renate Hardt, Irene Mäuser, Maria Mies, Carola Möller, Astrid Smolka, Marianne Tiewes, Frankfurt 1980

FREIRE, Paulo: Pädagogik der Unterdrückten, Stuttgart 1971

FROMM, Erich: Anatomie der menschlichen Destruktivität, Reinbek 1977

GSTETTNER, Peter: Handlungsforschung unter dem Anspruch diskursiver Verständigung, in: Zeitschrift für Pädagogik, 3/1976, S. 321-33

HUIZER, Gerrit: The a-social role of socila scientists in underdeveloped countries: some ethical considerations, in: Sociologus, 23/2, S. 165-177, 1973

dies.: Applied Social Science and Political Action, Paper, 34. Annual Meeting of the Society of Applied Anthropology, Amsterdam 1975

KABERRY, M. Phyllis: Aboriginal Woman: Sacred and Profan, London 1939

GOODALE, Jane, C.: Tiwi Wives, Seattle 1971, University of Washington Press

HAAG/KRÜGER/SCHWÄRZEL/WILD (Hrsg.): Aktionsforschung, Forschungsstrategien, Forschungspläne, München 1972

KRAMERT, Helgard: Wann wird die Selbstverständlichkeit der geschlechtlichen Arbeitsteilung in Frage gestellt? Paper, Frankfurt 1977

LAU, Christof: Zugänge zur Wirklichkeit: Methodeninnovation im DFG-Forschungsschwerpunkt Industrie- und Betriebssoziologie, in: Soziale Welt, 1/2, S. 144 ff, 1977

LAUGHLIN, William: Hunting: an integrating biobehavior system and its evolutionary importance, in: Man the Hunter, eds.: Richard B. Lee/Irven de Vore, Chicago 1968

LEAVITT, R./SYKES, B./WEATHERFORD, E.: Aboriginal Woman: Male and Femals Perspectives, in: Rayna R. Reiter (ed.): Toward an Anthropology of Women, New York 1975,

LEWIN, Kurt: Die Lösung sozialer Konflikte, Bad Nauheim, 1953

ders.: Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, Bern 1963

HOROWITZ, I. L.: The Rise and Fall of the Project Camelot: Studies in the relationship between science and practical politics, Cambridge 1976

KRÜGER/KLÜVER/HAAG: Aktionsforschung in der Diskussion, in: Soziale Welt, 26/1, S. 1-30, 1975

MAMDANI, Mahmood: The Myth of Population Control: Family, Caste and Class in an Indian Village, New York/London 1973

MAO TSE-TUNG: Über die Praxis, über den Widerspruch; Ausgewählte Werke, Bd. 1, Peking 1968

MIES, Maria: Indische Frauen zwischen Patriarchat und Chancengleicheit, Meisenheim/Glan 1973

dies.: Indian Women and Leadership, in: Bulletin of Concerned Asian Scholars, Vol. 7 No 1, 1975

dies.: The Shahada Movement: A Peasants' Movement in Maharashtra, India, in: Journal of Peasants Studies, Vol 3, 1976

dies.: Frauen, das überflüssige Geschlecht, in: Entwicklungspolitik, epd 1/2 1978, Sondernummer: Frauen in der Dritten Welt

dies.: Capitalist Development and Subsistence Reproduction Rural Women in India, in: Bulletin of Concerned Asian Scholars, Vol 12 No 1, 1980

dies.: Hausfrauen produzieren für den Weltmarkt — Die Spitzenmacherinnen von Narsapur (Indien), in: Peripherie, Nr. 7, 1981/82

dies.: The Lace Makers of Narsapur: Indian Housewives produce for the World Market, London 1982

dies./WERLHOF, Claudia v./BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika: Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek 1983

MONTAGUE, A.: Coming into Being Among Australian Aborigines, London 1937

MOSER, Heinz: Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften, München 1975

ders.: Methoden der Aktionsforschung. Eine Einführung, München 1977

MORGAN, Elaine: The Descent of Woman, New York 1972

NASH, June: Report on the Conference on Feminine Perspectives in Social Science Research, Buenos Aires, März 1974, zit, in: HUIZER: Action Research and Peasant Resistance

OSTERLAND, Martin: Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein, Anmerkungen zur sozio-biographischen Methode, in: Soziale Welt, 1973

RECKMANN, Piet: Soziale Aktion: Strategie und Methodik, Freiburg/Nürnberg 1971

SAHLINS, M: The origin of Society, in: Scientific American, 203 (1), S. 76-87, 1960

TIGER, Lionel: Men in Groups, New York 1970

WASHBURN, S. L./LANCASTER, C. S.: The Evolution of Hunting, in: Man the Hunter, Richard B. Lee/Irven de Vore, Chicago 1968

WOLF, Eric/JORGENSON, J. G.: Anthropology on the Warpath in Thailand, New York 1970

SLOCUM, Sally: Women the Gatherer: Male Bias in Anthropology, in: Rayna R. Reiter: Toward an Anthropology of Women, New York 1975

Anet Bleich, Ulla Jansz, Selma Leydesdorff

„Lob der Vernunft"*)

Einleitung

Erfreulicherweise können Feministinnen feststellen, daß die Frauenstudien sich in den letzten Jahren einen Platz an einigen niederländischen Universitäten haben erringen können. Aber noch immer kann man auf einen erstaunlich großen Widerstand gegen Frauenstudien bei verschiedenen (Sub-)Fakultäten stoßen. Doch nun, wo es hier und da mehr oder weniger akzeptiert wird, daß man im Rahmen der universitären Forschung und Lehre die Stellung von Frauen beachtet und nun auch die erste Phase des harten gemeinsamen Kampfes vorbei ist, wird es langsam Zeit, uns damit auseinanderzusetzen, was diese Frauenstudien nun eigentlich sind und wie man die verschiedenen Auffassungen, die über die Frauenstudien verkündet werden, auswertet. Gibt es so etwas wie eine eigenständige feministische Wissenschaft, die einen Gegenpol zur bestehenden sexistischen Wissenschaft bildet?
Geht es bei der Realisierung von Frauenstudien um Frauenmacht gegenüber der Universität, dem Männerblock?
Oder handelt es sich um die Überlegenheit unserer wissenschaftlichen Argumente?
Sind Frauenstudien in ihrer heutigen Form aus der feministischen Wissenschafts*kritik* hervorgegangen, so daß es sich jetzt an erster Stelle um die wissenschaftliche Verankerung handelt? Was ist eigentlich die Beziehung zwischen Wissenschaft und progressiver Politik?
Dies sind lästige Fragen und wir haben nicht den Anspruch, die Antworten darauf locker aus dem Ärmel schütteln zu können. Wir können hier nur probieren, ein paar Argumentationsketten darzustellen, die das Resultat unserer eigenen Erfahrungen mit der (Geschichts- und Sozial-)Wissenschaft und unserer eigenen Erfahrungen an der Universität in den letzten 10 Jahren sind. Dies in der Hoffnung, dadurch andere zur Diskussion zu verführen; denn Diskussion ist die Voraussetzung für eine bessere Fundierung unserer Stellungsnahme.
Wie unterschiedlich unsere beruflichen Hintergründe auch sein mögen — eine von uns ist Studentin, die zweite wissenschaftliche Mitarbeiterin, die dritte Journalistin — so fühlen wir uns doch alle drei in Wissenschaft und Politik engagiert.
Die Politik ist dazu da, die Gesellschaft zu verändern: wir wollen nämlich eine Welt, die auf Gleichheit von Männern und Frauen, zwischen Klassen und zwischen Rassen füßt. Um diese Welt zu verändern, brauchen wir eine Theorie.[1)] Es ist nämlich doch nicht ausreichend, wenn man nur wild um sich schlägt: will man effektvoll auftreten, muß man wissen, in welche Richtung man schlägt und mit welchem Ziel.

Wissenschaft

Die Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik.
Das Ziel von Wissenschaft sind *Erkenntnisse:* das Ziel von Politik ist *Handeln,* um zu verändern oder um das Bestehende in Stand zu halten. Um die Welt zu verändern, müssen wir sie kennen. Voraussetzung dafür ist, daß wir davon ausgehen, daß die Wirklichkeit zu erkennen ist und daß es gilt, Methoden zu finden mit denen man der Wirklichkeit so nahe wie möglich kommt.
Die zahllosen Gegebenheiten, die wir wahrnehmen, müssen geordnet werden und es ist logisch, daß es da verschiedene Arten und Weisen gibt mit dementsprechend verschiedenen Resultaten natürlich. Um Fakten — die wir nie so einfach wahrnehmen, son-

*) aus dem Holländischen in's Deutsche von Jenison Thomkins

dern mit unseren eigenen Augen und Gehirnen und unserer eigenen Sprache — ordnen zu können, um feststellen zu können, ob sie wichtig sind, und um sie in Beziehung zueinander bringen zu können, braucht man Kriterien. Solch eine Anordnung von Daten nach bestimmten Kriterien könnte man als wissenschaftliche Theorie bezeichnen.

Wissenschaft ist nicht wertfrei
Die Wahl des Forschungsprojekts und die von dem/der Forscher(in) hantierte wissenschaftliche Theorie wird durch ihre/ seine Wahrnehmungsweise, ihre/seine politischen Ideen und die (a-)politische Kultur, in der sie/er sich bewegt, an der Universität oder woanders, beeinflußt.

Gegenüber Politik ist Wissenschaft relativ autonom
Wir sind dagegen, Wissenschaft zu politisieren anhand der politischen Position, die wir jetzt (und das ist immer zeitgebunden) einnehmen.[1)]
Wenn Maria Mies (in Übereinstimmung mit dem Vorsitzenden Mao) sagt: „Nach diesem Ansatz (dem von Mao) besteht das Wahrnehmungskriterium einer Theorie nicht in der Befolgung bestimmter methodischer Verfahren und Prinzipien, sondern in ihrem Potential, die konkreten Praxisprozesse in die Richtung fortschreitender Emanzipation und Humanisierung voran zu treiben" (Mies 1978, S.49), dann sind wir darin durchaus nicht ihrer Meinung. Wir sind nicht für diese Abkehr von jeglichem Anspruch auf wissenschaftliche Autonomie und Objektivierung. Der Stalinismus hat uns gut veranschaulicht, wohin diese Unterordnung der Wissenschaft unter Politik führen kann. Der Höhepunkt unter Stalin war das Unterordnen der Wissenschaft unter die Staatsideologie, so wie auch in der Debatte zwischen Lysenko und den klassischen Genetikern über Erblichkeit, die nicht mit Hilfe von Argumenten, sondern mit Hilfe von politischer Macht ausgefochten wurde, deutlich wurde. Wissenschaft ist dazu da, den „common sense", von dem aus gehandelt wird, zu erforschen, zu krititsieren und — falls er nicht stimmt — zu untergraben.[2)]
Ein(e) Wissenschaftler(in) kann natürlich im Dienste einer politischen Bewegung forschen, aber das Ergebnis muß für die betreffende Bewegung auch enttäuschend sein können.

Wissenschaft hat oft eine politische Funktion
Auch wenn wir zwischen unserem politischen und unserem wissenschaftlichen Handeln unterscheiden, wobei wir in der Wissenschaft nach einer möglichst großen Objektivität streben, dann ist damit noch nicht gesagt, daß Wissenschaft keine politische Funktion hätte.
So wurde die Wissenschaft in den 60iger Jahren mit der amerikanischen Interventionspolitik in Süd-Ost-Asien konfrontiert. Außer daß Wissenschaft als Unterstützung und Legitimierung dieser Politik (z. B. der sogenannte counter-insurgency-research) funktionierte, wurde diese Politik auch Objekt kritischer Studien, was neben wissenschaftlichen auch direkte politische Folgen hatte: Die Universitäten wurden Zentren des Widerstandes gegen die amerikanische Kriegsführung in Vietnam.

Wissenschaftliches Handeln muß so objektiv wie möglich sein
Das Ziel ist nämlich, die Wirklichkeit kennen zu lernen. Diese Wirklichkeit ist widersprüchlich. Wir sagten schon, daß die Sichtweise von der Wirklichkeit zeit- und personengebunden ist. Wenn wir uns nur nach unserer zeitgebundenen Wahrnehmung richten, ohne Abstand davon zu nehmen und ohne zu versuchen, unsere Wahrnehmung theoretisch zu verarbeiten, laufen wir Gefahr, Widersprüche zu übersehen. Das gilt natürlich auch in hohem Maße für die sogenannte Subjektivität in der Forschung, nämlich die Identifikationsmöglichkeit, die in einigen Veröffentlichungen als Kriterium für feministische Wissenschaft gesetzt wird.[3)]
Ein Beispiel: Stellen wir uns eine Forschung etwa über die Bedeutung der faschistischen Ideologie unter Frauen vor. In einem Berliner Stadtviertel interviewten wir 20

Frauen, die alle erklären, entschiedene Gegner des Faschismus gewesen zu sein. Von unserer jetzigen politischen Auffassung her gesehen, finden wir dieses sehr plausibel: Wie könnte es auch anders sein, als daß Frauen gegen Faschismus waren, wo es doch ein System war, daß Männlichkeit verherrlichte und Frauen ins Kindbett und in die Küche verwies. Leider stoßen wir während der Forschung auf Dokumente, aus denen deutlich hervorgeht, daß vor 1945 80% der erwachsenen Bewohner des Viertels Mitglieder der NSDAP waren. Wenn wir die sehr unwahrscheinliche Möglichkeit, daß die von uns befragten Frauen alle zu den übrigen 20% gehörten, ausschalten, müssen wir somit versuchen, eine wissenschaftliche Erklärung für den Tatbestand zu finden, daß die Frauen, die damals profaschistisch waren, jetzt denken, daß sie dagegen gewesen seien. Mit anderen Worten, wir müssen auch Tatsachen, die nicht in unsere politische Sichtweise passen, die für unser Gefühl unverständlich und fremd sind, versuchen, wissenschaftlich zu verarbeiten, indem wir abstrahierend von den Tatsachen zur Theorie kommen. Dabei stoßen wir auf theoretische Fragen, die für die Frauenbewegung außerordentlich interessant sind, wie: Was ist Faschismus? Was passiert mit Frauen und Familien in einem autoritären Staat? Was bedeutet Verdrängung für Frauen? Was ist Angst? Wie werden Verbrechen von Frauen verarbeitet

Wissenschaft versucht, die Wirklichkeit zu erforschen
Darum gibt es keine getrennten bürgerlichen, sexistischen, marxistischen und feministischen Wissenschaften. Was es gibt, sind Auffassungen über Erkenntnismethoden, die für sich einen der oben genannten Adjektive in Anspruch nehmen. Aber so ein Adjektiv hat viele Bedeutungen, es gibt zahllose marxistische, bürgerliche, sexistische und feministische Theorien je nach politischer und wissenschaftlicher Sichtweise der/des Forscher(in)s.
In diesem Wirrwarr kann Wissenschaft nur dann möglichst objektiv gemacht werden, wenn wir unsere Ausgangsbedingungen deutlich machen, prüfen und mit denen der anderen vergleichen und gleichermaßen mit den entsprechenden Ergebnissen verfahren. Nur so ist es also möglich, die Überlegenheit unserer Ausgangspunkte oder unserer Theorie zu zeigen, das heißt, aufgrund von Argumenten in einer permanten wissenschaftlichen Diskussion — und nicht in dem man Macht ausübt oder einander lächerlich macht, es ist nämlich nicht ausschlaggebend, wer die meisten Anhänger findet.

Ergebnissse von wissenschaftlicher Forschung sollten kontrollierbar sein
Resultate sind nur dann prüfbar, wenn einige Bedingungen erfüllt sind. Die Ausgangspunkte müssen deutlich sein. Des weiteren muß klar sein, aufgrund welcher Angaben und welchen Gründen bestimmte Schlußfolgerungen gezogen werden. Welche Methoden aber gebraucht werden, hängt von der Art der Forschung ab. Unserer Meinung nach gibt es also nicht so etwas wie eine bürgerliche oder eine antifeministische Statistik.

Fächerübergreifende Forschung ist keine Zauberformel
Sie ist im Prinzip nützlich, aber auch schwierig. Der zerstückelte Charakter der jetzigen wissenschaftlichen Praxis hat zur Folge, daß wir das Ganze, die Totalität, aus dem Auge verlieren.[4] Vieles spricht für eine interdisziplinäre Forschung nach den Mitteln, mit denen diese Zerstückelung verhindert werden kann. Auch gibt es Probleme, wie z. B. die Familie, die die Grenzen zwischen den verschiedenen Sozial- oder Geschichtswissenschafts-Disziplinen überschreiten. Problematisch aber bleibt der Tatbestand, daß die verschiedenen Disziplinen ihre eigenen Theorien haben und ihre eigene Sprache und ihre eigenen Begriffe entwickeln, die für Nicht-Eingeweihte oft schwer verständlich sind. Bei interdisziplinären Gruppen ist es darum nicht ausgeschlossen, daß man übersieht, was die verschiedenen Disziplinen über das Problem zu sagen haben. (Es ist nämlich schwierig, alles in Beziehung zueinander zu setzen.) Auch bleibt man oft in einer ideologischen, also nicht-wissenschaftlichen Vorgehensweise stecken. Neben der Forschung in großen Problembereichen ist die Detailforschung auch wichtig.

Sie ist unentbehrlich, wenn man die großen Zusammenhänge aufzeigen will, ohne daß man in nicht-fundierte Spekulationen verharrt. Detailforschung kann darüberhinaus beispielhaft für die eine oder andere Vorgehensweise sein.

Frauenstudien

Im Lichte dessen, was wir im Vorangehenden dargelegt haben in Bezug auf unsere Sichtweise der Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik, wollen wir jetzt ein paar Bemerkungen machen über die Beziehung, die unserer Meinung nach zwischen dem neuen Wissenschaftsgebiet „Frauenstudien" und dem politischen Ziel der Frauenbewegung besteht. Es ist dabei nicht unsere Absicht, mit dem Hinweis auf die Heilige Wissenschaft unausgereiften Experimenten in den Rücken zu fallen — wie es leider doch ziemlich viele (oft männliche) Wissenschaftler tun, die von Arbeitsgruppen im 3. Semester eine wissenschaftliche Präzision verlangen, die sie selbst in ihren halbfertigen Promotionsarbeiten kaum erreichen.
Hingegen möchten wir gerne, indem wir eine Anzahl gängiger Ideen zur Diskussion stellen, der weiteren Entwicklung der Frauenstudien einen Impuls geben.

Sexismus Kritik
Wir sagten schon, daß Frauenstudien aus der Kritik an sexistischen Ausgangspunkten innerhalb der herrschenden Wissenschaftspraxis entstanden sind. Innerhalb der Geschichts- und Sozialwissenschaften sind zwei Seiten dieses Sexismus' zu unterscheiden:
Die Nichtbeachtung des Einflusses von Frauen auf die gesellschaftlichen Prozesse und das Hantieren eines sexistischen Frauenbildes. Komplementär zu diesem sexistischen Frauenbild ist eine sexistische Sichtweise des Funktionierens von Männern. Das Übersehen der gesellschaftlichen Ursachen der ungleichen Positionen von Frauen und Männern führt zu einer inadequaten Sichtweise von Männern und Frauen. Auf diese Art und Weise bekommen wir ein schräges und falsches Bild von der Wirklichkeit in ihrer Ganzheit. Dieser Sachverhalt kann mit vielen Beispielen veranschaulicht werden. Die Nichtbeachtung der Positionen von Frauen entsteht häufig aus der Konzentration von Forschern auf das, was sich im sogenannten öffentlichen Sektor abspielt: Das gilt für Soziologen, Politologen und Historiker, um nur einige zu nennen. Soziologische Forschung nach Arbeitsverhältnissen erstreckt sich meistens nicht bis zum Ort der Hausarbeit oder auf die Funktion von Frauen als Arbeitsreservearmee. Innerhalb der Stratifikationsmodelle (oder Klassentheorien) wird meistens nicht gesondert auf Frauen geachtet, deren gesellschaftliche Position durch die Tatsache bestimmt wird, daß sie Hausfrauen sind und die zum Teil aus der Position ihres Ehemannes abgeleitet wird. In Forschungen über das Funktionieren des Sozialstaates spielte bis vor kurzem der frauendiskriminierende Charakter des sozialen Versicherungssystems kaum eine Rolle. Und bei Historikern, die sich mit der Industrialisierung, mit Kriegen, Revolutionen oder Streikbewegungen beschäftigen, ist noch immer in vielen Fällen von Frauen keine Rede. Ein sexistisches Frauenbild wird oft in Wissenschaftgebieten gehandhabt, in denen man sich mit der Familienfunktion oder dem Funktionieren des Individuums beschäftigt. In der Familiensoziologie wird die traditionelle Aufgabenverteilung zwischen Männern und Frauen meistens als Ausgangspunkt genommen, in der Pädagogik gilt dasselbe für das altbekannte Sozialisationsschema von Mädchen und in der Psychologie bildet das von Natur aus gegebene Wesen der Frau oft die Basis. Die Kritik von Seiten der Frauenstudien auf alle diese Arten von Sexismus finden wir sehr wichtig. Des weiteren liegt uns an der Ausarbeitung dieser Kritik im Hinblick auf die Formulierung von theoretischen Ausgangspunkten, die erklären, wie unter dem Einfluß von sozialen und kulturellen Faktoren biologische Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu gesellschaftlichen Gegensätzen führen. Darüberhinaus ist es wichtig, daß nicht-sexistische Forschung betrieben wird. Wir können uns bei der sogenannten Lila Denk-

schrift der sozialwissenschaftlichen Fakultäten der Universität von Amsterdam anschließen, die „das Analysieren der untergeordneten Stellung der Frau in bezug auf die umfassenderen gesellschaftlichen Entwicklungen" (Bleich, de Vries 1977, S.26) als Zielsetzung hat.

Wissen als Ziel

Wir sagten schon, daß das Ziel von Wissenschaft das Erwerben von Wissen ist. Für Frauenstudien bedeutet das, daß sie ein möglichst gesichertes Wissen über die Wirklichkeit erlangen müssen. Diese Wirklichkeit ist voll von Gegensätzen. Und unser Begriff von dieser Wirklichkeit ist an die Zeit, in der wir leben, und an unsere persönliche Geschichte gebunden. Die Urteile, die wir in unserer Forschung fällen, sind nicht neutral. Sie sind das Produkt unseres zeitgebundenen Handelns. Dadurch besteht die Möglichkeit, daß wir Widersprüche innerhalb dieser Wirklichkeit nicht erkennen. So ist zum Beispiel wichtig zu konstatieren, daß die Stellung von Frauen zu einem ausschlaggebenden Teil durch die ihnen zugedachte Funktion in der Familie bestimmt wird, während die Funktionen der Familie gleichzeitig immer mehr untergraben werden. Es ist notwendig, die Entwicklung dieser Widersprüche zu erforschen.
Wir glauben also nicht, daß es genug ist, die Existenz der Unterdrückung von Frauen anzunehmen und mit dieser These unreflektiert an die Arbeit zu gehen. Frauenstudien sind nicht auf feministische Universitätspropaganda reduzierbar. Die Neigung dazu ist durchaus in einem rezenten Beitrag über Frauenstudien von Petra de Vries, S. 215-247 herauszuspüren. Sie beschreibt dort die Konfrontation zwischen feministischer Kritik und den herrschenden Wissenschaftsauffassungen als ein Aneinandergeraten von zwei Denksystemen, die einander ausschließen. Was ein Argument in dem einen System ist (ja, aber ich *finde* auch, daß Männer Schufte sind), ist kein Argument in dem anderen System (aber das heißt doch nicht, daß sie es auch *sind*) (S. 234). Petra de Vries zufolge geht es bei den Frauenstudien nicht um Argumente, sondern um Macht. Damit bringt sie unserer Meinung nach ein paar Dinge durcheinander. Das Schaffen von *Voraussetzungen* für Frauenstudien ist in der Tat eine *politische* Aktivität, bei der Macht eine Rolle spielt und politischer Druck notwendig ist. Innerhalb der Universität haben manche (und leider sind dies eigentlich noch recht viele) Bedenken gegen die Frauenstudien und auch darauf paßt eine politische Antwort z. B. in Form von Protestaktionen. Machtverhältnisse sind auch ausschlaggebend für die Frage, in welchem Maße Resultate von Frauenstudien in der Gesellschaft angewendet werden. Aber es besteht keine Machtfrage in der Entwicklung der wissenschaftlichen Praxis. Innerhalb der Forschungsaktivitäten, dem Prüfen von Hypothesen, dem Entwickeln von theoretischen Konzepten geht es, wie wir schon darlegten, um Wissen und also um Argumente. Das Durcheinanderbringen all dieser Niveaus scheint uns für die weitere Entwicklung von Frauenstudien hemmend zu wirken. Es vergrößert das Risiko, daß Frauenstudien in Propaganda oder in Ideologie stecken bleiben (die Entwicklung und Verbreiterung von politischen Ideen zur Unterstützung des Kampfes für die Frauenbefreiung).

Erfahrung ist nicht genug

Das Anknüpfen an die Erfahrungen, die Frauen mit Unterdrückung haben, bietet keine ausreichende Basis für die wissenschaftliche Praxis. Innerhalb der Frauenstudien treffen wir oft auf die Auffassung, daß es eine besondere weibliche Art des Betreibens von Wissenschaft gibt, die durch die Verarbeitung von persönlichen Erfahrungen inspiriert ist. Eine solche Behauptung führt unserer Meinung nach zur Verwischung des zwischen *Bewußtwerden* und Wissenschaft bestehenden Unterschieden. Immerhin, das Austauschen von Erfahrungen in einer Arbeitsgruppe kann sehr motivierend wirken und auch ein Hilfsmittel sein bei der Suche nach neuen, erforschbaren Problemen. Aber was können wir auf der Grundlage unserer eigenen Erfahrungen und denen anderer Frauen in den 30iger Jahren lernen? Wir können durchaus Kenntnisse erlangen darüber, wie das drohende Verbot erfahren wurde, wie es sich im täglichen Leben auswirkte, aber wir werden nichts über die Beziehung zur ökonomischen Krise, zu konfes-

sionellen Ideologien, etc. erfahren. (Schoot Uiterkamp 1978, S. 182-241) Kurz: wir beschränken unsere wissenschaftlichen Möglichkeiten in einer unverantwortlichen Art und Weise, wenn wir lediglich von Erfahrungen ausgehen. Gespräche über Erfahrungen können niemals die systematische Formulierung einer wissenschaftlichen Problemstellung ersetzen, noch die Suche nach Datenmaterial und dessen Verarbeitung an der Hand von theoretischen Ausgangspunkten. Und dabei können wir nichts ohne Logik, Rationalität und Abstraktionsvermögen ausrichten, die für die wissenschaftliche Arbeit unentbehrlich sind. Wohl wird behauptet, daß dies typisch männliche Eigenschaften sind und daß Frauen nicht danach streben sollen, sie sich zu eigen zu machen, sondern daß sie ihre eigenen weiblichen Eigenschaften demgegenüber stellen sollen. (de Vries, S. 241) Wahrscheinlich werden Männer durch die gesellschaftliche Rolle, die sie spielen, von je her dazu stimuliert, diese Eigenschaften zu erlangen. Es erscheint uns ein unsinniges und sexistisches Vorurteil, daß Frauen von Natur aus hauptsächlich emotional eingestellt sein sollen. Darüberhinaus ist das Betreiben von Wissenschaft nun mal eine vor allem rationale Aktivität.

Methoden

Unserer Meinung nach gibt es keine spezifisch weiblichen Forschungsmethoden. Von dem Ausgangspunkt, daß die eigenen Erfahrungen von Frauen in der Forschung im Mittelpunkt stehen sollten, wird oft die Schlußfolgerung gezogen, daß ausschließlich qualitative Forschungsmethoden, z. B. Tiefeninterviews angewendet werden dürfen. Wir meinen jedoch, daß es keinen einzigen Grund gibt für die Wahl von bestimmten Methoden und die Verwerfung anderer (in diesem Fall quantitativer) Methoden. Wir sollten das ganze Arsenal von Methoden gebrauchen, daß uns zur Verfügung steht: Interviews, Literatur- und Quellenforschung und statistische Methoden. Für welches Instrument wir uns entscheiden, hängt vom Thema ab, und nicht von einer Bevorzugung von qualitativen Methoden (weil jene wissenschaftlicher seien). Es stimmt, daß mit Hilfe von statistischen Methoden wiederholt dubiöse z. B. sexistisch gefärbte Schlußfolgerungen gezogen werden, aber das liegt nicht an der Methode als solcher. Als Beispiel kann hier eine Umfrage über die Zufriedenheit von Haufrauen in einigen brabantischen (süd-niederländischen d.Ü.) Städten dienen. Die Forscher kommen aufgrund der Resultate dieser Umfrage zu dem Schluß, daß die meisten Hausfrauen zufrieden sind. Dieses oberflächliche Ergebnis ist keine Folge vom Gebrauch des Instruments der Umfrage, sondern der zu simplen Fragestellung („Sind Sie im allgemeinen zufrieden?") und der Art und Weise, in der die Forscher ohne weitergehende Reflektionen die Antworten auf ihre Fragen als Wirklichkeit ansehen. Aber trotzdem sind die Ergebnisse dieser Umfrage für die in der Wissenschaft tätigen Feministinnen nicht unbrauchbar. Die meisten Frauen meinen offensichtlich, daß sie zufrieden seien. Das ist ein Anlaß zu weiterer Forschung: Warum sagen die Frauen das? Wäre eine andere Antwort gesellschaftlich nicht akzeptabel? Sind sie in konkreten Aspekten auch zufrieden? Gibt es Widersprüche in der Art und Weise, wie sie über ihre eigene Situation nachdenken? Und welche wären das dann?
Es sind auch andere Arten von statistischer Forschung denkbar, die sehr nützlich sind, z. B. demographische Forschung, bei der verheiratete Frauen nicht automatisch bei ihrem Ehemann mitgezählt oder unter dem Nenner Familie untergebracht würden.

Nicht exklusiv für Frauen

Frauenstudien sind unserer Meinung nach nicht nur für Frauen von Belang. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse werfen schließlich ein neues Licht auf die gesellschaftliche Realität als Totalität. Wir können keinen Grund bedenken, warum wir dies ausschließlich den Frauen vorbehalten sollten. Daraus folgt, daß wir der Ansicht sind, daß auch Männer im Prinzip zu Frauenstudien beitragen können: Auch sie müssen die Möglichkeit bekommen, um mit Hilfe von Sexismus-Kritik ihr Bild der Realität korrigieren zu können. In Anbetracht dessen, daß das Streben nach Wissen das Ziel der Frauenstudien ist, tut es wenig zur Sache, mit welchen Motiven (nach Ansicht einiger

sind diese bei Männern suspekt) (S.241-242) man sich mit Frauenstudien beschäftigt. Das Betreiben von Wissenschaft ist das Vorrecht keines einzigen Geschlechtes.
Dieser prinzipielle Ausgangspunkt muß in der Praxis ein bißchen relativiert werden. Es ist ja logisch, daß es vor allem Frauen sind, die motiviert sind, den Kampf gegen den Sexismus in der Wissenschaft aufzunehmen. So ist die Entwicklung von Frauenstudien bis jetzt auch hauptsächlich Frauenarbeit gewesen, inspiriert durch die Frauenbewegung. Für einige Arten von Forschung sind Frauen besser geeignet als Männer (Tiefeninterviews mit Frauen z. B. über Sexualität). Auch im Hinblick auf pädagogische Ziele kann es manchmal sinnvoll sein, in ungemischten Gruppen zu arbeiten. In Anbetracht des Rückstandes von Frauen auf der vorwiegend von Männern bevölkerten Universität ist das Bedürfnis eines Identifikationspunktes im Studium oder einer Unterrichtssituation ohne hierarchische Verhältnissse sehr legitim. (Übrigens ist das Anknüpfen in der Lehre an die Motivationen von Studenten nicht nur für Frauen von Belang, der ganze universitäre Lehrbetrieb könnte davon profitieren!) Es kann also manchmal sinnvoll sein, nach Geschlechtern getrennt zu arbeiten, dies entspricht aber nicht der Auffassung — die wir ablehnen —, daß Frauenstudien nur für Frauen wären.

Integration von Frauenstudien
Die Integration von Frauenstudien innerhalb des existierenden Wissenschaftsbetriebes und der bestehenden Studienordnungen finden wir wünschenwert. Die oben genannte *Lila Denkschrift* gibt für diese Integration eine Anzahl von Gründen: „Es ist wissenschaftlich wenig produktiv, die Probleme von Frauen zu studieren, ohne dabei den gesellschaftlichen Kontext mit zu berücksichtigen (. . .) Umgekehrt gilt, daß der Effekt für die herrschende wissenschaftliche Praxis und Theorie nicht durch eine in der Isolation gewachsene „weibliche" Wissenschaft entsteht". Darum wird es befürwortet , daß „(. . .) die Erkenntnisse der Frauenstudien mit den bestehenden Auffassungen konfrontiert werden. Kritik an den bestehenden Auffassungen innerhalb eines bestimmten Wissenschaftsgebietes ist nur dann möglich, wenn man sich in dem in Frage stehenden Fachgebiet auskennt." (Bleidi, de Vries 1977, S. 28) Die als Fortsetzung der *Lila Denkschrift* geschriebene *Rote Denkschrift* (Aerts 1978) kommt größenteils auf dieses Integrationskonzept zurück. Als Einwand wird unter anderem angeführt, daß innerhalb der Frauenstudien „noch kein eindeutig abgegrenztes Ganzes an Wissen und Fähigkeiten aufgebaut ist." „Was gibt es dann zu integrieren?' fragen sich die Zusammenfasserinnen. Desweiteren wird darauf hingewiesen, daß Integration nicht das Werk einiger individueller (wissenschaftlicher) Assistenten sein kann, daß „echte Integration etwas anderes (ist) als ein zusätzliches Buch auf der Literaturliste, etwa anderes als Forschung nach Frauen."(S.30-31)
An und für sich sind diese Überlegungen nicht unsinnig, natürlich sind die Frauenstudien kein abgegrenztes Ganzes, natürlich kann es keine Aufgabe von ein paar Individuen sein, im Zeitraum von ein paar Jahren Veränderungen in der Wissenschaft durchzuführen, und natürlich muß Integration etwas anderes sien, als ein zusätzliches Buch „über Frauen" auf der Liste. Doch stellt sich die Frage, gegen welches Integrationskonzept hier eigentlich polimisiert wird. Die Alternative, die die Verfasserinnen selber vor Augen haben, scheint ein Modell von Konfrontationen zu sein, das dem Modell des *Konfrontationsstudiums* sehr zu ähneln scheint, das vor ein paar Jahren unter marxistischen Studenten sehr beliebt war. In diesem Modell wurden die „bürgerliche" und die „marxistische" Wissenschaft einander gegenübergestellt als zwei sich gegenseitig ausschließende Größen. In diesem Fall sollte dann „sexistische" und „feministische" Wissenschaft einander gegenüber gestellt werden müssen, bis das die sexistische Wissenschaft ganz und gar verschwunden ist. (S. 32) Dies sollte dann nicht etwa geschehen „aufgrund eines abstrakten Bedürfnisses 'die Wissenschaft zu verändern' sondern aufgrund der Einsicht, daß Wissenschaft an der Aufhebung der Unterdrückung von Frauen beizutragen hat." (S. 32) Wir haben schon dargelegt, daß unserer Ansicht nach keine Rede ist von autonomer bürgerlicher, marxistischer, sexistischer oder feministischer Wissenschaft, es gibt lediglich unterschiedliche, sich bekämp-

fende Auffassungen. Darum möchten wir auch die Wiederherstellung der Ehre des *Integrationsgedankens* befürworten, nicht als Anpassung, Einpassung oder Einkapselung der Frauenstudien innerhalb eines unerschütterlichen Ganzen (ein Buch auf der Liste, eine wissenschaftliche Assistentin für Frauenstudien und wir sind zufrieden), sondern als die einzige Möglichkeit, die Voraussetzungen zu schaffen für eine *permante wissenschaftliche Diskussion.* Nur in einem solchen Rahmen ist eine sinnvolle Entwicklung der Frauenstudien möglich, wobei sowohl an Kritik wie an Forschungstätigkeiten und an die Formulierung von umfassenden theoretischen Konzepten gedacht werden kann. Integration heißt in unserer Auffassung also nicht, daß kein Raum für separate Abteilungen oder Arbeitsgruppen für Frauenstudien da sein sollte: es heißt aber wohl, daß der Ausgangspunkt von einer Wissenschaftspraxis und nicht von einer Anzahl nebeneinander existierender Wissenschaftspraktika akzeptiert wird. Wenn wir die unterschwellige sexistische Haltung in der Wissenschaft bekämpfen wollen, um auf diese Weise zu einer besseren Wissenschaftspraxis zu kommen, werden wir andere Wissenschaftler zwingen müssen, über unsere Argumente nachzudenken und in Diskussionen mit uns zu treten. Und dies ist in der Isolation und ohne die systematische Ausarbeitung und zur Diskussions-Stellung unserer eigenen Ausgangspunkte nicht möglich.

Relative Autonomie

Das Verhältnis der Frauenstudien zur Frauenbewegung sollte unserer Ansicht nach durch eine relative Autonomie gekennzeichnet sein. Wir haben im Vorangehenden argumentiert, daß Wissenschaft in gewisser Weise gegenüber politischen Bewegungen autonom ist. Das hat Konsequenzen für die Beziehung zwischen Wissenschaftlerinnen (die sich mit Frauenstudien beschäftigen) und der Frauenbewegung. Wir sind nicht für Frauenstudien in einem Elfenbeinturm. Ohne die Frauenbewegung wären Frauenstudien nie entstanden, und schon daraus wird deutlich, daß wissenschaftliche und politische Aktivitäten miteinander verbunden sind. Aber Frau, Aktivistin und Intellektuelle zu sein, ist nicht dasselbe, auch wenn *eine* Frau alle diese Eigenheiten in sich vereinigen kann. Die Unterscheidung zwischen Frau- und Intellektuelle-Sein, die Tatsache, daß eine wissenschaftliche Tätigkeit spezifische Fähigkeiten und eine spezifische Einstellung verlangt, wird — so meinen wir — in der Diskussion über die Beziehung zwischen Frauenstudien und der Frauenbewegung häufig nicht berücksichtigt. Dies geschieht dann aus einem zu simplen Gedankengang: Alle Frauen sind unterdrückt, ich bin eine Frau, also auch unterdrückt, und also darf es keinen Unterschied geben zwischen mir und den anderen. Solche Gedankenketten erschweren die Einsicht in das Verhältnis von Wissenschaft und der Bewegung. [5] Des weiteren führen viele z. B. historische, soziologische oder politologische Forschungen zu Ergebnissen, die nicht unmittelbar für politische Arbeit benutzbar sind, die aber wohl wichtige Einsichten verschaffen und darum nützlich sind. Das heißt nicht, daß wir der Forschung in Zusammenarbeit mit Frauengruppen ablehnend gegenüberstehen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Forschung nach den Ursachen von Gewalt gegen Frauen auf Anfrage der Frauenhausgruppe (Blijf van mijn lijf, d.:.): Der Ansporn zur Formulierung der Problemstellung kommt in diesem Falle aus der Frauenbewegung, die Art und Weise, in der diese Problemstellung dann im weiteren erforscht wird, bleibt dann allerdings die Sache der betreffenden Wissenschaftlerinnen. Ihre relative Autonomie gegenüber den an der politischen Arbeit beteiligten Frauen muß gewährleistet bleiben. Ideologie ist etwas anderes als Wissenschaft. Die Stärkung der „feministischen Ideologie" ist etwas anderes als das Betreiben von Wissenschaft. Auch durch das Wort „feministische Theorieformung" können wir die Probleme rund um die wissenschaftliche Forschung nicht beseitigen. In Veranstaltungen an der Universität sollten feministische Theorien darum auch nicht exklusiv, das heißt losgelöst von bestehenden wissenschaftlichen Erkenntnissen, als Frauenstudien unterrichtet werden.

Wollen solche Theorien einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit geltend machen, werden sie sich nicht auf einer Machtgrundlage, sondern auf der Basis von Überlegen-

heit im Wissenschaftsbetrieb beweisen müssen. Dann werden sie umfassender sein müssen als alle vorherigen Theoriebildungen.

Quellennachweis

In diesem Punkt sind wir mit dem Artikel von Selma Sevenhuijsen einer Meinung, in dem sie mit Nachdruck die Bedeutung von einer polititischen Theorie hervorhebt.(Sevenhuijsen, Selma: De praktijk van de theorie, in: Sozialisties-Feministise teksten 3, Amsterdam 1979, S. 18 ff.) Trotzdem ist eine politische Theorie etwas anderes als eine wissenschaftliche Theorie, wie wir im weiteren darstellen werden. Selma Sevenhuijsen scheint (S. 33) auch dieser Ansicht zu sein, aber es wird nicht deutlich, wie sie diesen Unterschied im einzelnen sieht. (S. 11) Diese Unterscheidung ist zu finden in dem Sammelband von A. Kuhn und A.M. Wolke (Hrsg., Feminism and materialism, London 1978).

Anmerkungen

1) *Sevenhuijsen, Selma: De praktijk van de theorie, in: Sozialisties-Feministiese teksten 3, Amsterdam 1979, S. 18 ff.*

2) *Ein Beispiel hiervon ist die bei Protestaktionen häufig verwendete These, daß das Leben von Pornographie zur Vergewaltigung führe. Es wäre nützlicher, wenn wissenschaftlich erforscht würde, ob dies wirklich so ist.*

3) *Zum Beispiel in de Vries, Petra: „Vrouwenlogika tegen mannelijk vooroordeel: over feministische fronten aan de universiteit", in: Socialisties-Feministiese teksten 3, S. 236-237; siehe auch Kassner, Ilse; Lorenz, Susanne: „Trauer muß Apasia tragen", die Geschichte der Vertreibung der Frau aus der Wissenschaft, München 1977.*

4) *Siehe hierzu auch („Feminisme, vrouwenstudies, psychologie", Vorwort des Hauptthemas, in: Psychologie en Maatschappij, 1/1980, S. 7).*

5) *Als ein Beispiel einer solchen Argumentation siehe das Bündel (Feministisch onderzoek, Instituut voor ontwikkelingspsychologie), Utrecht 1979, S. 22).*

Literatur

AERTS, Mieke: Seksistische wetenschap verandert niet 20 maar, Amsterdam 1978

BLEICH, Anet de Vries, Petra: Vrouwenstudies aan de faculteit der soziale wetenschappen, Amsterdam 1977

FEMINISME, vrouwenstudies, psychologie, in: Psychologie en Maatschappij, 1, 1980, S. 7 ff.

FEMINISTISCH onderzoek (Institut voor ontwikelingspsychologie) Utrecht 1979

KUHN, A. Wolpe, A. U.: Feminism and materialism, London 1978

MIES, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung — dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: Heksenkollege. Verslagboek over vrouwen en wetenschap, Nijwegen 1979

SEVENHUIJSEN, Selma: De praktijk van de theorie, in: Sozialisties-Feministiese teksten, 3, Amsterdam 1979

SCHOOT UITERKAMP, Annet: Terug naar het paradijs? Akties tegen de leeperking van vrouwenarrbeid in de jaren dertig, in: Jaarboek 1978 voor de geschiedenis van sozialsme en arbeidersbeweging in Nederland, Nijwegen 1978

DE VRIES, Petra: Vrouwenlogika tegen mannelijk vooroordeel: over feministische fronten aan de universiteit, in: Sociasisties-Feministiese teksten, 3, o.J.

KASSNER, Ilse/LORENZ, Susanne: Trauer muß Aspasia tragen, die Geschichte der Vertreibung der Frau aus der Wissenschaft, München 1977

Heide Göttner-Abendroth

Zur Methodologie von Frauenforschung am Beispiel Biographie

Wir gehen von drei grundlegenden Kategorien für kritische Frauenforschung aus:

I. Frauenforschung beginnt bei den subjektiven Bedingungen, der „Betroffenheit" von Frauen: hierbei wird das erkenntnisleitende Interesse für die Forschung intuitiv formuliert.

II. Danach geht die Reflexion auf die wissenschaftliche Ebene über, d. h., sie wird im Rahmen von Methodik systematisch formuliert. Es handelt sich hier um die Methodologie von Frauenforschung im engeren Sinne. Ziel dieses Durchganges ist die wissenschaftliche Formulierung des erkenntnisleitenden Interesses am jeweiligen Thema und die Herausbildung von Theorie.

III. Die dritte Kategorie ist die Rückvermittlung der Theorie in den sozialen Zusammenhang. Hier treten in den verschiedenen Bereichen jeweils andere Umsetzungsprobleme von Theorie in Praxis auf.

zu I. subjektive Ausgangsposition:

— Das erste Prinzip der Frauenforschung ist die „Betroffenheit" als Einsicht in die subjektive Situation. Sie ist das Ergebnis von Selbsterfahrung als Erfahrung des eigenen Leidens und der eigenen Widerstandskraft. In diesem Sinne ist „Betroffenheit" eine Erlebnis- und Praxiskategorie.
Die eigene Situation kann mit der anderer Frauen übereinstimmen, dann gewinnt die persönliche „Betroffenheit" eine intersubjektive Dimension. Aber durch die unterschiedlichen Bedingungen, in denen Frauen leben, bilden sich unterschiedliche Arten von „Betroffenheit" heraus. Z. B. ist die „Betroffenheit" einer Mutter eine andere als die einer kinderlosen Berufstätigen. Im Laufe des Lebens kann sich die Art der Betroffenheit bei einer Frau ändern.
Der verbindende Faktor bei allen Arten von „Betroffenheit" ist der biologische, das heißt: Ihre Biologie, obgleich gesellschaftlich geformt und verformt, schafft für Frauen eine Situation des Ausgeliefertseins, die sowohl historisch als auch in den gesellschaftlichen Schichten heute besteht. Noch immer ist jede Frau potentielles Opfer, und zwar ihres Geschlechtes wegen.
Diese Gemeinsamkeit ist die Verständigungsbasis und der Ausgangspunkt ihres erkenntnisleitenden Interesses, wenn eine Biographie-Forscherin den besonderen Lebenszusammenhang einer Frau erforscht. Zugleich kommen die Unterschiede in der Art der Betroffenheit zum Ausdruck, wenn die Biographie-Forscherin die Eigeninterpretation der Frau zu ihrer Situation berücksichtigt.

— Ist die „Betroffenheit" der Ausgangspunkt für die Frauenforschung, so kommt der für sie eigentümliche Reflexionsprozeß erst im zweiten Schritt in Gang: in der Reflexion auf die eigene Biographie. So begreift die Biographie-Forscherin den Lebenszusammenhang der von ihr befragten Frau nur dann angemessen, wenn sie zugleich ihre eigene Biographie mitreflektiert. Dadurch wird zugleich der Unterschied in den Arten der „Betroffenheit", wie auch der gemeinsame Faktor im Leben der Forscherin und der Frau, die sie befragt, sichtbar. Sie können sich trotz aller Trennung durch die verschiedenen Arten der „Betroffenheit" als Personen *innerhalb* einer Gruppe verstehen, die immer durch Unterdrückung bedroht ist bzw. sie erlebt und die dadurch immer der Alternative zwischen Anpassung und Widerstand ausgesetzt ist bzw. das eine oder andere praktiziert (intersubjektive Biographie).

— Aus der Reflexion auf die intersubjektive Biographie ergibt sich die bewußte Parteinahme für die Sache der Frau als der eigenen Sache, d. h. die Formulierung des Prinzips der Parteilichkeit. „Parteilichkeit" meint hier: die positive Parteinahme für die Abschaffung aller Arten von Unterdrückung der Frau und die Verstärkung des Widerstandes gegen die allgemeine und spezifische Unterdrückung.
Das Prinzip der Parteilichkeit ist die Intention zur Änderung der Situation. Darin ist es praxisorientiert, aber selbst noch nicht Praxis. Frauenforschung wird hier als Mittel der Hilfe zur Selbsthilfe für Frauen verstanden. Die durchgehende Wertung, die in diesem Prinzip der Parteilichkeit steckt, leitet die Auswahl der Forschungsinhalte und der Forschungsmethoden, sie bedarf aber ihrerseits, um nicht selber schlechte Ideologie zu werden, einer vernünftigen Begründung.

zu II. Methodologie und Theoriebildung:

Unter dieser Kategorie für Frauenforschung wird die wissenschaftliche Formulierung des Erkenntnisinteresses am Gegenstand geleistet.
Die Arbeit der Frauenforscherin verläuft auf drei methodologischen Ebenen, die wir der Einfachheit halber hier systematisch trennen. In der praktischen wissenschaftlichen Arbeit gehen sie bei jedem Schritt ineinander über. Außerdem trennen wir diese drei Ebenen nach ihrem logischen Status, d. h. wir beginnen mit der einfachsten, der *methodischen* Ebene, dann folgt die *theoretische* Ebene, die auf der methodischen aufbaut, dann die *metatheoretische* Ebene, die auf der theoretischen aufbaut.

1. Ebene:
Auf der methodischen Ebene wird versucht, ein ausgewähltes Untersuchungsfeld systematisch zu beschreiben. Dabei stehen der Frauenforscherin die traditionellen Methoden oder Methoden zur Verfügung, die sie selbst unter den spezifischen Anforderungen ihrer Arbeit neu entwickelt. Irgendeine Vorentscheidung für besondere Methoden kann es dabei nicht geben. Die Wahl der Methoden hängt von der spezifischen Situation der jeweiligen Frauenforscherin, den besonderen Forschungsbedingungen und den Erfordernissen der verwendeten Theorie ab. Was die Biographie betrifft, so geht es hier darum, die eigentümlichen Verfahrensweisen zu charakterisieren, die die Biographie-Forschung als kritische Frauenforschung von anderen Forschungsweisen zu diesem Thema grundsätzlich unterscheidet.

2. Ebene:
Hier geht es um die Gewinnung der theoretischen Wissenschaftssprache. Das heißt im Fall der Frauenforschung als einer kritischen Forschung nicht die plane Übernahme der wissenschaftlich vorgegebenen Begrifflichkeit, aber auch nicht das plane Negieren der vorgefundenen Wissenschaftssprache, sondern eine kritische Auseinandersetzung mit vorgegebenen theoretischen Begriffen und Theorien, ihre Ablehnung oder ihre Modifikation oder ihre Integration in neue Zusammenhänge. Das bedeutet nicht weniger als die kritische Aufarbeitung der bisherigen Forschungsgeschichte zum jeweils gestellten Thema. Im Fall der Biographie heißt das: die Aufarbeitung der bisherigen Biographie-Forschung und der Nachweis, daß sie für die von uns definierte Frauenforschung unzureichend ist.
Mit der ideologiekritischen Aufarbeitung bisheriger Forschung können zwar wichtige Schritte in Richtung auf die Bildung einer eigenen Begrifflichkeit geleistet werden. Es ist damit aber noch nicht unbedingt eine eigene theoretische Begrifflichkeit gewonnen, die einen eigenen theoretischen Zusammenhang herstellt. Das wäre die nächste Stufe auf der theoretischen Ebene. Um ihren Aufbau zu leisten, ist die erste Bedingung, die zentralen theorieleitenden Begriffe zu definieren.
Als solche hatten wir für die Biographie-Forschung genannt: „Unterdrückung", „Anpassung" und „Widerstand". „Unterdrückung" definieren wir als „Verhinderung der

Realisierung von zentralen individuellen Bedürfnissen". Unter einem „zentralen individuellen Bedürfnis" verstehen wir dabei den „Willen, physisch, psychisch und intelektuell zu überleben". Diese individuellen Bedürfnisse liegen nicht stereotyp fest, sondern sie variieren je nach den historischen und sozialen Bedingungen.
Jede Unterdrückung hat zwei Aspekte: Sie wird sowohl direkt (bewußt, intentional) als auch indirekt (nicht bewußt, nicht intentional) ausgeübt. Direkte Unterdrückung definieren wir genauer als die „bewußte Verhinderung der Realisierung von zentralen individuellen Bedürfnissen durch unmittelbaren persönlichen Einfluß". Die indirekte oder strukturelle Unterdrückung definieren wir als die „nicht bewußte, quasi-objektive Verhinderung der Realisierung von zentralen individuellen Bedürfnissen durch institutionalisierte Normen". Solche Normen sind durch Institutionen in der Gesellschaft verankert und werden von Personen gegen andere Personen mithilfe von Sanktionen aktiv durchgesetzt (z. B. bei Geschlechtsrollen, bei Familienrollen, bei Statusrollen, im Erziehungswesen, im Gerichtswesen, usw.) Die strukturelle Unterdrückung beinhaltet daher auch persönlichen Einfluß, dieser ist aber nicht direkt, und falls er doch direkt ist (wie in der Familie), ist er nicht bewußt (nicht bewußt ausgeübtes Rollenverhalten in der Familie). Und die direkte Unterdrückung ist ihrerseits immer durch irgendwelche Normen (moralischer oder institutioneller Art) abgestützt.
Der Begriff „Anpassung" baut auf dem so definierten doppelten Begriff der „Unterdrückung" auf. Wir definieren „Anpassung" als das „Akzeptieren der direkten und/oder strukturellen Unterdrückung zur Durchsetzung des jeweils elementareren Bedürfnisses". Mit dem „Durchsetzen des jeweils elementareren Bedürfnisses" meinen wir unterschiedliche Formen von Durchsetzungsstrategien, die von unterschiedlichen Situationen abhängen. Z. B. geht die Durchsetzungsstrategie bei Gefahr des physischen Überlebens wie in einer Kriegssituation dahin, unter Verzicht auf psychische oder intellektuelle Ansprüche die rein körperliche Existenz zu sichern. Die „Anpassung" liegt hier im (erzwungenen) Verzicht auf psychische und intellektuelle Bedürfnisse. Sind dagegen die elementaren Bedürfnisse gesichert, so wird in einer Situation psychischen Drucks versucht, psychische Bedürfnisse (oder einige von ihnen) zu retten unter Verzicht auf intellektuelle Bedürfnisse. Umgekehrt kann die Bedrohung der intellektuellen Existenz ebenfalls zu einer weitgehenden Aufgabe psychischer Bedürfnisse (oder anderer intellektueller Bedürfnisse) führen.
„Widerstand" definieren wir nun als „Handlungen gegen jede Form von Unterdrückung". Unter diesen „Handlungen" werden sowohl bewußte Widerstandshandlungen wie auch unbewußte Widerstandshandlungen, die sich z. B. in Symptomen äußern, verstanden, denn beide Arten von Handlungen sind zielgerichtet, also intentional. „Widerstand" kann in zwei Richtungen verlaufen: in eine Richtung, die ihr Ziel durch Fixierung auf die falsche Ursache verfehlt, und in eine Richtung, die die tatsächliche Ursache trifft. Wir unterscheiden deshalb den „personalisierten" und den „politisierten" Widerstand. Die „Personalisierung von Widerstand" wird dabei definiert als „Widerstand gegen Personen die nicht Ursache der Unterdrückung sind". Die „Politisierung von Widerstand" definieren wir dagegen als „Widerstand gegen Personen oder Institutionen, die Ursache der Unterdrückung sind".
Nun können wir die einzelnen Schritte des theoretischen Aufbaus bzw. die Einbettung der Biographie-Forschung in einen größeren theoretischen Zusammenhang angeben:

— Die soeben eingeführte Begrifflichkeit wird dazu gebraucht, eine Auswahl im Untersuchungsfeld zu treffen. Im Fall von vorliegenden Biographien kann nun eine Unterscheidung zwischen einer „Anpassungsbiographie" oder einer „Widerstandsbiographie" getroffen werden oder eine Unterscheidung zwischen Teilen in Biographien, die überwiegend der einen oder anderen Verhaltensweise zuzurechnen sind.

— Es folgt der Vergleich der ausgewählten Biographien untereinander. Er dient dazu, Ähnlichkeiten in den Formen von Unterdrückung und Widerstand und ihrer Entwicklung im Lebenslauf herauszufinden.

— Ähnlichkeiten der Formen von Unterdrückung und Widerstand und ihrer Entwick-

lung im Lebenslauf werden klassifiziert. Diese Klassifikation dient dazu, durch Zusammenfassung ähnlicher Gruppen zu allgemeineren Aussagen zu kommen.

— Die klassifizierten Formen von Unterdrückung und Widerstand und ihre Entwicklung im Lebenslauf werden zunächst aus den immanenten Zusammenhängen einer Biographie oder mehrerer Begriffe wie („Brüche", „Blockierung", „Weiterentwicklung", usw.) interpretiert/erklärt.

— Diese Interpretationen/Erklärungen benötigen dann eine Theorie oder Teilstücke aus mehreren Theorien, welche die intersubjektiven Strukturen von Individuen oder Gruppen beschreiben (wie z. B. eine Theorie des subjektiven Handelns oder der Psychoanalyse). Diese Theorien haben strukturierenden Charakter. Sie erlauben, die Klassen von „Unterdrückung", „Anpassung", „Widerstand" in einem größeren systematischen Rahmen darzustellen, ohne deren immanente Inhalte zu früh durch eine von außen herangetragene inhaltliche Theorie zu verzerren. Auf keinen Fall können diese Theorien ohne Ideologiekritik angewandt werden, sondern ihre Begriffe müssen zuvor einer negativen oder positiven Bewertung unterzogen werden. Durch diese Auseinandersetzung mit gegebenen theoretischen Begriffen gewinnen die bisher vortheoretisch eingeführten Begriffe „Unterdrückung", „Anpassung", „Widerstand" erst ihren theoretischen Status.

— Der letzte theoretische Schritt ist die Anwendung umfassender Theorien, welche die Theorien zu Einzelphänomenen in einen gesellschaftlichen Zusammenhang stellen. (Eine solche wäre zunächst eine Sozialtheorie, welche die Strukturmuster z. B. im Sinne von sozialen Rollen interpretiert.)
Die allgemeinste Ebene nimmt eine Gesellschaftstheorie politischer Prägung ein, die zugleich historisch fundiert ist. Erst sie kann sozial gedeutete Biographie in einem weiten politisch-geschichtlichen Rahmen erklären. Die Formulierung einer solchen Gesellschaftstheorie ist ein Desiderat, da auf keine der gegebenen Gesellschaftstheorien naiv zurückgegriffen werden kann. Innerhalb einer solchen Theorie gewinnen Begriffe wie „Unterdrückung", „Anpassung", „Widerstand" erst ihren vollen theoretischen Gehalt.

3. Ebene:
Jeder der vorgenommenen theoretischen Schritte ist normengeleitet: Auswahl, Vergleich und Kategorisierung von Selektionsnormen, zugleich intuitiven Normen der Deutung, die in den letzten drei Schritten sukzessive expoliziert und theoretisch geklärt werden.
Das Grundprinzip aller Wertbegriffe und normativen Prinzipien ist dabei die Annahme von der Unterdrückung der Frau und die Suche nach der Aufhebung dieser Unterdrückung. In diesem Sinne verstand sich ja das theoretische Vorgehen als ideologiekritisch.
Damit solches Vorgehen nicht selbst ideologisch wird, muß die Forscherin ihre impliziten Normen offenlegen und vernünftig begründen. Im Fall der Biographie und ihrer Einbettung in Theorie werden die Normierungen jedes einzelnen Schrittes noch einmal ausdrücklich formuliert. Die vernünftige Begründung ist keine letztgültige wissenschaftliche — eine solche ist nirgendwo möglich. Die Begründung wird aus der Motivation geschöpft, mit der die Frauenforschung begonnen wurde. Die Motivation dazu findet sich in den Biographien der Forscherinnen und in denen der erforschten Frauen, die Ausdruck der gegenwärtigen Situation der Frau sind. In solchen praktisch-gesellschaftlichen Befindlichkeiten hat jede Begründung ihren Endpunkt.

zu III. Vermittlung von Theorie und Praxis:

Die Begründung der in der Biographieforschung vorgenommenen Wertung beinhaltet aber mehr als nur die nachträgliche Rechtfertigung eines Erkenntnisinteresses. Sie beinhaltet auch die Entwicklung von Strategien zur Durchsetzung dieses Interesses, zur

Realisierung der formulierten Ziele. Das ist der letzte Schritt, den Theorie noch leisten kann, danach geht sie in Praxis über.
Zwei Perspektiven seien hier angedeutet, in die Biographie-Forschung im Rahmen der Frauenforschung umgesetzt werden kann: 1. in die wissenschaftspolitische Praxis, 2. in die sozialpolitische Praxis. In der wissenschaftspolitischen Praxis heißt das: die Einführung von Biographie-Forschung unter einer veränderten Perspektive. In der sozialpolitischen Praxis heißt das: die Verbesserung der Situation der Frauen, deren Leben als ein Kampf gegen Unterdrückung, der zwischen Anpassung und Widerstand schwankt, erfaßt wurde.

Maria Mies

Frauenforschung oder femininistische Forschung?
Die Debatte um feministische Wissenschaft und Methodologie

Vorbemerkung

Im Februar 1977 fand in Frankfurt der erste Kongreß feministischer Sozialwissenschaftlerinnen statt, die ein Jahr später den Verein „Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen" gründeten.
Ich hatte mich bereit erklärt, auf diesem Treffen einen Vortrag zur Methodenproblematik feministischer Forschung zu halten. Da ich, wie viele von uns, in verschiedenen Aktivitäten der Frauenbewegung engagiert war, hatte ich keine Zeit, ein fundiertes Referat vorzubereiten. Ich entwarf ein Thesenpapier, das ich „Methodische Postulate zur Frauenforschung" nannte. Dieses Papier trug ich in Frankfurt vor und es wurde lebhaft darüber diskutiert. Als mich die Frauen der Universität Nijmegen im Oktober 1977 baten, im Rahmen ihres Kongresses „Heksenkollege" einen Vortrag zu diesem Thema zu halten, arbeite ich meine früheren Thesen aus und trug sie dort vor[1].
Viele Frauen hatten dafür gekämpft, daß Frauenseminare an den Hochschulen durchgeführt und daß Frauenthemen in Diplom- und Doktorarbeiten behandelt werden konnten. Dabei stießen sie auf den offenen Widerstand der meisten männlichen und auch mancher weiblicher Professoren. Sie erlebten nicht nur, daß die Universitäten Hochburgen der Männerherrschaft sind, sondern auch, daß die angeblich objektive Wissenschaft blind ist für die Frauenproblematik. In dieser Situation wurden die „Methodischen Postulate" so etwas wie der Stein des Anstoßes, an dem sich die Geister schieden. Nicht nur die Geister männlicher oder weiblicher Wissenschaftler, sondern auch die Geister von Frauen, die unterschiedliche politische und wissenschaftstheoretische Positionen vertragen. Die einen begrüßten den Aufsatz als Grundlage für eine engagierte feministische Wissenschaft, andere sahen in ihm ein Manifest feministischer Propaganda[2].
Wenn ich heute versuche, auf die Kritik an den „Methodischen Postulaten" zu antworten, so geschieht das auf dem Hintergrund meiner eigenen Erfahrung mit diesem Ansatz aber auch auf dem einer erweiterten und vertieften Reflexion. Bei dieser Erwiderung handelt es sich also *nicht,* das möchte ich betonen, um die Fortsetzung eines bloß wissenschaftlichen Diskurses zum Zweck der Wissensakkumulation, sondern um ein weiteres Zwischenresumée von feministischer Praxis und Forschung.
Ich werde im folgenden daher zunächst zu den wesentlichen Punkten der Kritik Stellung nehmen und dann darstellen, wie ich mit diesem Ansatz gearbeitet habe und versucht habe, ihn in die Richtung einer feministischen Wissenschaftstheorie weiterzuentwickeln.
Ehe ich jedoch zu den einzelnen Kritikpunkten komme, eine allgemeine Vorbemerkung: Das Gros der Reaktionen auf die „Postulate" blieb auf der Ebene „theoretischer Argumente". Das heißt, der Ansatz wurde viel diskutiert, viel zitiert, aber, wie mir scheint, wenig ausprobiert. Die Auseinandersetzung folgte häufig den ausgetretenen Pfaden des kontemplativen, akademischen Diskurses, der seine Impulse aus Rede und Gegenrede, nicht aber aus neuen Erkenntnissen auf der Basis neuer Erfahrungen bezieht. Diese Vorgehensweise entspricht der verbalistischen Tradition der Universitäten, wo es darauf ankommt, den Gegner mit „besseren Argumenten zu schlagen". Sie widerspricht aber der Zielrichtung feministischer Wissenschaft und Forschung, wie ich sie in der Ausgangsthese der „Postulate" formulierte. Die Notwendigkeit, nach neuen Methoden und nach einem neuen Forschungsbegriff zu suchen, ergibt sich erst dann, wenn Frauen in den Hochschulen die Wissenschaft zu einem Kampfmittel gegen Frauenunterdrückung und -ausbeutung machen und den status quo verändern wollen.

Wenn sie das *nicht* tun wollen (und es gibt viele Frauen, die das nicht tun wollen), wenn sie die Frauenproblematik zu einer akademischen Angelegenheit machen wollen, dann erübrigt sich der ganze Streit um einen neuen Theorie- und Methodenansatz. Denn eine solche Debatte kann nur die alten Kontroversen zwischen verschiedenen wissenschaftstheoretischen Positionen (z.B. Kritische Theorie versus Positivismus) wiederholen.
Bei den „Postulaten" geht es aber darum, ein anderes *Verhältnis* zwischen Wissenschaft und sozialer Bewegung, in unserem Fall der Frauenbewegung, herzustellen. Das Ziel der Frauenbewegung ist die *Aufhebung* und nicht nur das *Studium* von Frauenausbeutung und -unterdrückung. Darum muß dieses Verhältnis (in dem die Wissenschaft als unpolitisch gilt) selbst revolutioniert werden. Eine solche Revolutionierung läßt sich aber nicht allein im Rahmen einer bloß wissenschaftlichen Selbstreflexion durchführen, wie es die kritische Theorie versucht hat, auch dann nicht, wenn sie sich als „marxistisch" oder gar „feministisch" bezeichnet. Zu dieser Revolutionierung gehört eine soziale Bewegung.
Daß es um diese Revolutionierung geht, haben viele, die sich positiv oder negativ auf diesen Aufsatz bezogen haben, m.E. nicht verstanden. Obwohl dieser Ansatz ausdrücklich als Einladung zum Ausprobieren und zur weiteren Diskussion gedacht war, ist er von einer Reihe von Frauen als „Modell" oder als Katalog methodischer Rezepte mißverstanden worden. Anstatt selbst an der Weiterentwicklung dieses Ansatzes zu arbeiten, haben ihn viele in bekannter Manier lediglich als Zitat benutzt, entweder um feministische Forschung zu legitimieren oder zu diffamieren. Damit tragen sie, bewußt oder unbewußt, zu einer erneuten Akademisierung dieser ganzen Problematik bei, aus der die „Postulate" gerade herausführen wollten.

Kritik und Diskussion

Die Kritik an den „Methodischen Postulaten zur Frauenforschung" bezieht sich vor allem auf folgende Problembereiche:

— Das Verhältnis zwischen Frauenbewegung und Frauenforschung (Politik und Wissenschaft)

— Forschungsmethoden

— Das Verhältnis zwischen Aktion und Forschung

— Das Verhältnis Forscher-Erforschte

Ich werde zunächst zu den verschiedenen Kritikpunkten Stellung nehmen.

Das Verhältnis zwischen Frauenbewegung und Frauenforschung oder zwischen Politik und Wissenschaft

Obwohl alle Kritikerinnen implizit oder explizit zugeben, daß Frauenforschung ein Resultat der Frauenbewegung ist, behandeln viele das Verhältnis zwischen beiden Bereichen in der folgenden Reihenfolge: Zuerst kommt die Wissenschaft, dann die Politik, zuerst die Frauenforschung, dann die Frauenbewegung. Daß diese Reihenfolge die wirkliche historische Bewegung, die Chronologie der Ereignisse auf den Kopf stellt, scheint den Kritikerinnen nicht bewußt zu sein. Sie behandeln das Verhältnis zwischen Frauenbewegung und Frauenforschung in der üblichen, a-historischen, abstrakten Weise, wie sie für das herrschende positivistische Wissenschaftsverständnis üblich ist. Das wird vor allem deutlich an dem Aufsatz von A. Bleich, U. Jansz, S. Leydersdorf: „Lob der Vernunft" (1980), dessen Autorinnen das Postulat 4 meines Aufsatzes (Um eine Sache zu erkennen, muß man sie verändern) einfach dualistisch umdrehen: „Um die Welt zu verändern, muß man sie kennen". Dabei übernehmen sie völlig unkritisch den herrschenden Begriff von Kenntnis und Wissenschaft, der angeblich neutral und

mehr oder weniger autonom „über" der Politik schwebt. Sie sind gegen eine „Politisierung" von Wissenschaft und lehnen daher ab, daß Frauenforschung Teil emanzipatorischer Praxisprozesse werden müsse.
Ohne weitere Umschweife rücken sie dann diesen Ansatz in die Nähe des Stalinismus, indem sie auf die Lysenko Affaire[3)] hinweisen, bei der ein wissenschaftlicher Streit durch Stalins Untersützung „nicht mit Argumenten, sondern mit Hilfe politischer Macht" entschieden wurde (Bleich u.a. 1980).
Ich frage mich, wo die von den Autorinnen so viel beschworene „Objektivität" und „Logik" geblieben ist, als sie dies schrieben. Wo ist es Stalin darum gegangen, Emanzipations- und Humanisierungsprozesse zu fördern? Und wo sind Frauen in den Hochschulen oder in der Politik so stark vertreten, daß sie Macht ausüben könnten? Vor dem Realhintergrund der geringen Repräsentanz von Frauen in Politik und Wissenschaft vor dem „Machtmißbrauch" der Handvoll feministischer Wissenschaftlerinnen zu warnen, ist geradezu absurd. Ist es doch ein ständiges Argument der Männer, die alle Machtzentralen in der Welt beherrschen, daß Unterdrückte, die rebellieren, „Macht" ausüben wollten.
Diese ganze Argumentation beruht letzlich auf dem positivistischen Verständnis des Verhältnisses von Wissenschaft und Politik. Die Autorinnen sind der Meinung, daß Wissenschaft und wissenschaftliche Theorien politik- und machtfreie Räume sind. In der Wissenschaft gehe es „um Erkenntnis", in der Politik „um Macht". Sie müssen zwar zugeben, daß man „Macht" braucht, um Frauenforschung in den Universitäten durchzusetzen. Wenn sie aber durchgesetzt sei, so argumentieren sie, wenn es um Forschung gehe, dann seien „Argumente" und nicht „Macht" gefragt. Hier wird deutlich, daß das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik nicht nur in der falschen Reihenfolge gesehen wird, wie oben bemerkt, sondern auch als mechanisch und additiv. Politische Bewegungen bleiben draußen vor der Tür der Wissenschaft, die als unpolitisches, neutrales Niemandsland definiert wird. Den Autorinnen scheint nicht bewußt zu sein, daß das Paradigma, woher sie offensichtlich ihre Argumente beziehen, gerade *darum* politisch ist, weil es vorgibt, „objektiv", „wertneutral", „wissenschaftlich" zu sein. Während diese Autorinnen eindeutig den Primat der (kontemplativen) Wissenschaft gegenüber der Frauenbewegung betonen, meinen einige Kritikerinnen, diese Position und die in den „Methodischen Postulaten" vertretene seien „komplementär" (Ruitenberg, Blom, van de Brink, de Coole 1981). Andere glauben, es handele sich um zwei überspitzt formulierte Extrempositionen innerhalb desselben theoretischen Paradigmas, die nur graduell und quantitativ verschieden seien. Die „Wahrheit" befände sich irgendwo in der Mitte zwischen den Positionen von Maria Mies und den Autorinnen von „ Lob der Vernunft". Sie warnen vor allem vor Überspitzungen in der Anwendung der „Postulate" und vor der Allgemeinheit solcher Begriffe wie: „Parteilichkeit", „Betroffenheit", „*die* Frauenbewegung" und meinen, durch solch allgemeine Formulierungen würden den Nuancen und Schattierungen, der pluralistischen Vielfalt von Frauenerfahrung und Frauenforschung Gewalt angetan. Sie führten zu einer unkritischen Handhabung dieser Begriffe, zu Dogmatismus und zur Unterschätzung von Unterschieden zwischen Frauen (Koniter u. Mossink 1980, Göttner-Abendroth 1983).
Gegenüber diesen Kommentaren möchte ich betonen, daß es sich bei der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Frauenbewegung und Frauenforschung, wie es in den „Methodischen Postulaten" umrissen ist, und dem Beitrag von Bleich, Jansz u. Leydesdorff um zwei qualitativ unterschiedliche Ansätze handelt, die sich aus unterschiedlichen Auffassungen über Politik und Wissenschaft herleiten. Den einen Ansatz als „wissenschaftlich" und den anderen als „propagandistisch" zu bezeichnen, geht am Kern des Problems vorbei. Wir haben es hier in der Tendenz mit unterschiedlichen politischen und epistemologischen Grundkonzepten zu tun, die nicht einfach pluralistisch und additiv aneinandergereiht werden können, nach dem Motto: Ein bißchen Feminismus, ein bißchen Positivismus. Es ist kein Zufall, daß sich die Kritik gerade an dem Postulat 4 entzündete: „Um ein Ding kennenzulernen, muß man es verändern". Denn

gerade dieser Satz zielt in eine, dem herrschenden Wissenschaftsparadigma entgegengesetzte Richtung. Während die herrschende Wissenschaft die Dinge als statisch, dualistisch unhistorisch, mechanisch und additiv betrachtet, strebt feministische Wissenschaft, die ihr politisches Ziel nicht aus den Augen verloren hat, nach einer neuen Sicht des gesamten gesellschaftlichen Zusammenhangs, in dem die Dinge als historisch, widersprüchlich, miteinander verbunden und veränderbar erscheinen. Die feministische Wissenschaft schwebt nicht wie Gott Vater oder Göttin Mutter alles wissend *über* der Frauenbewegung, sondern sie ist Teil dieser Bewegung oder sie ist nichts.

Die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Politik und Wissenschaft, Frauenbewegung und Frauenforschung hängt ab von der Bestimmung des Ziels wissenschaftlichen (und politischen) Handelns. Für die Autorinnen von „Lob der Vernunft" ist der Erwerb von Wissen das eindeutige Ziel von Wissenschaft. Dieses Wissen soll zu einer Erkenntnis der Wirklichkeit führen. Um aber die Wirklichkeit richtig erkennen zu können, sollte „wissenschaftliches Handeln so objektiv wie möglich sein" (Bleich, Jansz, Leyendorff 1980). Sie kritisieren die Betonung der Subjektivität in vielen Beiträgen zur Frauenforschungsdebatte und meinen auf diese Weise würden die Ergebnisse durch individuelle Vorlieben verzerrt, feministische Forschung würde in ein Propagandainstrument verwandelt und degeneriere zu einer „Ideologie". Wahre (realitätsgerechte) Erkenntnis werde aber dadurch sichergestellt, daß sich die Forscher um „Objektivität", „Rationalität", „Logik" und „Abstraktionsvermögen" bemühten. Sie kritisieren (meines Erachtens zu recht), daß viele in der Frauenbewegung Rationalität, Logik, Abstraktionsvermögen als männliche, und Emotionalität als weibliche Qualitäten ansehen. Doch mit der einfachen Verurteilung dieser Haltung übergehen sie das Hauptproblem, das sich hier stellt. Es besteht darin, daß die drei Schreiberinnen die Begriffe Rationalität, Logik, Abstrahierungsvermögen völlig kritiklos als universale und zeitlose Wahrheitskriterien verwenden, ohne nach ihren Wurzeln im brügerlichen Denken Europas zu fragen (vgl. Böhne 1980). Darum tragen diese Begriffe heute weniger zur Aufklärung als zur Verschleierung sexistischer und kapitalistischer Herrschaft bei (vgl. Gerrits 1980).
Weil viele der Kritikerinnen die wissenschaftstheoretischen Grundlagen, von woher sie denken — sei es der Positivismus oder Logische Empirismus, sei es der Strukturalismus oder der strukturalistische Marxismus ala Althusser — nicht kritisch hinterfragen, sondern sie mit *der* Wissenschaft gleichsetzen, kritisieren sie die „Methodischen Postulate" bewußt oder unbewußt im Sinne dieses Wissenschaftsverständnisses.

Auch Heide Göttner-Abendroth bleibt in ihrer Kritik an den „Methodischen Postulaten" und in ihrem eigenen Ansatz diesem Wissenschaftsparadigma letztendlich verhaftet. Sie hält zwar Betroffenheit und Parteilichkeit für wesentliche Bedingungen kritischer Frauenforschung, allerdings auf der eigentlich „vorwissenschaftlichen Ebene" zur intuitiven Formulierung des erkenntnisleitenden Interesses. Auf der im engeren Sinn „wissenschaftlichen Ebene" soll dann das zu erforschende Problem wissenschaftlich formuliert und methodisch systematisch — in unserem Fall mit der Methodologie der Frauenforschung (beißt sich die Katze da nicht in den Schwanz?) untersucht werden. Auf dieser Ebene soll auch eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit bisheriger Forschung und vor allem die Definition zentraler Begriffe stattfinden und Theorie herausgebildet werden. In einem dritten Schritt soll die Theorie wieder in den sozialen Zusammenhang zurückvermittelt werden (vgl. Göttner-Abendroth 1983).
Dieser Dreierschritt entspricht durchaus dem herkömmlichen Wissenschaftsverständnis. Was dabei immer offen bleibt, bleibt auch bei Heide Göttner-Abendroth offen, nämlich die Frage nach der Vermittlung zwischen diesen Bereichen und vor allem die Frage, *wie* denn die gewonnene wissenschaftlich-theoretische Erkenntnis wieder in den sozialen Zusammenhang zurückgeführt werden soll.
In der herkömmlichen Wissenschaft liegt dies, außerhalb der Verantwortung des Wissenschaftlers (Ulrike Büchner nennt das den Oppenheimer-Effekt). Heide Göttner-

Abendroth endet im Grunde genau so. Kein Wort von der Frauenbewegung, von der das ganze irgendwann einmal ausging. Ist das Zufall? Ich meine nicht, denn wenn Frauenforschung nur den Gegenstand „Frau" in die herrschende, von der politischen Praxis abgetrennte, Wissenschaft einführen will, ansonsten die Wissenschaft in ihrem Elfenbeinturm beläßt, schneidet sie sich selbst von der Frauenbewegung ab und endet in einem endlosen „wissenschaftlichen Diskurs", als Selbstzweck.

Wenn wir feministische Forschung und Wissenschaft als Teil der historischen Bewegung, aus der sie hervorgegangen ist, verstehen, dann ist es m. E. unmöglich, an der Dichotomisierung zwischen Denken und Handeln, Wissenschaft und Politik, festzuhalten. Wir können dann nicht anders, als den kontemplativen, Herrschaft und Ausbeutung verschleiernden Wissenschaftsbegriff in Frage zu stellen, einen Begriff, der die historische Wirklichkeit in Teilbereiche aufspaltet und auf den Kopf stellt. Es kann nicht unser einziges Ziel sein, dafür zu kämpfen, daß mehr Frauen in die bestehenden Wissenschaftsapparate kommen und daß Frauenthemen in die bestehenden Disziplinen integriert werden. Es geht vielmehr um ein *alternatives Wissenschaftsparadigma,* das die emanzipatorischen Bewegungen der Menschen unterstützt und nicht hindert, wie es die herrschende Wissenschaft tut[4)].
Der Versuch einer Neubestimmung von Wissenschaft im Rahmen der Frauenbewegung, als feministische Wissenschaft muß zu einer Neubestimmung des gesamten gesellschaftlichen Zusammenhangs führen, zu einer Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Menschen und Natur, zwischen Frauen und Männern, Menschen und Arbeit, eine Neubestimmung des Verhältnisses zum eigenen Körper, eine Neubestimmung, die Ausbeutung ausschließt. Der „andere Blick", den wir von unserer Betroffenheit her auf die Wirklichkeit werfen, zeigt uns nicht nur, daß wir Frauen in dem herrschenden Welt- und Wissenschaftsbild nicht vorkommen, sondern zeigt uns, daß dieses ganze Weltbild falsch ist, falsch, weil es stets die im Dunkeln beläßt und aus dem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhangs ausgliedert, die ausgebeutet und beherrscht werden: Frauen, Kolonien, die Natur. Um diese Dunkelheit in den Köpfen der Unterworfenen aufrechtzuerhalten, ist vor allem die Aufspaltung des Menschen in „arbeitende", „handelnde" (Hände) und „denkende" (Gehirn) Teile einerseits, und „natürliche", d. h. unbewußt funktionierende (Bauch, Herz) Teile andererseits notwendig. Ich meine, feministische Wissenschaft könnte kein Interesse an dieser Aufspaltung haben. Sie ist außerdem in der Lage, von der Analyse des kleinsten der oben genannten Verhältnisse, nämlich dem zum eigenen Körper oder dem zwischen Mann und Frau, fortzuschreiten zu der Analyse der globalen Verhältnisse, denn in all diesen Verhältnissen findet sie ähnliche Gewalt-, Herrschafts- und Ausbeutungsstrukturen. Die Analyse der Gewalt gegen Frauen, die aus den Aktionen um Frauenhäuser erwuchs, eröffnete uns den Zugang zum Verständnis der strukturellen Gewalt in den westlichen Wohlfahrtsstaaten (vgl. Frauenhaus Köln 1980; Bolder, Lütkes, Möller, Seppelfricke 1981) aber auch zur Analyse der Ausbeutung der Dritten Welt. Diese andere ganzheitliche Perspektive der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist aber nur möglich, wenn wir unsere Betroffenheit radikal zu Ende denken, d. h. wenn wir begreifen, daß die „kleinen", jeweils verschiedenen Verhältnisse, in denen wir Ausbeutung und Unterdrückung (oder Befreiung) erfahren, mit den „großen" Verhältnissen materiell (und nicht nur ideologisch) verknüpft sind.

Forschungsmethoden

Die Kritik an den „Methodischen Postulaten" erstreckte sich auch auf die mit diesem Ansatz verbundenen Forschungsmethoden im engeren Sinn. Sie konzentrierte sich zum einen auf die Betonung der Kategorie der eigenen Erfahrung und zum anderen auf die (mir unterstellte) Bevorzugung „weicher" d. h. qualitativer („weiblicher") gegenüber „harten" d. h. quantitativen („männlichen") Methoden.

Geertje Thomas-Lycklama räumt ein, daß persönliche Erfahrungen, die wichtig sind für die Bewußtmachung von Frauenunterdrückung, in den sogenannten „harten" Methoden, die von der Soziologie und Ökonomie fast ausschließlich benutzt werden, keinen Platz haben. Andererseits meint sie aber, auch Frauenforschung könne nicht auf quantitative Methoden, Statistik usw. verzichten (1979). Einige kritisieren, daß viele Frauen sich im Anschluß an meinen Aufsatz damit begnügt hätten, einfach ihre eigenen Erfahrungen oder die anderer Frauen aufzuzählen, ohne einen Versuch zur Analyse oder zur Interpretation zu machen (Bleich, Jansz, Leydesdorf 1980; Wiemann 1980; Ruitenberg, Blom, van de Brink, de Coole 1981). Der Kritik, daß das bloße Beschreiben von meist individuellen Erfahrungen noch nicht ausreicht zur wissenschaftlichen Bearbeitung eines Problems, kann ich z. T. zustimmen. Es ist richtig, daß viele Frauen im Beschreiben von Erlebnissen steckenbleiben. Der Grund dafür liegt aber m. E. nicht in intellektueller Faulheit, wie die Kritikerinnen vermuten, sondern in einem oberflächlichen, individualistischen und verdinglichten Begriff von Erfahrung. Erfahrung wird häufig mit Erlebnis gleichgesetzt, mit der Stimmung, den Gefühlen, die eine Frau in einer bestimmten Situation hat. Erfahrung bedeutet aber m. E. vom realen Leben auszugehen, sowohl in seiner subjektiven Konkretheit, wie in seinen gesellschaftlichen Verflechtungen. Wir sollten nicht vergessen: Die Forderung, von der eigenen Erfahrung auszugehen, erwuchs aus unserer Frustration, als wir feststellten, daß Frauen mit ihrem Leben, ihrer Geschichte, ihren Kämpfen, ihren Ideen in der herrschenden Wissenschaft nicht vorkamen. Die Einbringung der Kategorie der Erfahrung oder des „subjektiven Faktors" in die Wissenschaft entsprach dem Slogan, daß das Persönliche politisch ist. Die erzwungene Unterordnung dieses subjektiven Faktors unter einen Wissenschaftsbegriff, der Wahrheit mit Objektivität gleichsetzt, wird von Frauen um so weniger akzeptiert, als sie selbst kaum Zugang zu dieser Wissenschaft haben. Wenn wir unserem eigenen wissenschaftlichen Nicht-Sein nicht selbst zustimmen wollen, dann müssen wir einen Boden haben, auf dem wir stehen können, von dem aus wir uns der Wirklichkeit vergewissern können und von wo aus wir die uns entgegengehaltenen Theorien beurteilen können. Das ist zunächst nichts anderes als die subjektive Erfahrung und unsere Betroffenheit. Nach meinem Verständnis umfaßt dieser Begriff aber mehr als die punktuelle, momentane individuelle Befindlichkeit. Er umfaßt die Summe der Prozesse, die Einzelne oder Kollektive in der Produktion ihres Lebens durchgemacht haben, ihre Wirklichkeit, ihre Geschichte.
Im übrigen sei darauf hingewiesen, daß auch die logisch-empirische Wissenschaft sich auf den Begriff der Erfahrung, der Empirie, zur Vergewisserung ihres Wirklichkeitsgehalts beruft. Im Unterschied zur feministischen Forschung schließt aber der Forscher dieser Richtung seine eigene konkrete Lebenserfahrung sowie alle historische Erfahrung bewußt aus dem Forschungsprozeß aus. Empirie bedeutet für ihn Testen von Hypothesen in Laborsituationen. Forschung findet nicht in unmittelbaren Lebensprozessen statt, sondern immer erst „nachher", d. h. wenn die Forschungs„objekte" aus den lebendigen Zusammenhängen herausgelöst und in ihre Bestandteile zerlegt sind. Diese empirische Forschung hat es stets mit dem Sezieren von Leichnamen zu tun.
Diesem entfremdeten Begriff von Empirie setzen wir in der feministischen Forschung den alten und neuen Erfahrungsbegriff gegenüber, wie er das Wissen aller, noch mit materiellen Lebens- und Produktionsprozessen befaßten Frauen und Männern bestimmte (z. B. das Wissen der Hebammen früher). Dieser Begriff umfaßt sowohl unsere eigene Körpererfahrung als auch unsere Erfahrung mit der Umwelt. Er vermittelt zwischen inneren und äußeren Dingen.

Die Kritik, die die Kategorie der Erfahrung den „weichen" Methoden zuordnet und diesen lediglich die „harten", „männlichen" d. h. quantitativen entgegensetzt, geht an dem eigentlichen Problem vorbei. Das eigentliche Problem besteht aber darin, daß wissenschaftliche Forschungsmethoden Instrumente zur Strukturierung der Wirklichkeit sind. Diese Wirklichkeit ist zur Zeit so strukturiert, daß nur das als „wirklich" gilt, was quantifizierbar ist.

Meine Kritik an den quantifizierenden Methoden richtet sich nicht gegen jede Statistik, sondern gegen ihren Monopolanspruch, die Welt richtig zu beschreiben. Auch die Statistik bezieht ihre Definitionen über Frauen aus der herrschenden sexistischen Ideologie. Sie beruhen fast ausschließlich auf dem mit dem Aufstieg des Kapitalismus im 19. Jahrhundert herausgebildeten *Frauenbild,* nämlich dem, der von einem männlichen „Ernährer" abhängigen *Hausfrau* (vgl. Bock, Duden 1977). Daß dieses Frauenbild mit der wirklichen Erfahrung der Mehrzahl der Frauen in der Welt nicht übereinstimmt, hat die Statistiker bisher kaum dazu gebracht, ihre Definitionen zu ändern. Es ist naiv zu glauben, statistische Verfahren wären frei von bestimmten Ideologien, die Herrschaftsverhältnisse stabilisieren. Im Gegenteil, sie dienen ihrer Legitimierung und Universalisierung, weil sie den ihnen zugrunde liegenden Definitionen den Stempel der „Wahrheit" aufdrücken. Wenn alle weißen, männlichen Wissenschaftler der Meinung sind, daß Frauen (wie ihre eigenen Gattinnen) überall auf der Welt Hausfrauen sind, dann *sind* sie es in der Wissenschaft (Machewski 1979) und die für sie ausgedachten Politiken werden sie so behandeln, gleichgültig, ob ihre soziale Wirklichkeit zu diesen Politiken paßt oder nicht. Im übrigen sollten wir nicht vergesen, daß auch die sog. „weichen" qualitativen Methoden als Instrumente der Herrschaftsausübung entwickelt wurden, nämlich in der Ethnologie, die im Zusammenhang des Kolonialismus entstand. Der Unterschied zwischen quantitativen und qualitativen Methoden besteht m. E. aber darin, daß die qualitativen Methoden, trotz ideologischer Verzerrung, lebendige Zusammenhänge nicht in der Weise zerreißen, wie es die quantitativen Methoden tun. In diesem Sinne halte ich sie für brauchbarer in der Frauenforschung.

Das Verhältnis zwischen Aktion und Forschung

Ein weiterer Stein des Anstoßes war die Forderung die kontemplative Zuschauerforschung zu ersetzen durch aktive Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen und die Integration von Forschung in solche Bewegungen und Aktionen. Da dies beispielhaft an einem Aktionsforschungsprojekt im Frauenhaus Köln dargestellt wurde, sind einige der Kritikerinnen zu dem Schluß gekommen, ich wolle Frauenforschung auf ähnliche Aktionen und Aktionsforschung beschränken. Dabei haben sie freilich ein ganz spezifisches Vorverständnis von Aktion und Aktionsforschung. „Aktion" bedeutet in diesem Sinne meist eine eng umrissene Zielsetzung einer bestimmten Gruppe, die gegen einen sozialen Mißstand, eine Benachteiligung etc. kämpft. Ähnlich eng und pragmatistisch ist auch das Vorverständnis von „Aktionsforschung". Was hierunter verstanden wird, ist meist geplante Intervention in soziale Zusammenhänge, meist unter Mitwirkung und Kontrolle von Behörden und begleitet von Wissenschaftlern, also eine Art social engineering.
Meine Kritik an dieser Art Aktionsforschung scheint den Kritikerinnen entgangen zu sein. Doch auf diesem Hintergrund ist es erklärlich, daß manche von ihnen eine Unterscheidung machen wollen zwischen „bewußtmachender" Forschung und „Aktionsforschung" (Komter, Mossink 1980; Verkerk 1981) oder daß sie meinen, es gäbe viele Bereiche der Frauenforschung, z.B. historische Forschungen, die sich nicht auf ein Aktionsforschungsmodell reduzieren ließen. Man brauche keine Theorie, um eine Aktion zu machen, sondern nur „Wut" (Komter, Mossink 1980). Hier wird m. E. die fatale Trennung zwischen Praxis und Theorie weiter fortgeschrieben. Denn sonst hätten die Kritikerinnen begreifen müssen, daß nicht jede „Aktion" schon emanzipatorische Praxis ist, sondern daß sie häufig in zirkulärem, fruchtlosem Aktionismus endet und ferner, daß es auch keine tiefgreifende Bewußtseinsänderung gibt, wenn sie nicht in Handeln, Praxis umgesetzt wird.

In der Tat glauben viele Feministinnen, daß es genüge, wenn sich Veränderungen im Bewußtsein möglichst vieler Frauen (und Männer) vollzogen hätten, um Frauenunterdrückung aufzuheben. Sie übersehen dabei häufig, daß Frauen und Männer in materielle soziale Verhältnisse eingebunden sind, die sich auch dann nicht ohne weiteres än-

dern, wenn sich das Bewußtsein ändert. So stellen wir heute z. B. fest, daß viele Frauen trotz ihres angeblich emanzipierten Bewußtseins ihre Arbeitsplätze verlieren, auch in den Universitäten (vgl. die Dokumentation v. Kruttwa-Schott, Jurczyk, Gravenhorst in diesem Heft). Oder daß sie wieder heiraten, um ihre ökonomische Basis zu sichern. An diesen Beispielen wird deutlich, daß die Trennung von Bewußtmachung und Kampf um eine Veränderung der unterdrückerischen Verhältnisse — und das heißt der Machtverhältnisse — in eine Sackgasse führt. Wenn Frauen es versäumen, bei ihren Bewußtmachungsprozessen und ihrer Forschung alternative Institutionen, Organisationen, und das heißt Zentren von Gegenmacht aufzubauen, dann haben sie gar keine andere Wahl, als sich den immer noch männerbeherrschten Strukturen wieder anzupassen. Der Aufbau solcher Zentren von Gegenmacht kann aber nicht allein durch Aufklärung geschehen, sondern verlangt Praxis, d. h. Kampf, eine Bewegung.
Bei der Forderung nach Integration von Forschung und Wissenschaft in emanzipatorische Praxisprozesse geht es also nicht um ein bestimmtes Modell von Aktion oder Aktionsforschung in dem oben beschriebenen oberflächlichen und aktionistischen Sinn. Es geht vielmehr um die Wiedervereinigung von Leben und Denken, Handeln und Wissen, Verändern und Forschen. Ich kann mir keine Frauenbefreiung ohne diese Wiedervereinigung vorstellen. Das heißt keinesfalls, daß jedes einzelne Frauenforschungsprojekt einen unmittelbaren Aktionsbezug haben müßte. Noch heißt es, daß feministische Forscherinnen selbst überall irgendwelche Aktionen einleiten müßten. In meinem Postskript zur englischen Fassung des Aufsatzes habe ich gesagt, daß Forscherinnen sich wohl einer sozialen Bewegung anschließen können, daß sie aber selten in der Lage sind, solche Bewegungen zu initiieren. Integration von Forschung in emanzipatorische Prezesse heißt natürlich auch Theoriearbeit, heißt auch Arbeit in Bibliotheken, Archiven und heißt auch Studium der Geschichte. Im Gegensatz zur herrschenden Wissenschaft ist diese Theoriearbeit jedoch nicht purer Selbstzweck, sondern bleibt bezogen auf die soziale Bewegung zur Befreiung der Frauen.
Wie eine solche Wiedervereinigung möglicherweise erreicht werden kann, werde ich später an Beispielen eigener Praxis- und Forschungserfahrung erläutern.

Das Verhältnis Forscher—Erforschte

Die Kritik an den „Methodischen Postulaten zur Frauenforschung" galt nur zum Teil dem Aufsatz selbst, sie richtete sich auch gegen die Rezeption dieses Ansatzes durch verschiedene Frauen, die sich, nach Meinung der Kritikerinnen, in ihren Forschungen zu Frauenthemen allzu undifferenziert und unkritisch vor allem auf das erste Postulat berufen hätten, nämlich daß Frauenforschung die indifferente, angeblich neutrale Zuschauerhaltung gegenüber den „Forschungsobjekten" aufgeben und durch *bewußte Parteilichkeit* auf der Grundlage einer *Teilidentifikation* ersetzen solle.
So schrieb Geertje Thomas-Lycklama: „Es ist für niederländische Forscherinnen schon schwierig, sich, wenn auch nur teilweise z. B. mit Bäuerinnen aus Hintertupfingen oder arbeitenden Mädchen in einer Keksfabrik zu identifizieren. Noch schwieriger wird es für westliche Forscherinnen, sich mit den ärmsten und unterdrücktesten Frauen aus Entwicklungsländern teilweise zu identifizieren. Hautfarbe, das Sprechen einer anderen Sprache, usw. spielen eine wesentliche Rolle unter den Faktoren, die einer Identifikation im Wege stehen" (1979, S. 15).
Das Problem, das Geertje Thomas hier anspricht, kennen wir auch aus der deutschen Frauenforschungsdiskussion. Manche meinen, das Postulat nach Teil-Identifikation könne nur eingelöst werden, wenn Gleiche Gleiche erforschten, also: Nicht-Mütter könnten nicht über Mütter forschen, weiße Frauen nicht über schwarze Frauen, Professorinnen nicht über Studentinnen, Rechtsanwältinnen nicht über geschlagene Frauen, Gebildete nicht über Ungebildete, nicht verwaltigte über vergewaltigte Frauen usw..
Was an dieser Kritik an dem Begriff der Teil-Identifikation deutlich wird, ist m. E. folgendes: 1. Identifikation mit den „Erforschten", „Empathie" und Erreichen der „inneren Sicht der Unterdrückten" wird nicht als *Teil*-Identifikation gesehen sondern als

Total-Identifikation. 2. Das Verhältnis Forscher—Erforschte wird nicht als ein *materielles,* sondern als ein nur *moralisches* (oder psychisches) Verhältnis verstanden. Sich mit anderen, vor allem ärmeren, weniger privilegierten Frauen zu identifizieren, wird als moralischer Appell aufgefaßt. Das erwächst weniger aus der Einsicht in die widersprüchliche eigene Seins- und Bewußtseinslage und die der „anderen" Frauen. „Sich identifizieren" heißt dann meist: sich zu diesen „anderen" (ärmeren, ausgebeuteteren usw.) herabbeugen oder sich zu „de-klassieren", wie es im linken Jargon heißt. Dieses „sich identifizieren" führt leicht dazu, die materiell existierenden gesellschaftlichen Verhältnisse, die Macht idealistisch überspringen zu wollen durch eine Art von Stellvertreterpolitik. Dies führt dann 3. dazu, daß die tatsächlichen Machtunterschiede, die unter Frauen existieren, ignoriert werden und darum nicht produktiv, d. h. zum Nutzen der Frauenbefreiung gehandhabt werden können.
Teil-Identifikation bedeutet aber gerade nicht, daß ich versuche, „so zu werden" wie die „anderen" Frauen, denn dies ist *nicht möglich.* Es bedeutet aber auch nicht, daß ich mich total mit meiner jeweiligen „Rolle" (Mutter, Professorin, Rechtsanwältin, Studentin usw.) identifiziere, denn das ist *nicht nötig,* weil wir eben auch noch etwas anderes sind als diese „Rollen". Das Problem ist dann auch nicht, daß die einen Frauen mehr Macht haben und die anderen weniger, sondern das Problem ist, wie die jeweils qualitativ und quantitativ unterschiedlichen Machtpotentiale der am Forschungsprozeß beteiligten Frauen positiv eingesetzt werden können im Kampf gegen Frauenausbeutung und -unterdrückung.

Beitrag zu einem feministischen Wissenschaftsverständnis

Die Auseinandersetzung mit der Kritik an den „Methodischen Postulaten zur Frauenforschung" zeigt deutlich, daß es hier im Grunde um ein anderes Verständnis von Wissenschaft geht als wir es im herrschenden Wissenschaftsparadigma vorfinden. Wir haben dieses alternative Verständnis zunächst „feministisch" genannt, weil in diesem Begriff die politische Zielrichtung unseres Bemühens am deutlichsten ausgedrückt ist. Dieses Ziel ist die Aufhebung von Frauenausbeutung und -unterdrückung. Von diesem feministischen Wissenschaftsverständnis her, haben wir zunächst das herrschende Paradigma kritisiert. Es genügt aber nicht, bei der bloßen Wissenschaftskritik stehen zu bleiben. Wir müssen auch versuchen, zu einer positiven Bestimmung zu kommen über das, was wir unter feministischer Wissenschaft verstehen. Einzelne Grundelemente dieser Bestimmung sind in den „Postulaten" bereits formuliert worden. Sie müssen jedoch vertieft und erweitert werden. Dazu gehört auch eine weitere Diskussion einiger zentraler Begriffe. Zu den zentralen Begriffen des neuen feministischen Ansatzes gehören die Begriffe *Betroffenheit* und *Teilidentifikation.* Diese Begriffe bilden einen logischen Zusammenhang, d. h. der eine ergibt sich aus dem anderen.
Da die Erweiterung und Vertiefung der theoretischen Grundlagen also die „Theorieschöpfung" vor allem aus der Reflexion von Praxisprozessen hervorgeht, möchte ich zunächst über die Erfahrungen berichten, die ich selbst in den Jahren 1978 bis 1981 mit diesem Ansatz gemacht habe. Ich beschränke mich dabei auf zwei Beispiele: 1. meine Erfahrungen im Rahmen eines Forschungsprojektes, das ich für das Internationale Arbeitsamt in Genf unter indischen Landfrauen durchführte, 2. die Erfahrungen, die ich als Leiterin des Programms „Women and Development" am Institute of Social Studies, Den Haag gemacht habe.

1. Beispiel: Die Landarbeiterinnen von Nalgonda oder: Vermittlung von Forschung und Frauenbewegung

Die allgemeine Fragestellung, die mich beschäftigte als ich meinen Projektantrag formulierte, war die Ergründung des Zusammenhangs zwischen kapitalistischer Entwicklung und patriarchalischen Strukturen. Insbesondere ging es darum herauszubekom-

men, welche Auswirkungen marktwirtschaftliche bzw. kapitalistische Entwicklungen auf arme Landfrauen in der Dritten Welt haben. Das Projekt wurde 1978-79 in Indien in zwei Gebieten des Bundesstaates Andhra Pradesh durchgeführt: a) unter Heimarbeiterinnen um die Kleinstadt Narsapur herum (vgl. Mies 1982), b) unter Landarbeiterinnen im Distrikt Nalgonda. Im folgenden beziehe ich mich nur auf die Erfahrungen, die wir — meine beiden indischen Mitarbeiterinnen und ich — unter letzteren gemacht haben[6].

Um die Forschung mit der Frauenbewegung zu vermitteln, hatte ich bewußt ein Gebiet ausgewählt, wo es schon eine Bewegung gab, eine Bewegung armer Bauern, organisiert von einer ländlichen Entwicklungsorganisation[7]. Diese Bewegung hatte bereits angefangen, die Frauen in eigenen Dorfgruppen oder „Sangams" zu organisieren. Wir nahmen also Kontakt mit diesen Leuten auf, stellten das Projekt vor und fragten, ob wir es in einigen Dörfern durchführen könnten.

Sowohl die Organisatoren als auch die Frauen empfingen uns mit großer Offenheit. Die Frauen wollten sogar, daß wir in alle Dörfer, wo es Frauen-Sangams gab, kämen, was aus Zeitgründen aber nicht ging. Nachdem dieser Kontakt hergestellt war, ging es darum, durch eine „Sicht von unten" den normalen Alltag dieser Frauen kennenzulernen. Normalerweise nehmen Forscher in Dörfern der Dritten Welt über die Dorfchefs oder andere reiche und einflußreiche Personen Kontakt zu den Armen auf. Sie wohnen in den Häusern dieser Leute und bekommen auch die meisten Informationen von ihnen und nicht von den Armen selbst.

Wir beschlossen, die Lebensbedingungen der Landarbeiterinnen weitgehend zu teilen. Wir lebten in den Siedlungen der Landarbeiterinnen, teils in einer Hütte, die uns zur Verfügung gestellt wurde, teils mit ihnen zusammen. Wie diese Frauen holten wir Wasser aus dem Brunnen, kochten unser Essen, so wie sie es machten, schliefen auf dem Lehmboden wie sie, mußten wie sie unsere Notdurft auf dem offenen Feld verrichten, denn es gab keinerlei Annehmlichkeiten der Zivilisation in diesen Dörfern. Wir begleiteten die Frauen auch bei ihrer Feldarbeit und nahmen selbst an einigen der Arbeitsprozesse teil, wenn auch nur „zum Spaß". Auf diese Weise stellten wir zunächst so etwas wie eine Beziehung zwischen ihnen und uns her. Ohne eine solche Beziehung wäre keinerlei Forschung möglich gewesen. Zum anderen lernten wir durch diese Teilnahme an ihrem Leben mehr über die geschlechtliche Arbeitsteilung, über Arbeitszeiten, Löhne, Ausbeutung, patriarchalische Strukturen und die Widerstandsformen der Frauen als wir das je durch übliche Forschungsverfahren gekonnte hätten.

Neben dieser unmittelbaren Teilnahme an ihrem Leben führten wir auch viele Gespräche; teils ergaben sie sich ungeplant, teils organisierten wir Gruppendiskussionen, bei denen nicht nur wir den Lebenszusammenhang dieser Frauen und ihre subjektive Meinungen dazu erforschten, sondern die Frauen auch ihre Forschung über uns machten. Sie wollten wissen, ob wir verheiratet seien, Kinder hätten, was wir während der Menstruation machen, ob die Frauen in meinem Land alle Hosen trügen, warum wir diese Forschung machten, was eine Landarbeiterin in meinem Land verdiene, ob die Leute dort auch Reis äßen usw. Die ganze Kommunikation fand in Telugu statt, das meine Mitarbeiterinnen sprachen. Ich konnte nur wenig Telugu, aber die Sprachbarriere war bei dieser Art reziproker Forschung nicht das größte Problem. Für diese armen Frauen war unsere Anwesenheit in ihren Dörfern ein Ereignis. Sie kamen jeden Arbeit nach der Arbeit und setzten sich mit uns hinter unserer Hütte zusammen, wo wir ungestört waren durch die Männer, die ansonsten dauernd versuchten, *für* die Frauen zu reden. Da sie bei ihrer Feldarbeit meist sangen und wir uns für ihre Lieder interessierten, endeten diese Feierabend-Meetings meist mit Singen und Tanzen. Dabei lernten wir, daß diese Frauen noch eine eigene, von den Männern unabhängige Frauenkultur hatten.

Wir versuchten außerdem, die Ergebnisse unserer Arbeit so bald wie möglich an die Frauen weiterzugeben und zwar schon während des Forschungsprozesses. Gegen Ende der Forschungsphase in diesem Gebiet führten wir mit den Organisatoren der Bewegung mehrere Wochenend-Camps für die Landarbeiterinnen durch. Durch diese Camps wollten wir nicht nur erreichen, daß auch die Frauen aus anderen Dörfern et-

was von uns und unserer Forschung erfuhren. sondern vor allem, daß Frauen der einzelnen Dorf-Sangams, die bis dahin nur auf Dorfebene organisiert waren, ihre Erfahrungen mit Frauen aus anderen Dörfern austauschen, d. h. untereinander „Forschung" machen konnten. Dies war das erste Mal, daß diese jahraus jahrein schwerarbeitenden Frauen ein freies Wochenende für sich hatten, unbehelligt von Kindern und Mann. Die Camps wurden meist in einem College in einer Kleinstadt durchgeführt, wo die Frauen auch übernachten konnten. Der Austausch der Frauen fand in der Form von Rollenspielen, Zeugnissen, Liedern und selbstgemachten Gedichten statt, über die dann diskutiert wurde.[8] Wir berichteten dabei von unseren Erfahrungen oder zeigten die Dias, die wir bei unserer Forschungsarbeit gemacht hatten.

Die Frauen waren so begeistert von diesen regionalen Frauenkonferenzen, daß sie jeden Monat eine solche Sache machen wollten. Die Organisatoren fanden das zu viel und hatten Angst, die Männer würden rebellieren. Die Frauen bestanden aber darauf, daß diese Camps regelmäßig stattfanden. Als ich Ende 1980 die Frauen wieder besuchte, hatten sie schon dreizehn solcher Konferenzen veranstaltet. Es ist möglich, daß die Frauen auch ohne unser Projekt zu diesen Konferenzen gekommen wären, doch bedeutete unser Forschungsprojekt und unsere Initiative einen wichtigen Stimulus für die Bewegung der Landfrauen zu einer Zeit, als die Gruppen von sich aus den Dorf-Horizont noch nicht überschreiten konnten.

Eine weitere Rückführung unserer Ergebnisse geschah dadurch, daß der Bericht über diese Organisation in Telugu übersetzt wurde und von einer der indischen Mitarbeiterinnen, die heute in einem größeren Rahmen ähnliche Bildungsveranstaltungen für arme Landfrauen durchführt, dort zur Diskussion gestellt wurde. Außerdem wurde der Bericht auf Englisch in der feministischen Zeitschrift „Manushi" in Delhi abgedruckt.

Daß eine solche Vermittlung von Forschung mit der Frauenbewegung auch zu ganz anderen, reicheren theoretischen und politischen Erkenntnissen führt als die übliche Forschung, wurde mir erst im Nachhinein klar, als ich hörte, wie die Landarbeiterinnen diese Konferenzen nicht zur Diskussion, sondern auch zur Lösung sie bedrängender Klassen- und Mann-Frau-Probleme benutzten, z. B. dem Problem der prügelnden Männer. Während Männergewalt im ersten Jahr, als wir dort waren, noch als etwas quasi Alltägliches galt, das Frauen halt hinnehmen müssen, wurde dieses Problem ein Jahr später in der ganzen Gegend heiß diskutiert, von Frauen und Männern.

Anlaß war die Tatsache, daß eine Frau Rukamma, die auch eine wichtige Rolle in den Frauen-Sangams spielte, regelmäßig von ihrem Mann verprügelt wurde, wenn sie von den Frauen-Treffen zurück kam. Weil die Frauen nun ein eigenes Kommunikationsnetz und eine Organisation hatten und ihr Bewußtsein sich im Laufe der Zeit verändert hatte, sagten sie nun: Das geht nicht mehr. Die Prügelei muß aufhören. Sie diskutierten die Sache zunächst in ihrer Frauengruppe und kamen zu dem Schluß: „Wenn ein Mann und eine Frau nicht in Frieden zusammen leben können, muß der Mann aus der Hütte, denn die Hütte gehört der Frau. Hier ist unser Arbeitsplatz, wir können nicht weg. Die Männer können ja in die Stadt gehen." Dieser Beschluß wurde dann in der ganzen Region diskutiert und schließlich mußten sich auch die Männer damit auseinandersetzen. Einige Männer meinten, man solle das nicht hochspielen, das sei doch eine Privatangelegenheit zwischen Mann und Frau. Die Frauen sagten aber, daß sei überhaupt keine Privatangelegenheit, wenn Rukamma nicht zu ihren Treffen kommen könne, ohne nachher verprügelt zu werden.

Diese Frauen hatten noch nie etwas von Feminismus gehört und kannten den Slogan, „das Persönliche ist politisch" natürlich auch nicht. Dennoch erkannten sie die Wahrheit dieses Slogans aus ihrer Betroffenheit, ihrer eigenen Praxis und gemeinsamen Reflexion darüber. Mehr noch, sie setzten diese Erkenntnis wiederum sofort in die Tat um. Sie verlangten nämlich: Wenn dieser Mann sich nicht entschuldigt, bekommt er in diesem Dorf von keiner Frau mehr Essen oder Wasser. Schließlich entschuldigte er sich, nicht nur vor seiner Frau, sondern auch vor der Frauengruppe.

Die Erkenntnis, die ich aus dieser Geschichte gewonnen habe, ist die: nicht nur wir sondern auch unsere indischen Schwestern haben Forschung gemacht und sie mit Er-

folg in ihre Bewegung integriert. Die Existenz einer autonomen Frauenorganisation, der gegenseitige Austausch ihrer Erfahrungen mit patriarchalischer Gewalt, ihre Wut und Betroffenheit und nicht zuletzt die Schaffung eines Kommunikationsnetzes durch die periodischen Frauenkonferenzen gaben ihnen soviel Mut und Kraft, daß sie ein Tabuthema, wie das der Gewalt gegen Frauen, angehen konnten. Das für mich Interessante ist, daß sie es anders angingen als wir in der Frauenhausbewegung. Diese Landarbeiterinnen erkannten, daß es zunächst einmal darum geht, die materielle Existenzbasis der Frau zu sichern, d. h. ihre Hütte und ihren Arbeitsplatz. Darum sagten sie: Der Mann muß raus! Wir aber haben die geschlagenen Frauen aus ihren Wohnungen geholt und ihnen Schutz in den Frauenhäusern gegeben. Dort müssen sie meist lange suchen, bis sie wieder eine Wohnung finden.
So vermittelten mir die indischen Landarbeiterinnen die wichtige politische und theoretische Erkenntnis, daß auch wir das Problem der Männergewalt nicht lösen können, wenn die materielle Existenzbasis der Frauen, d. h. zunächst einmal die Wohnung, nicht besser gesichert ist. Wäre es nicht auch hier möglich, dafür zu kämpfen, daß gewalttätige Männer aus der Wohnung müssen, anstatt die Frauen und die Kinder? Sollten wir nicht, anstatt unsere Kräfte in endloser ehrenamtlicher Sozialarbeit zu verschleißen, einen politischen Kampf dafür führen, daß die Frauen die Kontrolle über die Wohnung bekommen?
Das bringt mich zu der zweiten wesentlichen theoretischen Einsicht, die ich durch diese Art Forschung gewonnen habe: nämlich die Bedeutung einer autonomen Frauenorganisation. Entgegen den Behauptungen aller Linken, daß eine autonome Frauenorganisation die „Einheit der Klasse" spalten werde, haben diese Frauen mir gezeigt, daß gerade das Gegenteil der Fall ist. Die Frauen benutzten ihre Organisation nicht nur zum Kampf gegen die Gewalt ihrer eigenen Männer sondern auch gegen die Landlords. Die Stärke der Klasse der Landarbeiter und armen Bauern wurde durch die Frauenorganisation verdoppelt.
Beide Einsichten wären mir durch herkömmliche Forschung nie möglich gewesen.

2. Beispiel: „Fieldwork in Women's Studies", Holland 1979—81.

Nach Abschluß meiner Feldforschung in Indien bekam ich das Angebot, am Institute of Social Studies in Den Haag einen neuen Studien- und Forschungsschwerpunkt mit dem Titel: „Women and Development" aufzubauen und zu koordinieren. Ich nahm dieses Angebot an[9].
Um die „Methodischen Postulate" in die Praxis umzusetzen und den Studentinnen aus der Dritten Welt, die am Programm „Women and Development" teilnahmen, ein Lehr- und Forschungsfeld außerhalb des kontemplativen akademischen Lehrbetriebs am ISS zu ermöglichen, führte ich einen Kurs unter dem Titel „Fieldwork in Holland" in den Studienplan ein. Dieses Fieldwork bestand darin, daß kleine Gruppen von Dritte-Welt-Frauen in Kontakt traten mit holländischen Frauengruppen, die an einem Projekt arbeiteten oder an einer Bewegung teilnahmen. Ziel dieses Versuches war es, die Frauen aus der Dritten Welt mit den Problemen von Frauen in sogenannten entwickelten Ländern zu konfrontieren, das theoretische Wissen, das sie im Studium erworben hatten, mit dem „wirklichen Leben" in Bezug zu setzen, in reziproke Lern- und Forschungsprozesse mit holländischen Frauengruppen einzutreten, über diese neuen Erfahrungen gemeinsam zu reflektieren und, wenn möglich, kleine gemeinsame Handlungsentwürfe zu konzipieren.
Ehe ich zu den Ergebnissen dieses zweijährigen Experiments komme, möchte ich etwas über die Schwierigkeiten und Kämpfe sagen, die damit verbunden waren.
Um das „Fieldwork" in den regulären Studienverlaufsplan des ISS zu integrieren, mußte der status quo in mehrfacher Weise aufgebrochen werden. Das Institut kannte nur theoretische Studienkurse, ohne Praxisanteile. Es bedurfte erheblicher Kämpfe, um den akademischen Gremien klarzumachen, daß das „Fieldwork" ein lohnendes Experiment sei. Und da „Mann" (unter sechzig Kollegen gab es nur drei Frauen!) ja

nicht gegen Experimente sein konnte — besonders bei einer so „unseriösen" Sache wie Frauenstudien — ließ man uns (d. h. meine Studentinnen, Mia Berden, meine inzwischen pensionierte Vorgängerin und mich) gewähren. Andererseits war ich ja selbst fremd in Holland und war darauf angewiesen, daß holländische Frauen den Kontakt zwischen den Dritte-Welt-Frauen und holländischen Frauengruppen vermittelten. Um dies zu ermöglichen, mußte eine weitere status-quo-Änderung erfolgen, d. h. ich öffnete den Kurs „Women and Development" auch für holländische Studentinnen. Auch dies hatte es bisher an diesem Institut nicht gegeben. Diese Innovation wurde zunächst nicht gerne gesehen, wurde aber aus obigen Gründen „geduldet". Wir erreichten so zweierlei: Erstens gab es in meinem Kurs auf diese Weise mehr Studentinnen, d. h. mehr „Masse" und das heißt auch immer mehr „Macht" als wir sonst gehabt hätten; zweitens gab es nun eine direkte und persönliche Verbindung zwischen Frauen aus der Dritten Welt und holländischen Feministinnen, die sich für die Dritte-Welt Problematik interessierten. Die künstlichen Barrieren, die im üblichen Wissenschaftsbetrieb zwischen Menschen, die doch etwas miteinander zu tun haben, oder zu tun haben wollen, eifersüchtig aufrechterhalten werden, waren mehrfach durchbrochen worden: die Barriere zwischen Frauen im Wissenschaftsbetrieb und Frauen „draußen", die Barriere zwischen „entwickelten" und „unterentwickelten" Frauen. Die holländischen Studentinnen spielten eine wesentliche Vermittlerrolle bei diesem Fieldwork. Sie gehörten selbst zu feministischen Gruppen oder stellten den Kontakt zu Frauengruppen her und dolmetschten für die Frauen aus der Dritten Welt. Es sei hier auch erwähnt, daß es bei der Durchführung des „Fieldwork" nicht nur Erfolge sondern auch manche Frustrationen und Mißerfolge gab.

Sie beruhten z. T. auf Zeitmangel — es standen nur drei Monate für die „Fieldwork"-Phase zur Verfügung —, auf Organisationsproblemen, aber auch auf anderen Widerständen gegenüber diesem Ansatz. Z. B. wollte eine Gruppe im ersten Jahr (1979) Kontakt zu Arbeiterinnen in der Gewerkschaft aufnehmen. Es gab durch die Vermittlung von Mia Berden einen guten Kontakt zu einer führenden Frau im FNV, dem holländischen Gewerkschaftsbund, die für Frauenfragen zuständig war. Sie hatte großes Interesse an einer Zusammenarbeit mit den Studentinnen aus der Dritten Welt. Diese waren ihrerseits hochmotiviert herauszufinden, wie Arbeiterinnen in Holland leben, welche Probleme sie als Arbeiterin und Frau haben usw. Trotz dieser Motivation kam der Kontakt zu holländischen Arbeiterinnen bis zum Ende des Kurses nicht zustande. Die Studentinnen waren den offiziellen institutionellen Weg gegangen, d. h. über die Gewerkschaftsbürokratie. Dabei machten sie die Erfahrung, daß dieser Apparat hermetisch nach außen abgeschlossen ist und daß Frauen darin so wenig zu sagen haben, daß auch die kontaktierte Funktionärin nichts ohne ihren Boß tun durfte und daß es erhebliche Widerstände auf seiten der führenden Gewerkschaftsmänner gegen einen solchen direkten Kontakt zwischen Gewerkschaftsfrauen und „anderen" Frauen gab. Trotz ihrer Frustration über die Tatsache, daß sie ungeachtet ihrer Versuche keine holländische Arbeiterin zu Gesicht bekamen, gewannen die Studentinnen doch eine wesentliche Erkenntnis. Sie verstanden einerseits, daß sie über solche bürokratische „Sicht von oben" nicht einmal an die Frauen herankommen würden. Zum anderen aber sagten sie, daß sie sich nicht hätten träumen lassen, daß eine Gewerkschaft in einem entwickelten Land ein solch hermetisch abgeriegelter, betonharter, männerbeherrschter Machtapparat sei. In keinem ihrer Länder hätten sie die Schwierigkeiten gehabt, die sie in Holland erlebt hatten. Überall wäre es möglich, an die Menschen heranzukommen, mit denen man sprechen wolle, wenn nicht über offizielle, dann doch über inoffizielle Kanäle. Das „Fieldwork" hatte zwar nicht zu dem erwarteten Ergebnis geführt, dafür hatte es sie aber wie kaum eine andere Methode mit der Realität patriarchalisch-bürokratischer Strukturen konfrontiert.

Die Studentinnen des ISS arbeiteten in den Jahren 1979 bis 1981 mit folgenden holländischen Gruppen zusammen: dem Frauenprojekt in „De PijP" Amsterdam, der türkischen Frauengruppe „Schildershage", Den Haag, der surinamesisch-holländischen Frauengruppe ANS, Den Haag, den Frauen im Industriebond F.N.V., Den Haag,

dem Frauengesundheitszentrum, Utrecht, der Open School voor Vrouwen, Amsterdam, der Single Parenthood Group bzw. den BOM-Moeders, Amsterdam, einer Gruppe Frauen gegen Faschismus, Rotterdam und der Lateinamerikanischen Arbeitsgruppe V.K.W., Utrecht.

Die Begegnung mit „anderen betroffenen Frauen", in diesem Fall mit holländischen Frauen eröffnete für die Frauen aus der Dritten-Welt einen neuen Horizont des Denkens, eine neue Sicht auf ihre eigene gesellschaftliche Wirklichkeit, durch die eine Welt von Vorurteilen, Vorverständnissen, sogenannten „wissenschaftlichen" Erkenntnissen und für universal gehaltenen Normen sich zumindest als relativ, wenn nicht gar als Mystifikationen erwies.

Zu diesen Mystifikationen gehören zum Beispiel folgende Auffassungen:

Die kulturellen Unterschiede zwischen Frauen aus der „Dritten Welt" und der „Ersten Welt" seien so groß, daß es kaum Gemeinsamkeiten zwischen diesen beiden Gruppen geben könnte. Oder: Das Hauptproblem der westlichen Frauen sei die Mann-Frau-Problematik, das Hauptproblem der Frauen aus der Dritten Welt aber die Armut. Oder: Fragen der Sexualität und des eigenen Körpers könnten unter Europäerinnen zwar diskutiert werden, für Frauen aus der Dritten Welt aber seien sie tabu, weil sie zu traditionsgebunden seien. Oder: Die verschiedenen Experimente der Feministinnen, menschliche Beziehungen anders zu gestalten, würden Frauen aus der Dritten Welt nur abschrecken, da sie noch an einem eindeutigen und festen Familienbegriff festhielten.

Nach dem „Fieldwork" mit dem Utrechter Gesundheitskollektiv sagten einige Frauen: „Wir verstehen jetzt, daß das ganze Gerede, daß Frauen aus der „Dritten" und aus der „Ersten Welt" so verschieden seien, nur ein Trick ist, um uns getrennt zu halten. Wir haben festgestellt, daß die Frauen hier die gleichen Probleme mit den Männern haben wie wir, manchmal sogar schlimmere. Die sogenannten kulturellen Unterschiede sind zwar da, aber wir haben auch vieles gemeinsam, wenn es um Fragen der Sexualität und der Mann-Frau-Beziehung geht".

Eine Frau von den Philippinen, die mit den „BOM-Moeders" von Amsterdam zusammengearbeitet hatte, sagte: „Ich habe immer geglaubt, daß westliche Werte und westliche Institutionen gut seien für den Westen, aber nicht für uns. Jetzt habe ich gesehen, daß die westlichen Werte auch im Westen nicht funktionieren. Zum Beispiel die Kernfamilie, von der ich gelernt hatte, sie sei funktional für eine moderne Gesellschaft, funktioniert hier nicht mehr und bringt den Frauen nichts."

Für eine Frau aus den Philippinen war es zunächst eine unvorstellbare Sache, daß Frauen zwar ein Kind haben wollen, aber keinen Mann. Als sie aber mit diesen Frauen zusammengearbeitet hatte, als sie sich in diesem Prozeß gegenseitig erforscht hatten, verstand sie, warum diese Frauen keinen Mann haben wollten, und was sich in den Kleinfamilien hier zwischen Männern und Frauen eigentlich abspielt. Dieses Erfahrungswissen vermittelte ihr die Einsicht, daß die Kleinfamilie nicht einmal für die Frauen hier gut ist. Für sie und die anderen Frauen war es eine wesentliche Erfahrung zu sehen, daß Unterdrückung und Gewalt gegen Frauen in einer reichen, entwickelten Gesellschaft nicht verschwunden sind, sondern nur andere Formen angenommen haben als in ihren eigenen Ländern. Z. B. erkannten sie, welche Fessel für europäische Frauen, die romantische Liebe ist. Asiatische und afrikanische Frauen sind psychisch weit weniger von „Liebe" abhängig als wir. Sie begannen zu begreifen, daß vieles, was sie über den Fortschritt moderner Gesellschaften in ihren Universitäten gelernt hatten, einfach nicht stimmte. Und diese Erkenntnis erweckte in ihnen ein neues kritisches Bewußtsein gegenüber vielem, was ihnen an Theorien vorgesetzt wurde.

Im folgenden will ich einige der wichtigsten Erkenntnisse aus dem zweijährigen Versuch der Anwendung der „Methodischen Postulate"im Rahmen des „Fieldwork" darstellen.[10)]

1. Im Gegensatz zum herrschenden Wissenschaftsparadigma wurden im „Fieldwork" nicht *eine* Art der Kenntnis (die sog. „wissenschaftliche"), sondern verschiedene Arten von Wissen und Kenntnis angeeignet. Sie umfaßten: praktisches Alltagswissen, politisches Wissen und politische „Skills", Selbsterkenntnis (Einsicht in die eigenen Stärken und Schwächen), kritisches Wissen (Fähigkeit zur Ideologiekritik, zur Entmystifizierung), theoretisches Wissen (Fähigkeit, die empirischen Befunde auf theoretische Aussagen zu beziehen), soziale Kenntnis (Fähigkeit, sich auf andere zu beziehen, soziale Verhältnisse zu erkennen und soziale Beziehungen zu „andern" herzustellen; zu erkennen, daß Individuen in bestimmten Verhältnissen zueinander und zu ihrer materiellen, sozialen und historischen Umwelt leben).
Für einen emanzipatorischen Forschungs- und Lernprozeß sind alle diese Arten von Wissen und Kenntnis notwendig, nicht nur eine, die dann als die „wissenschaftliche" einen Primat gegenüber allen anderen beansprucht, denn sie sind alle miteinander verbunden. Im „Fieldwork" wurden die künstlichen strukturellen Schranken, die normalerweise zwischen diesen verschiedenen Wissensformen bestehen (meist festgeschrieben durch die Einzeldisziplinen) durchbrochen und es entstand so etwas wie eine ganzheitliche Sicht der Wirklichkeit.

2. Dies war möglich, weil die Forschungs- und Lernsituation keine Laborsituation war, sondern eine wirkliche Alltagssituation. Die Probleme, die studiert werden sollten, wurden zusammen von den Dritte-Welt-Frauen und den holländischen Frauen definiert. Dabei wurde für beide deutlich, welche Fragen wichtig sind und welche nicht. Die Fragen, die sich die Studentinnen zunächst ausgedacht hatten, mußten im Kontakt mit den holländischen Frauen modifiziert werden.

3. Die Konfrontation mit „anderen Frauen" und deren Lebenswirklichkeit bewirkte, daß in den Dritte-Welt-Frauen viele Fragen auftauchten, Fragen über sich selbst, die Situation der Frauen in ihren Ländern, über ihre Institutionen und Wertsysteme, über bisher weitgehend tabuisierte Bereiche, wie z. B. den eigenen Körper, ihre Sexualität usw.. Diese Konfrontation initiierte zunächst einen Prozeß des *Verlernens,* d. h. eine kritische Überprüfung dessen, was die Frauen bisher für „normal", „natürlich", „richtig", „universal" gehalten hatten und was ihnen durch Schule und Universität als wissenschaftlich erwiesen beigebracht worden war. Sie sahen, daß die Lebenswirklichkeit der „anderen Frauen" nicht mit ihrem gelernten Wissen übereinstimmte.

4. Sowohl die Dritte-Welt-Frauen als auch die holländischen Frauen brachten ihre „Betroffenheit", d. h. ihre Subjektivität in die Forschungssituation ein. Dies hinderte nicht den Forschungsprozeß sondern förderte ihn, weil es die Wahrnehmung schärfte und erweiterte und neue Fragen aufwarf. Die Forschungsituation war eine reziproke: zwei Gruppen von „anderen Frauen" begeneten einander und erforschten sich nicht nur gegenseitig, sondern drangen dabei auch immer tiefer in die Erforschung dessen vor, was das Wesen von Frauenausbeutung und -unterdrückung ausmacht.

5. Diese reziproke Forschung war möglich, weil, im Gegensatz zum herrschenden Wissenschaftsverständnis, die Forschungsituation kein Machtverhältnis darstellte. Die Frauen aus der Dritten Welt waren zwar Studentinnen, aber dieses „Privileg" wurde in dieser Situation dadurch neutralisiert, daß sie aus unterentwickelten, armen Ländern kamen.
Diese Kombination von Widersprüchen führte zu wichtigen Erkenntnissen auf beiden Seiten: Die holländischen Frauen sahen, daß nicht alle Frauen in der Dritten Welt „arm" sind und daß sie trotz „Unterentwicklung" in mancher Beziehung freier sind als sie selbst.
Umgekehrt sahen die Frauen aus der Dritten Welt, daß die kapitalistische Entwicklung der Warenreichtum, und die angeblich fortgeschrittene Kleinfamilie die Frauen nicht befreit, sondern eher tiefer unselbständig gemacht hat.

6. Diese neue Perspektive führte tendenziell auch zu einer anderen Sicht der gesellschaftlichen Totalität. Eine neue Perspektive der gesellschaftlichen Totalität bedeutet

aber, daß wir *Verhältnisse* ans Licht bringen, die bisher im Dunklen lagen. D. h., wenn wir von Frauen sprechen, sprechen wir von Männern, wenn wir die Armut studieren, müssen wir den Reichtum studieren, wenn wir von der „Dritten Welt" reden, reden wir von der „Ersten Welt". In der herrschenden Wissenschaft wird stets eine der jeweiligen beiden Seiten, im Dunkeln gelassen. Feministische Wissenschaft dagegen muß sich mit beiden Seiten befassen, weil die eine die andere bedingt. Dies wurde ansatzweise im „Fieldwork" deutlich.

7. Das Fieldwork hat auch die kulturrelativistische Mystifikation durchbrochen, nach der wir hier ja so ganz anders seien als die Leute in Afrika oder in Asien usw. Wie oft hören wir doch von wohlmeinenden Leuten, wir dürften doch nicht sagen, was für Inderinnen oder Phillippinas gut sei, denn deren „Kultur" sei doch so ganz anders. Was gut für uns sei, sei noch lange nicht gut für andere Kulturen. Durch die reziproke Forschung im Fieldwork wurde klargestellt, daß nicht die Kultur uns trennt, sondern daß es nur unterschiedliche Ausprägungen patriarchalischer Mann-Frau-Verhältnisse gibt, und daß diese Unterschiede vor allem von jenen betont werden, die diese Verhältnisse aufrechterhalten wollen.

8. Bei diesem reziproken Forschungs- und Lernprozeß tauchte auch ein neuer Begriff der Intersubjektivität auf. Intersubjektive Vergleichbarkeit ist das Wahrheitskriterium der empirisch analytischen Wissenschaft. Sie soll dadurch erreicht werden, daß subjektive Elemente möglichst aus dem Forschungsprozeß ausgeschlossen werden. Was dabei herauskommt ist allerdings nicht „Objektivität" im Sinne von Wahrheit über die Wirklichkeit, sondern totale Verdinglichung und Entfremdung.
Intersubjektivität im Sinne feministischer Forschung entstand im „Fieldwork" durch die Anwendung der Prinzipien der double consciousness und der Teilidentifikation. Die kritisierte Tendenz zur totalen Identifikation, die meist moralistisch und paternalistisch motiviert ist, konnte in dieser Situation nicht aufkommen. Das lag zum Teil daran, daß keine Seite irgendwelche materiellen Vorteile aus dieser Beziehung ableiten konnte, keine der anderen *„helfen"* wollte.
Den Versuch einer totalen Identifikation schloß auch die Tatsache aus, daß in dieser Begegnung das „Anderssein" der „anderen Frauen" zu einer neuen Sicht des Eignen führte. Die Frauen aus der Dritten Welt begannen sich selbst, ihre Gesellschaft zu entdecken, indem sie sich davon entfernten. Dieser dialektische Prozeß, der darin besteht, daß man sich selbst von außen betrachten kann, ist m. E. identisch mit dem, was in dem Begriff des doppelten Bewußtseins angedeutet ist. Das Außen ist in diesem Fall aber nicht irgendeine imaginierte Realität, sondern die wirkliche, lebendige andere Frau, die mich ansieht, mich zu verstehen versucht, ungewohnte Fragen stellt. Das Außen besteht also in einem anderen „Ensemble sozialer Verhältnisse", und das heißt auch, daß eine totale Identifikation, selbst wenn sie versucht würde, nicht möglich ist. Denn trotz aller Empathie, allem Verstehen bleiben die anderen „andere".
Andererseits führte der reziproke Forschungsprozeß dazu, daß die Frauen die am meisten tabuisierten Fragen der Sexualität und ihre Beziehung zu Männern miteinander diskutieren konnten. An diesem Punkt stellten sie fest, daß trotz aller unterschiedlicher kultureller Ausprägungen alle Frauen eine gemeinsame Betroffenheit haben, daß es nicht nur Unterschiede, sondern auch Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Gruppen von Frauen gibt. Diese Erkenntnis, führte dazu, daß die Studentinnen des ISS hinfort von sich selbst als den „Feministinnen aus der Dritten Welt" sprachen und den Slogan prägten:

„Culture divides us
Struggle unites us!"

Bei diesem reziproken Forschungs- und Lernprozeß tauchten auf beiden Seiten neue Fragen auf und eine große theoretische Neugier zu verstehen, wie die Dinge geworden sind, wie sie heute sind. Außerdem führte diese Erfahrung dazu, daß bei den Frauen aus der Dritten Welt konkrete Handlungsentwürfe und Projektideen entstanden, wie

sie das, was sie erfahren hatten, in ihren Ländern umsetzen und wie sie den internationalen Kontakt unter Frauen fördern könnten.[11)]

Auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen ist es uns nun auch möglich, zu einem erweiterten und vertieften Verständnis der Begriffe „Teilidentifikation" und „Betroffenheit" zu kommen.
Der Begriff der *Teilidentifikation* bedeutet zunächst, daß wir von der eigenen widersprüchlichen Seins- und Bewußtseinslage ausgehen. Das heißt, nicht nur die „anderen" Frauen, sondern ich selbst habe auch ein Problem. Es heißt ferner, daß ich diese Widersprüchlichkeit nicht mehr verdrängen will. Dies ermöglicht es, zwischen mir und den „anderen Frauen" sowohl das uns Verbindende wie das uns Trennende zu erkennen. Das uns Verbindende sind die auf der ganzen Welt vorhandenen Erfahrungen von Frauen mit Unterdrückung, Sexismus und Ausbeutung. Teilidentifikation bedeutet außerdem, daß ich auch erkenne, was uns trennt. Auf der Ebene der Erscheinungen mag das sich an Merkmalen wie Hautfarbe, Sprache, Bildung, usw. (vgl. Thomas-Lycklama 1979) festmachen. Doch in diesen Erscheinugen manifestieren sich lediglich die Herrschaftsverhältnisse, nach denen die Gesamtgesellschaft strukturiert ist, die Erscheinungen *sind* nicht die Verhältnisse. Unter der Herrschaft des Kapitals sind das *Waren- und Marktverhältnisse,* die in letzter Instanz durch direkte Gewalt geschaffen und aufrechterhalten werden. Teilidentifikation, die von einer double-consciousness ausgeht, bedeutet also, daß wir uns als Forscherinnen der objektiven Strukturen bewußt sind, innerhalb derer wir leben und arbeiten.
Als ich z. B. im Auftrag des Internationalen Arbeitsamts das Forschungsprojekt unter indischen Landarbeiterinnen durchführte, befand ich mich zunächst einmal in einer de facto Waren- und Herrschaftsbeziehung zu diesen Frauen. Ich wurde dafür bezahlt, daß ich diese Forschung machte und dafür, daß ich eine entsprechende Ware, nämlich Forschungsergebnisse ablieferte. Die Landarbeiterinnen ihrerseits konnten nicht nach Deutschland kommen und hier über uns forschen. Ihnen war die Asymmetrie dieses Verhältnisses durchaus bewußt. Dieses materielle, durch den kapitalistischen Ausbeutungs- und Weltmarktzusammenhang vermittelte Verhältnis konnte nicht durch einen kurzen Forschungsaufenthalt und einen idealistischen Identifizierungsversuch mit diesen armen Frauen aufgehoben werden. Beide an diesem Forschungsprozeß beteiligten Gruppen von Frauen erkannten dies. Das ist das eine.
Das andere aber war, daß das, was uns einerseits zusammengebracht hatte, uns andererseits aber trennte, nämlich Klasse, Imperialismus, Hautfarbe, Sprache, Bildung, *nicht total* war, sondern daß es eine Ebene gab, wo wir als Frauen ähnlich betroffen waren von patriarchalischen Verhältnissen und daß es in diesem Forschungsprozeß einen Spielraum gab, über diese gemeinsame Betroffenheit miteinander zu reden. Diese Ebene liegt allerdings unter der Erscheinungsebene der kulturellen, ökonomischen, politischen Verschiedenheiten. Weil es diese Ebene gibt, sind Frauen imstande, über die verschiedenen Barrieren hinweg miteinander als Menschen zu kommunizieren. Die reine Warenbezeichnung schafft keine Kommunikation. Sie vermittelt Menschen nur so miteinander, als wären sie Sachen. Teilidentifikation ist demnach möglich, wenn wir den Totalanspruch auf unsere Existenz als Ware, als Tauschwert, ablehnen, wenn wir den Teil in uns, in dem wir in unserem Mensch-Sein *getroffen* und *betroffen* sind, nicht selbst den Warenbeziehungen unterwerfen. Dadurch werden wir in die Lage versetzt, auch die Betroffenheit der „anderen" Frauen, die sich vielleicht in anderen Formen ausdrückt, zu erkennen.
Teilidentifikation ermöglicht also sowohl die nötige Nähe zu den anderen, wie die notwendige Distanz zu mir.

Eine Kommunikation auf dieser tieferen Ebene wird aber erst möglich, wenn Frauen von ihrer *Betroffenheit* ausgehen. Auch dieser Begriff ist von einigen als undifferenziert, monolithisch kritisiert worden. Es ist darum angebracht, ihn näher zu bestimmen.

Bei der Suche nach einer Antwort auf die Frage, was uns denn mit den geschlagenen Frauen verbindet, tauchte der Begriff der „Betroffenheit" auf. Er bezeichnet vielerlei (was uns am Anfang selbst noch nicht so deutlich war).

1. den Opfer- und Objektstatus unterdrückter, gedemütigter, ausgebeuteter Wesen, die Zielscheibe von Gewalt und Unterwerfung geworden sind. Das heißt, sie sind zunächst einmal *ge*troffen worden von Aggressionen, Ungerechtigkeiten, Diskriminierungen. Sie sind *Opfer.* Wenn im normalen Sprachgebrauch von „den Betroffenen" die Rede ist, dann ist meist nur diese Bedeutungsebene gemeint. Die „Betroffenen" sind „die anderen", nicht ich selbst (in der Regel). Aus diesem Verständnis von Betroffenheit erwächst dann auch die moralistische und paternalistische Betulichkeit, mit der „Betroffene" häufig von „Nicht-Betroffenen" behandelt werden. Sie werden meist erneut zu Objekten von „Hilfe" (Sozialarbeit, Entwicklungshilfe, Caritas), für die sie dankbar zu sein haben. Wir aber waren alle irgendwann einmal selbst *ge*troffen worden.

2. Im Begriff des Betroffenseins steckt aber ebenso das Anhalten, das Erschrecken, die Empörung über diesen Zustand. Das heißt, wir haben es hier nicht mit dem mechanischen Reiz-Reaktionsschema zu tun, sondern im Begriff der Betroffenheit ist eine Empfindungsqualität ausgedrückt, die so etwas wie Rebellion, Wut beinhaltet. Im Betroffensein vollzieht sich eine erste innere Ablösung vom Opferstatus, eine Distanzierung, wenn auch zunächst erst auf der emotionalen Ebene. Es beginnt der Bruch mit der Kontinuität des normalen Elends. Es ist schwer zu sagen, wann der Zeitpunkt dieses inneren Bruches gekommen ist und auch, was diese innere Ablösung in uns bewirkt. Bei den Frauen, die ins Frauenhaus kamen, stellten wir fest, daß dieser Punkt erreicht war, wenn sie merkten, daß sie ihre *Selbstachtung als Menschen* verlieren würden, wenn sie sich nicht wenigstens innerlich von ihren Peinigern abwandten. Bei mir selbst war dieser Punkt erst gekommen, nachdem ich weggegangen war und mit „anderen" Frauen (in Indien) konfrontiert wurde. Bei den ISS-Studentinnen war es ähnlich. Sie entdeckten ihre Betroffenheit und damit die allmähliche Distanzierung von ihrem normalen Frauenelend erst in der Begegnung mit den holländischen Frauen. Wahrscheinlich ist es uns erst dann möglich, diesen Punkt anzugeben, wenn der status quo bereits verändert ist und wir den Bruch mit der Kontinuität vollzogen haben.

3. Betroffensein und Betroffenheit bedeutet zusätzlich Bewußtwerden und Bewußtsein. Das heißt, die Opfer, die anfangen gegen ihren Opfer-Status zu rebellieren, suchen nach Erklärungen, nach den Ursachen für diesen Zustand. Die dialektische Bewegung innerhalb des Opfers, das sich zunächst emotional von seinem Objektstatus distanziert, führt notwendigerweise zu Kritik und Analyse, und das heißt zur Suche nach theoretischen Begründungen für den schlechten status quo und für eine Befreiung daraus. Betroffenheit heißt dann, daß die Opfer *ihre Wut zu Ende denken* und dadurch handlungsfähig werden.

4. Betroffenheit ist erst dann ein Begriff, der über das Opfer-Sein hinausgeht, wenn die *Ge*troffenen nicht bei der bloßen Bewußtwerdung stehenbleiben. Denn ihr gesellschaftliches Sein ist dadurch ja noch lange nicht verändert. Um dies zu verändern, muß die dialektische Bewegung in den Betroffenen zur Handlung drängen. Sie kann nicht bei emotionaler Empörung, bei Bewußtwerdung, Kritik und Analyse stehenbleiben. Wenn sie das tut, wird sie unweigerlich in Resignation und Regression enden.

Im Begriff der Betroffenheit sind alle diese Bedeutungsebenen zumindest implizit mitenthalten: Getroffensein, Empörung und Wut, Kritik und Analyse, Motivation zum Handeln, was immer auch die „anderen" miteinschließt und letztlich auf Veränderung des gesamten gesellschaftlichen Zusammenhangs verweist. In dieösem Sinne umfaßt der Begriff einige zentrale Grundzüge einer feministischen Erkenntnistheorie.

Die Debatte um feministische Forschung und Methodologie ist nicht abgeschlossen. Ich habe versucht, auf einige Fragen Antworten zu geben, viele sind offengeblieben. Wenn wir jedoch mit der Frauenbewegung weiterkommen wollen, oder genauer, wenn

wir nicht das verlieren wollen, was wir uns schon erkämpft haben, dann ist es wichtig zu verstehen, daß feministische Forschung nicht einfach in das alte Wissenschaftsparadigma eingefügt oder hinzuaddiert werden kann, ein Wissenschaftsparadigma, das lebendige Einheiten überall aufspaltet in Leben und Denken, Politik (Moral) und Wissenschaft und das Herrschaft über Frauen, Natur und andere Völker impliziert. Wenn wir zu einem neuen Paradigma, einem neuen Denk- und Handlungshorizont kommen wollen, in dem diese abgespaltenen und unterworfenen Teile wieder in einem lebendigen und das heißt prozeßhaften Zusammenhang stehen, müssen wir das alte Paradigma „überschreiten", transzendieren. Das kann aber nicht nur ein Überschreiten in Gedanken, in einem permanenten akademischen Diskurs sein. Ein neuer Denkhorizont muß — wenigstens gilt das für uns Frauen — *erfahrbar* sein und *erfahren* werden. Ohne eine Veränderung des Standortes im konkreten Sinn, ohne Praxis, ohne eine Veränderung des status quo wird kein neuer Horizont sichtbar. Dazu verhilft vor allem die Konfrontation mit „anderen" Frauen.

Dies bedeutet nicht, daß dieses Überschreiten immer ein Spaziergang ist und daß wir dabei keine Niederlagen erleiden. Die Niederlagen sind aber nur dann wirkliche, wenn wir daraus schließen, daß das ganze Unterfangen Politik und Wissenschaft, Leben, Denken und Kämpfen zu vereinen, ein Holzweg gewesen sei, weil dies nun mal nicht ginge. Eine solche „Wende" muß mit tödlicher Konsequenz entweder in der Resignation oder in der Prostitution im herrschenden akademischen oder politischen Männerhaus enden. Letzteres sehe ich vor allem in den verschiedenen Versuchen, Frauenforschung zu verakademisieren (z. B. die Äußerungen mancher Feministinnen zu dem Institut „Frau und Gesellschaft", vgl. FR 26. 1. 84) oder darin feministische Grundpositionen aufzugeben — nachdem sie zunächst einmal in einer bestimmten Weise als Buhmann aufgebaut werden — (z. B. wie Sibylle Plogstedt mit dem Autonomiebegriff umgeht, vgl. Courage, Dezember 1983), um sich den bestehenden Institutionen und Organisationen anzubiedern. Wir Frauen müßten doch wissen, daß ein solcher Opportunismus sich nicht lohnt, er sichert uns nicht einmal das Überleben, geschweige denn ein menschenwürdiges Leben.

Wir haben ein sehr altes Problem und brauchen zu seiner Lösung einen langen Atem und wirkliche Radikalität. Das heißt aber auch, daß wir uns Gelassenheit bei Niederlagen leisten können. Die Frauenbewegung, jetzt von enttäuschten Frauen oft totgesagt, bricht nicht deshalb zusammen, weil eine Aktion keinen Erfolg hatte. Für unser Thema gilt dies insbesondere. Anstatt eine „Wende" zu längst aufgegebenen Positionen zu machen, in der Hoffnung, vielleicht doch noch einen Platz an den immer rarer werdenden Fleischtöpfen im akademischen Männerhaus zu bekommen, halte ich es für realitätsgerechter, auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Gerade jetzt, wo es im Männerhaus sowieso an allen Ecken kracht, die klügsten Männer selbst ausziehen und bei ihrer Suche nach neuen Denk- und Handlungshorizonten voller Hoffnung auf unsere feministischen „Inseln" schauen.

Anmerkungen

[1] *Der Aufsatz erschien erstmalig in: „Heksenkollege: verslag-boek over vrouwen, wetenshap en kultuur, Nijmegen Februar 1978 (vergriffen). Im Herbst 1978 erschien er in: „Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis" Heft 1, München (vergriffen). Im November 1979 erschien eine überarbeitete englische Fassung unter dem Titel: „Towards a Methodology of Women's Studies" als Occasional Paper Nr. 77 beim Institute of Social Studies, Den Haag. 1983 wurde die englische Fassung abgedruckt unter dem Titel: „Towards a Methodology of Feminist Research" in: Gloria Bowles/Renate Duelli-Klein (Hrsg.), Theories of Women's Studies, London.*

[2] *Die holländische Debatte wurde vor allem in der Tijdschrift voor Vrouwenstudies geführt, in den Heften Nr. 2 und Nr. 3 (1980), Nr. 6 (1981) und Nr. 9 (1982). Der vorliegende Beitrag wurde in der ersten Fassung in Nr. 9 (1982) auf holländisch veröffentlicht.*

3) *Der Streit zwischen den klassischen Biologen und dem russischen Agronom Lysenko um die Vererbungslehre wurde durch Unterstützung Stalins zugunsten von Lysenko entschieden. Später jedoch stellte sich heraus, daß Lysenko mit seiner Theorie Unrecht hatte.*

4) *Cees Hamelink macht eine klare Unterscheidung zwischen repressiver Forschung und emanzipatorischer Forschung. Den Positivismus oder den logischen Empirismus rechnet er zu den Wissenschaftstheorien, durch die repressive Forschung legitimiert wird. (Vgl. Cees Hamelink, New Structure of International Communication: The Role of Research, ISS Occasional Paper No. 87, July 1981)*

5) *Wie wenig „objektiv" die angeblich so neutrale Statistik ist, konnte ich während meiner Forschung über die Spitzenhäklerinnen in Indien feststellen: Die 150 000 bis 200 000 dieser Heimarbeiterinnen waren gar nicht im Zensus des Districts unter der Rubrik „Arbeiter" oder „Heimarbeiter" aufgeführt. Sie waren verborgen unter der Zahl der „non-workers", zu denen auch die Hausfrauen zählten. Und dennoch schufen diese statistisch nicht handenen Frauen jährlich Millionen von Wert!*

6) *Der ausführliche Bericht über diese Forschung erscheint demnächst beim Internationalen Arbeitsamt Genf. Eine Darstellung der Organisation dieser Frauen findet sich in: C.v.Werlhof/M. Mies/V. Bennholdt-Thomsen: Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek 1983, S. 18 ff.*

7) *Diese Organisation heißt „Comprehensive Rural Operations Service Society" (CROSS); sie ist parteiungebunden und wird auch durch „Brot für die Welt" unterstützt.*

8) *Die hier angewandte Methode war eine kreativ weiterentwickelte Form der Methode Paulo Freires.*

9) *Im Rahmen dieses Programms können Frauen aus der Dritten Weltd ein fünfzehnmonatiges Studium mit dem Schwerpunkt „Women's Studies" absolvieren und mit einem Master of Development abschließen.*

10) *Die Erfahrungen im zweijährigen Experiment mit der Umsetzung des neuen Methodenansatzes wurden zusammengefaßt in einem Bericht: Mia Berden/Maria Mies: „Experimenting with a New Methodological Approach: „Fieldwork" in Women's Studies, Institute of Social Studies, 1979-1981, Paper, ISS Institute of Social Studies, Den Haag 1981*

11) *Eine weitere Aktivität, die aus dem „Fieldwork" hervorging, war die Gründung einer eigenen Frauengruppe durch die ISS-Studentinnen und später einer internationalen Organisation, die sie „Insiterhood" nannten. Durch diese Organisation, die auch einen Rundbrief herausgibt, versuchen die Frauen, den Kontakt und den Austausch aufrechtzuerhalten, nachdem sie in ihre Länder zurückgekehrt sind.*

Literatur

BERDEN, Mia/MIES, Maria: Experimenting with a New Methodolgical Approach: „Fieldwork" in: Women's Studies, Institute of Social Studies, 1979-1981, Paper, ISS, Den Haag 1981

BLEICH, Anet/JANSZ, Ulla/LEYENDORFF, Selma: ‚Lof der Rede', in: Tijdschrift voor Vrouwenstudies, Jg. 1, Nr. 2, 1980, deutsche Übersetzung in diesem Heft

BOCK, Gisela/DUDEN, Barbara: Arbeit aus Liebe — Liebe als Arbeit, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.), Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen 1976, Berlin 1977

BÖHME, Gernot: Alternativen der Wissenschaft, Frankfurt/M. 1980

BOLDER, Barbara/LÜTKES, Anne/MÖLLER, Carola/SEPPELFRICKE, Rita: Frauenhaus Köln, Politische Arbeit oder Dienstleistung für den Sozialstaat? in: Alternative 139, Jg. 24, Oktober 1981

FRAUENHAUS KÖLN: Nachrichten aus dem Ghetto Liebe, Frankfurt/M. 1980

GEISEL, Beatrix: Mitarbeit oder Verweigerung? in: Frankfurter Rundschau 25. Januar 1984

GERRITS, Corrie: De Slaap van de Rede verwekt Monsters, in: Tijdschrift voor Vrouwenstudies, Jg. 1, Nr. 4, 1980

GÖTTNER-ABENDROTH, Heide: Wissenschaftstheoretische Positionen in der Frauenforschung, in: Bendkowski/Weishaupt (Hrsg.): Was Philosophinnen denken, Zürich 1983, S. 253 ff.

HAMELINK, Cees: New Structure of International Communication: The Role of Research, Occasional Paper Nr. 87, Institute of Social Studies, Den Haag 1981

KOMTER, Aafke/MOSSINK, Marijke: Kennis of verandering: de wankele balans tussen wetenschap en politiek, Tijdschrift voor Vrouwenstudies, Jg. 1, Nr. 3, 1980

MACHEWSKI, Werner: Socialweetenschappelijke methoden en hun vooronderstellingen over het ondersoeksobjekt, in: Psychologie en maatschappij, SUA Amsterdam, 1979, abgedruckt in: Methodologie, Theorie Feminisme, Utrecht 1980

MIES, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung, in: Heksenkollege, verslagboek over Vrouwen, wetenschap en kultuur, Nijmegen 1978

dies.: Methodische Postulate zur Frauenforschung: Dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 1, München 1978, leicht überarbeiteter Nachdruck in diesem Heft

dies.: Towards a Methodology of Women's Studies, ISS Occaional Paper Nr. 77, Institute of Social Studies, Den Haag 1979

dies.: Towards a Methodology of Feminist Research, in: G. Bowles/R. Duelli-Klein (Hrsg.): Theories of Women's Studies, Berkeley 1981

dies.: Hausfrauen produzieren für den Weltmarkt, die Spitzenmacherinnen von Narsapur, in: Die Peripherie Nr. 7, 1981/82

dies.: The Lace Maker sof Narsapur: Indian Housewives Produce for the World Market, London 1982

PLOGSTEDT, Sibylle: Wenn Autonomie zum Dogma wird, in: Courage 12, Dezember 1983

RUITENBERG, Christa/BLOM, Stine/VAN DE BRINK, Anja/DE COOLE, Bookje: Feministisch Onderzoek (Paper), Utrecht 1981

THOMAS-LYCKLAMA, Geertje: Feminisme en Wetenschap, Antrittsvorlesung, Landbouwhogeschool Wageningen 1979

WERLHOF, Claudia v./MIES, Maria/BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika: Frauen die letzte Kolonie, Reinbek 1983

aus: Cross, 8th Annual Report 1982—83, office: CROSS, H. No. 1—69, Snehapuri, Nacharam. Hyderabad — 501 507

Claudia Opitz

Der „andere Blick" der Frauen in die Geschichte*)

— Überlegungen zu Analyse- und Darstellungsmethoden feministischer Geschichtsforschung

Blicken wir Frauen heute in die Geschichte — oder auf das, was uns als Geschichte präsentiert wird — so zeigt sich uns Fremdes, Befremdliches: wir erfahren eine Geschichte, die geprägt ist von Männern und von Strukturen, die uns als von Männern geschaffen erscheinen: Macht, Herrschaft, Moral, Recht, Kampf und Krieg. Dieser Blick hält uns in zweifacher Weise den Ausschluß bzw. die Marginalität von Frauen in der Darstellung historischer Prozesse vor Augen: Frauen wurden zur „schweigenden Folie" der Geschichte und wir sehen sie — also auch uns selbst — „durch die Brille der männlichen Optik, die auch wir schon sehr früh angepaßt bekommen" (Silvia Bovenschen 1976, S. 65). Die uns umfassend angepaßte „Brille der männlichen Optik" bewirkte lange Zeit, daß selbst uns Frauen das Fehlen von Frauen in historischen Analysen und Darstellungen gar nicht auffiel. In der Verinnerlichung unserer gesellschaftlichen Ausgrenzung waren uns Sätze wie der folgende lange überhaupt nicht suspekt: „Es liegt in der Natur *des Menschen* und seiner Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen begründet, daß für ihn bei der Wahl *seiner Lebensgefährtin* häufig nicht die persönliche Neigung allein maßgebend ist, sondern daß ihn dabei Erziehung, Rang, Besitz, Abhängigkeit und andere rein äußere Dinge beeinflussen..." Diese Darstellungsweise, die den Menschen allein als den *männlichen* definiert, der sich „seine Lebensgefährt*in* wählt", ist umso erstaunlicher, als sie sich in einem Werk findet, dessen Gegenstand die „Deutschen Kaiserinnen in der Zeit von Konrad I. bis zum Tode Lothars von Supplinburg" sind (Kirchner 1910, S. 57).

Mittlerweile haben wir als Leserinnen und als Wissenschaftlerinnen ein anderes Selbstbewußtsein entwickelt und stoßen uns heftig an einem solchen androzentrischen Geschichts- und Weltbild. Dies hat jedoch keineswegs dazu geführt, daß eine derartige Sichtweise nun der Vergangenheit angehört. Textbeispiele aus neueren Monographien — etwa aus Paul-Heinz Kösters „Deutschland deine Denker . . .", erschienen 1982, — zeigen Frauen weiterhin als eindeutig unwichtiges Beiwerk männlicher (oder gar menschlicher?) Existenz und Geschichte. So schreibt Köster etwa über Arthur Schopenhauer und eine seiner Geliebten: „Fest davon überzeugt, das Geheimnis der Welt ergründet zu haben, verläßt er Dresden. Zurück bleibt eine Kammerzofe, der er ein Kind gemacht hat." (Köster 1982, S. 189) Hier wird ein „Vorfall" im Leben eines „großen Dichters und Denkers" geschildert, der zugleich auch ein Vorfall, besser gesagt eine Katastrophe im Leben einer fast unbekannt gebliebenen Frau war, von der uns nicht einmal der Name überliefert und mitgeteilt wird. Die feige Flucht vor der schwangeren Geliebten, die diese Frau in gesellschaftliche, ökonomische und sicher auch gesundheitliche Probleme stürzt, wird zum belanglosen Kavaliersdelikt verharmlost, das weitere Schicksal der Frau ausgeblendet. Dabei wird — u.a. durch syntaktische und lexikalische Strukturen[1)] — eine Perspektive entwickelt, die das Verstehen oder gar Richtigheißen des männlichen Verhaltens fördert und Frauen als Leserinnen nur die „fremde" Identifikation mit dem erobernden, weil *aktiven* Mann (und seinem frauenfeindlichen Verhalten) läßt und/oder die Erkenntnis vermittelt, daß Frauen „schon immer" — und vielleicht sogar zurecht? — männlicher Willkür und „Aktivität" *passiv* ausgesetzt waren; in jedem Fall ist für Frauen in einer solchen Darstellungs-und Analysemethodik nur der Platz der „Fremden", der „Objekte", der „Anderen" übrig, die in *„der"* Geschichte keine Rolle spielten.

*) Überarbeiteter Vortrag, gehalten auf dem Symposium: Methoden in der Frauenforschung, 30. 11.-2. 12. 1983, an der FU Berlin; erscheint ebenfalls in der Dokumentation des Symposiums im Frühjahr 1984.

Suchen wir die Frauen, finden wir *Biologie:* die Schwangeren, die Geschwängerten, die Lebensgefährtinnen und Heiratsobjekte. Sie treten in der traditionellen Geschichtsforschung außer als „Anhängsel" bestenfalls noch im Ghetto der Sonderbehandlung und Ausgrenzung auf: Reduziert auf *die* „dem Mann" entgegengesetzte, meist unterworfene, dabei weitgehend durch Familienfunktionen und Zivilstand definierte idealtypische „Frau". Als kollektives Wesen entbehrt dieses geistige Konstrukt allerdings jeglicher gesellschaftlichen Verwurzelung, Funktion und Bedeutung außerhalb von Zeugungs- und Gebärfunktion und Reproduktion; diese erscheinen jedoch als unveränderliche, anthropologische Konstanten und damit als *Biologie,* die sich dem Geschichtsprozeß weitgehend entzieht. Dabei wird „die Frau" den Eroberungs-, Macht- und also *Geschichts*ansprüchen „des Mannes" entgegengesetzt und damit notwendig passiv, opferbereit und historisch bedeutungslos. „Die Frau als das „Andere", die weder Geist noch sexuelle Bedürfnisse besitzt, die keine gesellschaftlichen Werte schafft, sondern nur gebiert, wird von Männern naturhaft stofflich gedacht . . . Die Frau, „behindert durch die Schwangerschaft", wird zum „verhandelten Wesen" miteinander im Austausch stehender Männerhorden. Der Grund für diese beklagenswerte Rolle ist ein einziges Organ: die Gebärmutter," resümiert Beate Wagner den Hintergrund dieses Geschichtsbildes. (Beate Wagner 1982, S. 87/88)

Diese Sichtweise — die Reduktion der historischen Existenz von Frauen auf ihre biologischen Funktionen — hat im wesentlichen zwei Wurzeln: einerseits ein Geschichtsbild, das beherrscht wurde (und teilweise auch heute noch beherrscht wird) von der „männlichen" Erfahrungswelt der Historiker und Gelehrten der letzten beiden Jahrhunderte — Geschichte der Sieger, der Herrschenden, der Eliten — und andererseits ein Frauenbild, das den „Nicht-Männern" all das zuschreibt, was nichts mit Intellekt, Kultur, Macht, Geschäften und Geschichte zu tun hat. Die Frauen werden mit der *Natur* gleichgesetzt, als „Hüterin des Heimes" zusammen mit der Familie als letztem Refugium des „menschlichen, natürlichen" Lebens ausgegrenzt aus der Bedrohlichkeit und Härte der industriellen Geschäftswelt, gleichzeitig aber nur noch als „Gebärende" betrachtet, deren hauswirtschaftlicher Arbeitstag zur „sorgenden, passiven, idyllischen Natur" verklärt und ent-historisiert wird.[2)]

Die Ansichten und Vorgaben der Geschichtswissenschaft haben sich allerdings in der Zwischenzeit verändert. Nicht mehr länger soll nur „Geschichte von oben" geschrieben werden. Der Anspruch, die Geschichte derer zu erforschen, die zwar am Gang der (politischen) Geschichte nicht immer unmittelbar beteiligt waren, aber als Glieder der Gesellschaft Träger sozialer Prozesse wurden und damit den Charakter und die Entwicklung der Gesellschaft mitbestimmten und mitprägten, ist heute selbstverständliche Grundlage jeder sozialgeschichtlichen Studie. Die Frauen sind dabei allerdings „auf der Strecke geblieben".

Dank eines — vielleicht sogar emanzipatorisch gemeinten — Egalitätsdenkens, aber auch wegen des grundlegend anderen Erfahrungshorizonts und einer nicht hinterfragten Herrschaftsposition der männlichen Forscher, die eine „Betroffenheit" im Sinne der Frauenbewegung unmöglich machte, wurden Wunsch und Wirklichkeit verwechselt: die Frauen verschwinden nun stillschweigend in der abstrahierenden Begrifflichkeit. Termini wie „Soziale Bewegungen", „Bauernaufstände", „Sexualverhalten" u.ä. unterstellen einen geschlechtsneutralen Erfahrungs- und Handlungsablauf bei Männern und Frauen, wobei Männer und deren Aktivitäten, Organisationen und Organisationsformen, ihre Lebens- und Erfahrungsstrukturen im Mittelpunkt stehen und als Maßstab gelten: Frauen werden bestensfalls als „defizitär" oder „abweichend" wahrgenommen und wiederum ausgeschlossen. Besonders eindrucksvoll zeigen sich solche Defizite im Bereich der Familienforschung, deren Forschungsgegenstand ja per definitionem *„den* Bereich *der* Frau" ausmacht; Gisela Bock resümiert kritisch: „Bis vor kurzem war Familie der einzige Bereich der Sozialgeschichte, wo Frauen ‚institutionell' verankert waren. Trotzdem behandeln historische Analysen der Familie, die doch als ‚Frauensphäre' par excellence gilt, zuweilen nur Väter und Söhne. Unsichtbar bleiben Frauen aber auch in Modellen, die Familie und Haushalt als Konglomerat ge-

schlechtsneutraler Individuen behandeln, Familien als einheitliches Subjekt gleichgerichteter Interessen verstehen oder Frauen auf eine familiale ‚Reproduktionsfunktion' reduzieren, und schließlich im Modell vom Verhältnis zwischen Familie und Gesellschaft, die das Verhältnis der Geschlechter sowohl in der Familie wie in der Gesellschaft nicht in die Analyse einbeziehen." (Gisela Bock 1983, S. 30)

Auch der vielversprechende Pradigmenwechsel neuerer Geschichtsforschung durch die Sozialgeschichte brachte also nicht automatisch einen *Perspektiven*wechsel im Interesse der Frauen mit sich. Dies liegt nicht zuletzt an den immer noch herrschenden Vorstellungen über Rollen- und Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die „Aktivität" und damit geschichtliche Relevanz den Männern, „Passivität" und damit geschichtliche Bedeutungslosigkeit, allenfalls ein Dasein als Opfer, den Frauen zugeordnet, die Bedeutung bekommen oder Interesse erwecken durch Beziehungen zu relevanten Männern — als „schweigende Folie der Kulturgeschichte" sind sie schließlich „mitgemeint", aber keineswegs ernst genommen.
Gerade geschlechtstypisches Verhalten in den Mittelpunkt des analytischen Interesses zu rücken, die Zuschreibung von Tätigkeiten, Gefühlen, Verhaltensweisen und Lebensbereichen an die beiden Geschlechter zu hinterfragen, waren daher erste Schritte innerhalb der feministischen Geschichtsforschung, das Leben von Frauen in der Vergangenheit zu historisieren, indem ihr Ausschluß nicht länger als naturgegeben akzeptiert, sondern als kulturell erworbener deklariert wurde. Dabei war eine grundsätzliche Annahme zentral, daß die Jahrhunderte alte, durchgehende Trennung von weiblicher und männlicher Geschichtserfahrung eine Forschungsperspektive notwendig macht, die diesen Unterschieden Rechnung trägt und die diese Trennung bei der Analyse von Gesellschaften und deren Wandel zum Thema macht und reflektiert.
Hierbei kann es jedoch keinesfalls darum gehen, eine „weibliche Geschichte" der zugegebenermaßen bislang beinahe ausschließlich vom männlichen Standpunkt aus geschriebenen zu kontrastieren; vor einem solch verhängnisvollen Schritt warnte Sivia Bovenschen bereits 1976: „Die Vorstellung einer historisch immer existenten Gegenkultur sollten wir uns abschminken" (Silvia Bovenschen 1976, S. 65)
Es ist nämlich mittlerweile kein Geheimnis mehr, daß die *Art* der geschlechtsspezifischen Arbeits- und Verhaltenszuweisung durchaus variieren kann. Die zwischen den Geschlechtern herrschende Ungleichheit, etwas geschönt schließlich „Asymetrie" genannt, hat aber in jedem Fall eine grundlegende Bedeutung für die Gesellschafts*formen,* für deren Wandel und Stabilität, also auch für die Geschichte. Demzufolge sind Frauen (und ihre Lebensbereiche) nicht als zusätzliche Besonderheiten — gar Kuriositäten? — „normaler" historischer Prozesse und Strukturen zu betrachten, sondern als *funktionales Gegenstück* der Lebensbereiche und -formen von Männern in *einem* gesellschaftlichen Ganzen. Mit anderen Worten: Geschlechtszugehörigkeit muß zur grundlegenden Kategorie der Analyse gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse werden.
Das Einbringen der Geschlechtsspezifik allein reicht jedoch als Mittel zur Historisierung weiblicher Lebenszusammenhänge und Existenz nicht aus. Wie wir aus der Vergangenheit *feministischer* Forschung erfahren mußten, führt uns dies nämlich ganz rasch zu einer Sichtweise, deren Ergebnis im Negativen die „4000 Jahre Frauenunterdrückung im Patriarchat" sind, die Simone de Beauvoir (1965) im „Anderen Geschlecht" darstellte, und deren positive Umdeutung in Elizabeth Gould Davies (1977) „Am Anfang war die Frau" ihren Niederschlag fand. Ihr Ergebnis ist in jedem Fall die *unhistorische* Projektion eines gleichbleibenden Geschlechterkampfes durch alle Jahrtausende historischer Entwicklung, die durch die Hintertür die „Universalien"- und „Konstanten"-Diskussion wieder einführt, die wir schon längst für überwunden hielten. So kritisierte auch Karin Hausen „'Geschlecht' als Kategorie einzuführen setzt eine Denkrichtung frei. Dieser Ansatz enthält selber aber noch kein analytisches Instrumentarium für die historische Erforschung der Frauen-Situationen. Mit einem Gewaltmarsch durch die gesamte Menschheitsgeschichte demonstrieren zu wollen, daß Frauen heute so sind, weil sie immer der Gewalt patriarchalischer Herrschaft ausgeliefert

waren, bringt an historischer Erkenntnis und politischer Aufklärung letztlich ebensowenig ein, wie die Suche nach dem Goldenen Zeitalter der Frauen im Matriarchat und die Interpretation der ganzen folgenden Geschichte als Entwicklung zum Schlechteren (Karin Hausen 1981, S. 35)

Ergänzend und erweiternd müssen vielmehr weitere Kriterien und Kategorien der bisherigen Geschichtswissenschaft, insbesondere der Sozialgeschichte eingesetzt werden — etwa Rasse, Schicht- aber auch diese sind auf dem Hintergrund der Geschlechtsspezifik zu benutzen und zu erweitern.[3] Es muß nämlich über diese „traditionellen" Fragestellungen und Forschungsgebiete hinaus auf die Integration auch der Bereiche gedrängt werden, die genau wie die Frauen als „naturnahe" ausgegrenzt und der Geschichtslosigkeit zugewiesen wurden. Im wesentlichen sind dies die gesellschaftlichen Teilbereiche und Prozesse, die mit der menschlichen Reproduktion im weitesten Sinne zusammenhängen: Schwangerschaft, Geburt, Menstruation und Verhütung, daneben auch Altern, Körperlichkeit und der gesamte Komplex der Hausarbeit bis hin zur Hauswirtschaft.

Daß dabei die alleinige Analyse „weiblicher" Aufgaben, Erfahrungen und Tätigkeiten als Forschungsziele nicht ausreichen kann, sondern auch die Bedeutung dieser „reproduktiven Bereiche" im Hinblick auf die übrigen gesellschaftlichen Bereiche analysiert und gewertet werden muß, um wiederum die Erfahrungen der Frauen, ihre Selbst- und Fremdsicht der von ihnen besetzten Bereiche bewerten zu können *und* um eine (vergangene oder gegenwärtige) Gesellschaft adäquat verstehen und beurteilen zu können, darauf haben in letzter Zeit Historikerinnen vermehrt hingewiesen.

„In unserer Gesellschaft, wo dem häuslichen Bereich fast nur noch Reproduktionsfunktionen zufallen, muß sich für die dort geleistete Arbeit zwangsläufig eine andere Bewertung ergeben als in der bäuerlichen Gesellschaft der Griechen, in der dem Haushalt zugleich Reproduktions- und Produktionsaufgaben zukamen. Die Herstellung eines gesellschaftlichen Bezuges ist gerade dort einsichtig, wo moderne Analogien zu vollkommen absurden Aussagen führen . . . Es gilt jedoch nicht nur, die einzelnen gesellschaftlichen Wirkungsebenen von Frauen in der Poliswirtschaft, Politik, Ehe und Familie historisch von modernen gesellschaftlichen Strukturen abzugrenzen, sonden diese hier einzeln aufgezählten Bereiche in ihren Beziehungen zueinander zu betrachten. (Beate Wagner 1982, S. 5-7)[4]

Daß nämlich der Versuch, ohne einen grundlegenden Perspektivenwechsel den „weiblichen" Teil der Gesellschaft, und also der Geschichte, analysieren zu wollen, den Ansprüchen der „Frauenforschung" nicht gerecht werden kann, zeigt sich neuerdings an einer hochinteressanten Arbeit aus dem Bereich der französischen Mentalitätsforschung, an Georges Dubys (1981) Analyse der Ehe im Feudalismus.

Dubys Interesse gilt zunächst den Herrschafts- und Mentalitätsstrukturen einer Gesellschaftsformation, die sich im nördlichen Frankreich seit dem Jahr 1000 zunehmend aus anderen Strukturen herauskristallisierte: der Feudalgesellschaft. In diesem Prozeß erhalten Eheschließung und eheliche Verbindungen eine zentrale Bedeutung, da hier die Machtbedreiche der einzelnen Familien strukturell verbunden werden. So begann Duby, die Entwicklung der um 1200 schließlich voll ausgebildeten Institution genauer zu untersuchen.

Im Titel seines Buches: „Le chevalier, la femme et le pretre" wird das gesellschaftliche Spannungsfeld der drei an der Herausbildung und Aufrechterhaltung der Ehenormen und -praktiken beteiligten Gruppen abgesteckt: die Ritter, die Kleriker und — die Frauen machen diesen Konflikt untereinander aus. In der Analyse selbst reduziert sich das Spannungsfeld allerdings auf eine Dichotomie zwischen dem Selbstverständnis und den Traditionen der „Krieger" und den klerikalen Vorstellungen und Dogmen der „Priester" — die Dritten, die Frauen, gehen in die Analyse nur am Rande ein: als Opfer oder Zankapfel zwischen beiden rivalisierenden Männer-Gruppen. Trotz vielversprechendem Ansatz geht auch hier die Historisierung an den Frauen vorbei: Ritter und Priester sind durch gesellschaftliche Funktionen (und damit durch historisch relevante Aktivität) gekennzeichnet, Frauen dagegen bleiben wieder in den Netzen des Biologismus hängen: nicht als Mitglieder der Adelsgesellschaft, als „Adelige" oder

„Ritterinnen", sondern als gesellschaftlich nicht definierte Gruppe von „Frauen" finden wir sie außerhalb der Szenerie. Dem Autor selbst wird diese Diskrepanz offenbar bewußt. Er überlegt mehrfach:
„Man sollte dennoch nicht — zwischen all diesen Männern, die als einzige (!) mit lauter Stimme darstellten und ausriefen, was sie gemacht hatten oder was sie machen wollten — die Frauen vergessen. Man redet viel über sie. Was weiß man von ihnen?" (Duby 1981, S. 304)[5] Dies hindert ihn aber keineswegs daran, seine Theorie über die Entwicklung des feudalen Ehemodells für vollständig zu halten — auch ohne die Beteiligung, die Funktion und die Aktivitäten von Frauen zu berücksichtigen. Der Ausschluß wird begründet mit der Information, eben diese Beteiligung sei quellenmäßig nicht zu erfassen — sie wirkt aber wiederum zurück auf die Frauen, denn mann sucht gar nicht mehr nach ihnen! Offensichtlich erweist sich das analytische Instrumentarium, das aus einem geschlechtsunspezifische Erkenntnisinteresse des Forschers hervorgeht (der ja Institutionengeschichte schreibt) als zu beschränkt, um Frauen anders als „passiv" in den historischen Prozeß einzubinden. Mit anderen Worten: Versuchen wir, Frauen traditionellen Beobachtungs- und Analysekriterien in ihrer Geschichtlichkeit zu erfassen, so laufen wir Gefahr, sie und ihr Handeln an männlichem Verhalten, männlichen Ideen und männlichen Lebensumständen zu messen, die ihnen durchaus nicht angemessen sind. Sie werden dadurch zu Minderheiten, zu Ausnahmen, Randgruppen, zu Abweichlerinnen und zu Opfern männlicher Allmacht.
Das „andere", weibliche Verhalten muß vielmehr zu seinen spezifischen Entstehungs- und Lebensbedingungen ins Verhältnis gesetzt werden, wie dies etwa neuerdings im Bereich der Literaturgeschichte geschieht. Die schlichte Formel, daß andere gesellschaftliche Bedingungen andere Reaktionen und Verhaltensweisen nötig und angemessen machen, muß vor allem für Frauen und deren Verhalten Anwendung finden.
So ist die Forderung nach verstärkter Analyse „weiblicher" Lebensbereiche und Institutionen nur dann sinnvoll, wenn sie verknüpft wird mit einer Sichtweise, die das Verhalten und die Tätigkeiten von Frauen als funktional für die *gesamte* Gesellschaft und für gesellschaftliche Prozesse anerkennt, und wenn versucht wird, eben speziell die von Frauen erbrachten Leistungen, Verhaltensweisen und Aktivitäten in Zusammenhang zu bringen mit den übrigen gesellschaftlichen Ereignissen, Gegebenheiten und Institutionen. Eine solche Funktionsbestimmung ist ihrerseits nicht denkbar, ohne die Analyse geschlechtsspezifischen Verhaltens und geschlechtsspezifischer Normen- und Funktionsvorgaben von *Männern* in eben diesen traditionell den Frauen angenäherten oder von ihnen besetzten Bereichen. Andernfalls sind den Biologismen wieder Tür und Tor geöffnet — es könnten sich ahistorische Verallgemeinerung hinsichtlich des „Geschlechtscharakters" gewisser Aufgaben und Tätigkeiten einschleichen, vor denen auch Gisela Bock eindringlich warnt: „Soll die soziale Kategorie ‚Geschlecht' ausgearbeitet werden, muß also die soziale Kategorie ‚Biologie' als Denkform wie als Lebensbereich, begraben werden. (Gisela Bock 1983, S. 46) Wir laufen nämlich andernfalls Gefahr, das durchaus existierende Verhältnis der Männer zu den „reproduktiven Bereichen" zu ent-historisieren und diese damit wieder allein den Frauen als „anthropologische Konstante" anzulasten und zuzuschreiben. Nur unter Berücksichtigung der *beiderseitigen* Festlegung durch geschlechtsspezifische Bindungen, Grenzen und Vorgaben ist die biologistische Dichotomie „weiblich-männlich" in ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Funktionen zu erfassen und damit in die Geschichte einzubringen.

Über die neu zu bearbeitenden Bereiche hinaus ist eine veränderte Beschäftigung mit den *herkömmlichen* Themenbereichen der Geschichtswissenschaft anzustreben, jedoch auch hier mit dem „anderen", dem feministischen Blick: Es sind nämlich verstärkt die Sicht- und Erfahrungsweisen von Frauen in den Mittelpunkt der Analyse zu rücken. Gerade um mit der „historisch immer existenten weiblichen Gegenkultur" endlich aufzuräumen, die ja eigentlich nur die Umkehrung der von unseren Vorvätern definierten Ghettoisierung der Frauen bedeutet, ist hier der Wandel in den Wahrnehmungs-, Verhaltens- und Denkmustern von Frauen zu rekonstruieren. Die neuerdings

verstärkte „Mythisierung" des Mannes/der Männer zu Allmächtigen hat „eine neue und zugleich alte Polarisierung" zur Folge: „der männlichen Machtspäre wird eine ‚andere' weibliche Sphäre entgegengesetzt, die sehr viel mit dem alten romantischen Entwurf zu tun hat". (Marlis Gerhardt 1984)
Mit einer solchen Wiederaufnahme „traditioneller" Fragestellungen unter einer völlig veränderten Perspektive könnte einer verbreiteten Haltung entgegengewirkt werden, die Marlis Gerhadt so charakterisierte: „Zwar sind wir (Frauen) unschuldig am Lauf der Welt, dafür sind wir auch draußen aus dieser Welt und auf die pure Ohnmacht verwiesen. Und selbst noch an unserer Ohnmacht, Angst und Passivität sind wir unschuldig; die tragische Biologie, der wir verfallen sind, hat es so gewollt." Es muß im Gegenteil darum gehen, den Anteil der Frauen an der Formierung gesellschaftlicher Strukturen, ihre Widerständigkeiten und ihre Befürwortung — auch von Herrschaftsstrukturen — zu rekonstruieren und zu erklären. Die Ausgrenzung als anthropologische Konstante zu begreifen und damit die Beziehung zwischen Frauen und gesellschaftlichen Institutionen als Gedanken auszuschließen, steht der von mir geforderten Historisierung weiblicher Existenz entgegen und verhindert geradezu eine Veränderung, indem sie die Last der gesamten Geschichte gegen die Veränderungswünsche und -ideen von Frauen stemmt.

Exkurs: Die Macht der Frauen

Als Motor feministischer Geschichtsforschung hat schon bei den der ersten Frauenbewegung entstammenden Arbeiten ein spezifisches Interesse an der Veränderung gegebener Herrschafts- und Unterdrückungsstrukturen seitens der betroffenen Frauen gewirkt: Die feministische Forschung, besonders die Geschichtsforschung, war und ist eng mit den Zielen und Entwicklungen der Frauenbewegung verbunden.
So stellt die amerikanische Schriftstellerin und Feministin Adrienne Rich fest: „. . . was braucht denn eine Frau an Wissen, um ein selbstbewußter, selbstbestimmter Mensch zu werden? Braucht sie nicht ein Wissen von ihrer Geschichte, von ihrem ach so politisierten Frauenkörper, von dem kreativen Genius der Frauen vergangener Zeiten — den Kenntnissen, Fähigkeiten, Techniken und Visionen, welche Frauen anderer Zeiten und Kulturen besaßen — und davon, wie all dies in Anonymität getaucht, daß nicht die weibliche Anatomie, sondern erzwungene Ignoranz ein entscheidender Schlüssel zu unserer Machtlosigkeit ist." (Adrienne Rich 1982, S. 128/129)
Die hier formulierte Aufgabe für die feministische Geschichtsforschung steht in engem Zusammenhang mit kulturkritischen und emanzipatorischen Interessen der Frauenbewegung insgesamt. Dabei spielt die Einschätzung weiblicher Autonomie und Handlungsfreiheit, von Unterdrückung und Sexismen im Rahmen unterschiedlicher Gesellschaften und Epochen eine zentrale Rolle. Das traditionell angewandte Instrumentarium ist dafür jedoch kaum zu gebrauchen, da es — gleichgültig ob von den „Gleich-aber-anders" Theoretikern des letzten Jahrhunderts entwickelt wurde, oder von den „geschlechtsneutralen" Sozialhistorikern und -kritikern dieses Jahrhunderts — in jedem Fall ausschließlich an den Lebens- und Erlebensformen von Männern entwickelt wurde. Die Situation von Frauen ist jedoch zu verschieden von der der Männer, teilweise sogar entgegengesetzt sind dementsprechend auch die aus ihr entstehenden Handlungsweisen, Empfindungen, Interessen und Gedanken von Frauen besonders dort, wo die Asymetrie zwischen den Geschlechtern zu historisch faßbaren Konflikten und offener Unterdrückung führt (etwa bei Vergewaltigungen).
Demzufolge muß eine Geschichtsforschung, die Frauen in historischen Prozessen sichtbar machen will, nicht allein die für die gesellschaftlichen Lebensbedingungen von Männern (nach heutigen Standards!) wichtigen Bereiche Arbeit, Einkommen, Schicht- und Klassenzugehörigkeit u.ä. durch biosoziale wie Kinderzahl, Lebensalter, Reproduktionsbedingungen erweitern, sondern auch das Zusammenwirken — oder Gegeneinanderstehen — dieser Bereiche verdeutlichen. Damit könnte der selbst in der Frau-

enforschung nicht selten begangene Fehler vermieden werden, den gesellschaftlichen Status allein nach einem einzigen Kriterium, (etwa Rechtsstellung oder Stellung im Arbeitsprozeß) zu bewerten; Mythen sind der Effekt solch einseitiger Betrachtungsweisen, die vom Goldenen Zeitalter weiblicher Berufstätigkeit im Mittelalter, oder auch den paradiesischen Zeiten des kretischen Matriarchats bis hin zum patriarchalen Massenmord an den Hexen der beginnenden Neuzeit reichen, keinesfalls jedoch eine angemessene — und zur politischen Aufklärung taugende — Wiedergabe der Macht und Ohnmacht von Frauen in vergangenen Gesellschaften bedeuten. Es wird viel von unserer Phantasie, besser: von unserer historiographischen Kreativität, aber auch von unserer Fähigkeit abhängen, Zusammenhänge zu erfassen, gegeneinander abzuwägen und aufzurechnen, um eine gerechtfertigte Einschätzung weiblicher Existenz zu ermöglichen, deren Grundlagen ja keinesfalls monokausal wiederzugeben oder zu erklären sind.
In diesem Zusammenhang gehört übrigens auch die neuerdings auftauchende Frage nach einer Revision der herrschenden Periodisierung, die ja in sich ein vornehmlich von der Geistesgeschichte geprägtes, lineares Geschichtsbild einschließt und tradiert, das wiederum aussschließlich an der (idealistischen) Entwicklung des männlichen Individuums orientiert ist. Ebenso, wie die herkömmlichen Analyse- und Interpretationskriterien sich für die Existenz von Frauen in der Vergangenheit als inadäquat erweisen, ist auch das Instrument der Epocheneinteilung keinesfalls der Entwicklung weiblicher Individuen und ihrer Situation angemessen.
Die rein praktischen Konsequenzen einer derartigen Revision wären allerdings weitreichend — als theoretische Überlegung sollte diese Frage aber unbedingt weiterdiskutiert werden.

Was nun die Quellenbasis feministischer Forschungen anbelangt, so sind wir dabei, neue bzw. bislang dem Bereich „Frauen" zugeordnete (und damit als unwichtig aussortierte oder übersehene) Quellengattungen einer historiographischen Analyse zugänglich zu machen. Dazu zählen Haushaltsgeräte und Frauenkleidung ebenso, wie Haushaltsbücher, Privatbriefe, Tagebücher oder Memoiren. Auch durch das Einbringen von Lebenserinnerungen von Frauen mit Hilfe der „oral history"-Methoden können nun Bereiche aufgetan werden, die durch herkömmliche Materialien und Quellen kaum zu erfassen waren.[6] Ein ähnliches Heranziehen neuer Quellengattungen, insbesondere solcher, die den Lebens- und Erfahrungsformen von Frauen Rechnung tragen, ist allerdings für den vor-neuzeitlichen Bereich in diesem Ausmaß nicht möglich, abgesehen vielleicht von Materialien, die uns die Archäologie bereitstellen kann. Gerade für das Mittelalter ist hier mit interessanten, wenn auch nicht mit spektakulären Ergebnissen zu rechnen, da etwa für den Alltagsbereich die noch in den Kinderschuhen steckende Mittelalter-Archäologie gerade beginnt, erste Ergebnisse vorzustellen. Im übrigen kann auch hier nur eine in unserem Sinne revidierte Fragestellung verhindern, daß Wertungen und Aussonderungen vorgenommen werden, die wichtige Gebiete der Frauengeschichte diskriminierend beiseite lassen und ignorieren. Was aber das bestehende Quellenkorpus gerade hinsichtlich der Textquellen aller Art anbelangt, so sind hier die „altgedienten" traditionellen Quellenmaterialien durchaus ergiebig; die bislang — für unser Erkenntnisinteresse — sehr zögernde Bearbeitung läßt Überraschungen erwarten.
Dabei spielt nicht zuletzt eine große Rolle, daß die im 19. Jahrhundert herausgebildeten Geschlechtscharaktere (Mann = Kultur, Frau = Natur) für frühere Epochen nicht in derselben Weise zu finden sind. Sie entwickelten sich nämlich auf dem Hintergrund der Trennung des Lebensraumes von Männern und Frauen, der in früheren Epochen einheitlich war. Mit der Trennung von Arbeits- und Wohnstätte wurden die Arbeits- und Wirkungssphären von Männern und Frauen, also auch ihre Erlebnis- und Erfahrungsbereiche, voneinander getrennt. Die außerhäusliche, „dem Mann zugeschriebene (Arbeits-) Welt, die nun Öffentlichkeit genannt wurde, stand von jetzt an dem „privaten", innerhäuslichen Handlungs- und Lebensraum gegenüber, der den Frauen zuge-

wiesen wurde. Als vergleichsweise neue Errungenschaft der industriellen Männergesellschaft sind solche Zuschreibungen deshalb in früheren Gesellschaften nicht zu finden, was hinsichtlich der Lebensumstände von Frauen in der ferneren Vergangenheit auf interessante Quellenbestände hoffen läßt.
Dieser Befund mag allerdings in größerem Umfang für diplomatische und Rechtsquellen gelten, also einem Bereich entstammen, in dem auch Frauen der vorneuzeitlichen Gesellschaften bestenfalls als Minderheit vertreten waren, wenn auch in größerem Umfang, als die moderne Sekundärliteratur uns glauben machen will oder auch, als Frauen heute in der Öffentlichkeit vertreten sind.
Was die — qualitativ ergiebigeren — erzählenden Quellen (religiöser, philosophischer, literarischer oder chronikalischer Art) anbelangt, so ist auch hier noch ein weitgehend unbeackertes Feld zu erschließen. Dabei muß in erhöhtem Maß darauf geachtet werden, daß der Zugang von Frauen zu Schrift und schriftlichen Zeugnissen in den vorneuzeitlichen Epochen durchweg extrem eingeschränkt ist und die überwältigende Masse der schriftlichen Zeugnisse der Feder (oder sonstigen Schreibgeräten) von Männern entstammt. Da diese notwendig ein idealisiertes oder abwertendes, in jedem Fall aber durch den männlichen Blickwinkel deformiertes Bild von Frauen und den gesellschaftlichen Verhältnissen widergeben, sind solche Texte unter strenger Beachtung der quellenkritischen Methodik anzugehen. Durch Offenlegen der Entstehungsbedingungen dieser Quellen, durch die Aufnahme von Autorenintention, Textfunktion, Publikumsinteresse, literarische Traditionen sowie Überlieferungsbedingungen in unsere Schlußfolgerungen und Interpretationen können wir ihnen aber durchaus nützliche Informationen entnehmen. Dadurch bewegen wir uns aber auch nahe an literaturhistorischen, literaturtheoretischen und sprachwissenschaftlichen Fragestellungen. Gerade für den Bereich der vor-neuzeitlichen Geschichtsforschung muß die enge Zusammenarbeit mit den Nachbardisziplinen Literatur- und Sprachwissenschaft an vorrangiger Stelle stehen.
Jedoch hat sich in der jüngeren Vergangenheit gezeigt, daß gerade hinsichtlich der Erarbeitung von feministischen Fragestellungen und Interpretationsansätzen die Kriterien und Vorgehensweisen der traditionellen Mediävistik und Altertumsforschung Frauen als historischen Subjekten nicht gerecht werden — das o.g. Beispiel einer Analyse mittelalterlicher Ehepraktiken und -normen ist dafür symptomatisch.
Ebenso wie die einseitig männerorientierte Geschichtsideologie war für ein Verständnis des Beitrags von Frauen zur Geschichte die Tatsache hinderlich, daß gerade die „ältere" Forschung ihren Gegenstand, die „vergangenen Gesellschaften, als *lineare* Vorläufer der modernen Industriegesellschaft sah und Kontinuitäten konstruierte, durch die Strukturen und Organisationscharakteristika dieser Gesellschaften mit modernen Kriterien und Maßstäben bemessen, beurteilt und dargestellt wurden. Die dadurch entstandene Reduzierung von Frauen — etwa auf Familie und „Privatbereich" — habe ich bereits kritisiert; die Verkürzung der geschichtlichen Perspektive insgesamt entlarvt u.a. Beate Wagner so: „Mit der Antike . . . beweisen zu wollen, daß das, was heute ist, schon immer war, . . . ist schlichte Ideologie . . . Weder läßt sich mit der Antike beweisen, daß die Frauen immer schon ihren Männern unterlegen waren, noch daß sich die heutige Unterdrückung von Frauen in direkter Linie von den Griechen herleitet. Es geht allein um ein Verständnis für das „Fremde" und „Andersartige" von Gesellschaften in der Vergangenheit und um die Kenntnis des jeweiligen Bedingungsgefüges, das die Rolle der Frau bestimmt." (Beate Wagner 1982, S. 9)
Hier empfiehlt sich die Einführung einer ethnographischen Sichtweise in die Geschichtswissenschaft, da gerade Ethnologie und Ethnographie (im Sinne einer „social anthropology") der sozialen Organisation des Alltagslebens unter — wenn auch z.T. androzentrischer[7] — Beachtung der Geschlechterbeziehungen ihre Aufmerksamkeit widmen und damit Bereiche erfassen, die die Lebensbereiche von Frauen einschließen. (Carol Mac Cormack 1981)
Mit Hilfe einer solchen auf die Binnenstrukturen vergangener Gesellschaften angewandten Sicht- und Erkenntnisweise könnten wir das Zusammenwirken von „männli-

chen" und „weiblichen" Lebensbereichen *damals* verstehen und der allzu einseitig auf Veränderung starrenden Geschichtsforschung eine neue Richtung geben, um die bislang vernachlässigten, von Frauen besetzten Bereiche, die sich häufig eher langsam und unspektakulär verändern, in die historiographische Forschung aufzunehmen. Im Gegenzug wird uns die Erfahrung der grundlegenden Veränderungen, die die europäischen Gesellschaften und Kulturen durchliefen und die uns als heute Lebenden und in der historiographischen Tradition Forschenden bewußt ist, die Vermeidung von Biologismen erleichtern, vor dem moderne amerikanische Anthropologinnen warnen (Rosaldo 1980), um einen notwendigen Skeptizismus erwirken.

Wie erfolgreich diese neue Sichtweise gerade für die Frauenforschung sein kann, hat neuerdings die französische Historikerin Mireille Laget aufgezeigt. Ausgehend von der Erkenntnis, daß selbst Universalien im menschlichen Leben nicht zu Biologismen abgewertet werden dürfen (Rosaldo 1980, S. 397), nahm sie sich den ureigensten Lebens- und Erfahrungsbereich von Frauen, den Geburtsvorgang nämlich, zum Gegenstand einer historiographischen Untersuchung.

Sie zeigt dabei nicht nur, daß „natürliche", biologische Gegebenheiten der menschlichen Reproduktion in hohem Maß von Kultur überformt und geprägt sind — von technischen Erkenntnissen und medizinischem Wissen bis hin zu Normen, Vorstellungen und Erwartungen des gesellschaftlichen Umfeldes wirken alle Bereiche gesellschaftlicher Organisation in diesen Akt des Gebärens und Geborenwerdens mit hinein. „La femme en couches est dépendante, non seulement des règles biologiques qui déterminent le déroulement de l'acte, mais encore la pression représentée par la famille, la communauté, l'intervention médicale, le pouvoir étatique et réligieux, instances dont le poids conditionne les gestes, les paroles, les sentiments même, et qui commandent le mode d'insertion de l'entfant à naitre" (Mireille Laget 1982, S. 321). Darüber hinaus machte sie deutlich, wie der Geburtsvorgang (ebenso wie andere sozio-biologische Vorgänge, etwa Krankheit oder Tod) als zentrale Ereignis den Charakter einer Gesellschaft oder Kultur offenlegt, gleichzeitig aber auch an allen Veränderungen der Gesellschaft beteiligt ist und sich zusammen mit der gesamten sozialen Organisation verändert.

Sie belegte damit schließlich, daß die, die an diesem zwischen Natur und Kultur angesiedelten Ereignis spezifisch beteiligt sind — die Frauen nämlich —, selbst in ihrer biologischen Rolle in sämtliche sozialen Prozesse integriert und damit am kulturellen Wandel maßgeblich beteiligt sind.

Desweiteren kann der ebenfalls der „Social *Anthropology*" entstammende interkulturelle Vergleich eine Distanz zu den hier und heute herrschenden Bedingungen und Wertvorstellungen ermöglichen, die allein die Wahrnehmung andersartiger Strukturen in antiken und mittelalterlichen Gesellschaften erleichtert und so die gedankenlose Übertragung heutiger Vorstellungen auf die Vergangenheit verhindert. Gleichzeitig stellt dieses Vorgehen eine Interpretationshilfe bereit, indem durch Analogieschlüsse, ausgehend von Ähnlichkeiten mit noch lebenden Kulturen, die bruchstückhafte Überlieferung in den *historischen Quellen* erweitert und ergänzt werden kann zum Bild einer in sich zusammenhängenden Gesellschaft. Deren Funktionieren würde so leichter versteh- und interpretierbar, und damit könnte auch der Ort der Frauen im Gefüge der sozialen Organisation, dort, wo wir kaum oder zu einseitige Nachrichten über sie haben, rekonstruiert und wiedergefunden werden.

So wird schließlich deutlich, daß nur ein interdisziplinäres Vorgehen auf dem Hintergrund des „anderen Blickes" unseren Bedürfnissen nach Historisierung weiblicher Existenz gerecht werden kann. Mangelhafte institutionelle Verankerung, mangelnde personale Begleitung bei unserer Suche nach den Frauen in der Geschichte mag die Ausführung dieser ohne Zweifel ehrgeizigem Maxime feministischer Geschichtsforschung noch einige Zeit behindern oder gar verunmöglichen. Allerdings kann uns das Echo auf die wenige bisher geleistete Forschungsarbeit ermutigen, die Wirkung unserer Versuche nicht allzu pessimistisch einzuschätzen. Wichtig ist dabei aber, daß das, was wir forschen und der Öffentlichkeit zugänglich machen, unseren emanzipatorischen Interessen nützt — und dazu brauchen wir eine phantasievolle Methodik und grenzenlose Theorien!

Anmerkungen

1) *Kritik dazu vom linguistischen Standpunkt aus äußert Luise F. Pusch, in: Basler Magazin Nr. 23, S. 6/7*

2) *Über den Bruch in der Wahrnehmung und Darstellung von Reproduktionsfunktion und -arbeit von Frauen siehe (Gisela BOCK/Barbara DUDEN, in: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, S. 118-200)*

3) *Das Verhältnis von Feminismus und Sozialgeschichte stellen u. a. kritisch dar (Sally ALEXANDER/Anna DAVIN, in: History Workshop 1, 1976, S. 4-6)*

4) *Für den mittelalterlichen Bereich stellt Régine PERNOUD, die Bedeutung der Veränderung von Haushalt und familiären Zusammenleben für die gesamte Gesellschaft dar (S. 79 ff.).*

5) *Übersetzung des Zitats von mir.*

6) *dazu mehrere problematisierende Beiträge in: (Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 5) München 1981; zu „oral history" auch (Clio was a woman — studies in the history of American Womenm, Washington 1980, bes. Kapitel VII)*

7) *Kritik an Androzentrismen in der „social anthropology" äußert Susan C. ROSERS (1975)*

8) *Eine Umsetzung dieser Gedanken leistete Beate WAGNER (1982) für eine Analyse der Lebensumstände der Frauen in der frühgriechischen Gesellschaft. Sie konnte zeigen, daß mit dieser Methode die Theorien über matriarchale Kulturen in diesem Zeitraum — gegen den Strich gelesen — sich historisieren und korrigieren lassen*

Literatur

ALEXANDER, Sally/DAVIN, Anna: Feminist History, in: History Workshop 1, 1976, S. 4-6

de BEAUVOIR, Simone: Das andere Geschlecht — Sitte und Sexus der Frau, Reinbek b. Hamburg 1965

BOCK, Gisela/DUDEN, Barbara: Arbeit aus Liebe — Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin 1977, S. 119-200

BOCK, Gisela: Historische Frauenforschung — Fragestellung und Perspektiven, in: Karin Hausen (Hrg.): Frauen suchen ihre Geschichte, München 1983, S. 22-60

BOVENSCHEN, Silvia: Über die Frage: Gibt es eine weibliche Ästhetik? in: Ästhetik und Kommunikation 25, 1976, S. 60-75

DAVIS, Elisabeth Gould: Am Anfang war die Frau, München 1977

DEUTRICH, A/PURDY, V. C. (Hrg.): Clio was a woman — studies in the History of American women, Washington 1980

DUBY, George: Le chevalier, la femme et le prêtre, Paris 1981

GERHARDT, Marlies: Über Macht und Ohnmacht, in: Claudia Opitz, (Hrg.): Weiblichkeit oder Feminismus, Weingarten 1984 (im Druck)

HAUSEN, Karin: Women's History in den Vereinigten Staaten, in: Jürgen Kocka (Hrg.): Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, 7. Jahrgang, Heft 3/4, Göttingen 1981

KIRCHNER, M.: Die deutschen Kaiserinnen in der Zeit von Konrad I. bis zum Tode Lothars von Supplinburg, Berlin 1910

KÖSTER, Paul-Heinz: Deutschlands Dichter und Denker, München 1982

LAGET, Mireille: Naissances — L'accouchement avant l'âge de la clinique, Paris 1982

MAC CORMACK, Carol P.: Anthropology: A Discipline with a Legacy, in: D. Spender, (Hrg.): Men's Studies Modified, Oxford, New York 1981, S. 99-109

PERNOUD, Régine: La femme au temps des cathédrales, Paris 1980

PUSCH, Luise F.: Weibliches Schicksal aus männlicher Sicht — Über Syntax und Empathie, in: Basler Magazin (Wochenendbeilage der Basler Zeitung vom 11. Juni 1983) Nr. 23, S. 6/7

RICH, Adrienne: Denken wie Männer: Zur Funktion der Alibifrau . . ., in: Dagmar Schultz, (Hrg.): Macht und Sinnlichkeit, Berlin 1983

ROSALDO, M.Z.: The Use and Abuse of Anthropology: Reflexion on Feminism and Cross-Cultural Understanding, in: Signs, 5, 1980, S. 389-417

ROSERS, Susan C.: Female Forms of Power and the Myth of Male Dominance: A Mode of Female/Male Interaction in peasant scociety, in: American Ethnologist, 2, 1975, S. 727-56

WAGNER, Beate: Am Anfang war die Gebärmutter — Zum Bild der Frau in der Matriarchatsforschung, in: Sozialistische Politik und Wirtschaft, 14, 1982, S. 82-89

dies.: Zwischen Mythos und Realität: Die Frau in der frühgriechischen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1982

Christina Thürmer-Rohr

Der Chor der Opfer ist verstummt
Eine Kritik an Ansprüchen der Frauenforschung

I

Mitte der 70er Jahre drang die Frauenbewegung in eine Universität ein, die sich bis dahin — auch in diesem Jahrhundert — entweder als ehrwürdige Anstalt andächtig-fliessender Männerarbeit oder als Schauplatz vehementer Kämpfe unter Männern präsentiert hatte. Auch wenn Frauen an beiden Versionen der Wissensaneignung oder Wissenskritik teilgenommen haben, blieb das jeweilige Geschehen inhaltlich von Frauen unbeeinflußt.
Veränderungen entstanden nicht dadurch, daß einige universitäre Einzelkämpferinnen beschlossen, die „Frau" müsse nun Subjekt der Forschung und Objekt von Frauen-Forschung werden. Vielmehr hatte sich ein gesellschaftliches Bewußtsein, ein Vorwissen, eine Empörung unter vielen Frauen — vereinzelt oder damals noch meist gesammelt in den Frauenzentren — entwickelt, das vor der Tür der Wissenschaftsinstitutionen unmöglich abgelegt werden konnte, im Gegenteil hier einen eigenen Kampfort suchte und forderte.

Die erste Berliner Sommer-Universität für Frauen 1976 unter dem Thema „Frauen und Wissenschaft" war getragen von dem Selbstverständnis, Teil eines umfassenden Kampfes gegen Frauenausbeutung und -unterdrückung zu sein. Es war die Erwartung einer politischen Stärke, die aus dem Wissen um die *gemeinsame* Entrechtung aller Frauen und um die *gemeinsame* Zugehörigkeit zu der diskriminierten und ausgebeuteten Sexualklasse Frau resultieren würde. Dieser allgemeine und vereinigende Ausgangsort war Basis aller Forderungen für eine feministische Arbeit innerhalb der Universität, der Forderung nach Zurückweisung jeder Kontrolle über die Aktivitäten von Frauen durch männliche/staatliche/bürokratische Machtmittel und nach einer antihierarchischen Struktur des Wissenserwerbs und der Wissensvermittlung durch Frauen (Frauen und Wissenschaft 1977).
Frauenforschung war gleichbedeutend mit Widerstand. Sie barg Zündstoff in ihren Inhalten und in ihrer Form. Sie bedeutete Verweigerung der Anpassung an die erwünschte Frauenrolle, an die erwartete Berufsrolle und an die herrschenden Lehrmeinungen und Forschungsmethoden. Sie wollte an die Kämpfe von Frauen außerhalb der Universität anknüpfen, wollte sie ausfindig machen, wo sie unsichtbar waren.
Sie wollte grundlegende Veränderungen des Wissens und der persönlichen und politischen Identität dadurch erreichen, daß Frauen selbst ihre Sache in die Hand nehmen, die ihnen aus den Händen genommen worden ist oder die nie in ihren Händen lag. Das war nur denkbar in offenem Protest gegen die Lügen und Verdrehungen, die aus der von Männern beherrschten Forschungspraxis stammten und die es, was Frauen betraf, mit der Wahrheit nicht gerade ernst genommen hatte. Ziel war es, zu einem Wissen zu kommen, das *allen* Frauen prinzipiell verfügbar sei. Grundlage war die Überzeugung, daß ein Wissen über die Realität von Frauen *überall* erarbeitet werden könne, wo auch immer Frauen sich befinden — nicht nur innerhalb der Mauern von Hochschulen —, daß Frauenforschung überall da stattfinde, wo Frauen sich mit ihrer Situation in dieser Gesellschaft aktiv auseinandersetzen und daß jede Frau ein Repertoire an Wissen besitze, das realitätsnäher und damit „wissenschaftlicher" sei als alles, was Männer bisher über Frauen herauszufinden gemeint hatten. Das war der Inhalt des Satzes: Das Persönliche ist politisch *und* wissenschaftlich (s. z.B. Bock 1977).

Die „methodischen Postulate zur Frauenforschung", von Maria Mies 1978 veröffentlicht, waren weiterhin Ausdruck einer optimistischen Phase der Frauenforschung. Die

Postulate formulierten, fundierten, strukturierten, was viele Frauen wollten und versuchten. Sie wirkten gegen immer wieder auftretende Verunsicherungen. Sie enthielten Zusicherungen und Absicherungen. Sie sprachen vielen Frauen aus dem Herzen. Sie stärkten ihre Argumentation gegenüber denjenigen, die bestimmten Ideen einer feministischen Wissenschaft ignorant oder feindselig gegenüberstanden.
Es gab bereits vorher erbitterte Auseinandersetzungen, die mit dem Erscheinen der Postulate nochmals Boden erhielten: Zwischen „Staatsfeminismus" und Frauenbewegung (s. Stoehr 1978), aber auch zwischen denjenigen, die Frauenforschung zu betreiben begannen, ohne ihre Orientierung an Zielen der Frauenbewegung und ihren Zusammenhang mit politischen Aktionen und praktischer Arbeit in Frauenprojekten ernstzunehmen, stattdessen erstrangig das Ziel der Institutionalisierung und der curricularen Strukturierung „frauenspezifischer" Lehre verfolgten; und denjenigen, die die Impulse ihres wissenschaftlichen Interesses und Engagements primär aus einer außeruniversitären feministischen Praxis bekamen: Nur scheinbar ein Gegensatz zwischen Theoretikerinnen und Praktikerinnen. Vielmehr war es ein in den Sozialwissenschaften schon unter Linken alter erkenntnistheoretischer Streit über die Wege und die Quelle der Erkenntnis (Claus, Heckmann, Thürmer-Rohr 1974). Dieser bekam in der Frauenforschung eine neue Dimension. Denn „Praxis" war jetzt nicht mehr ein von der weiblichen Lebensrealität und den persönlichen Erfahrungen abgetrennter gesellschaftlicher Bereich, in den Frauen sich — sozialarbeiterisch oder stellvertretend politisch agierend — visitenartig hineinbegaben. Vielmehr umfaßte der Praxisbegriff die Tatsache, daß unsere Widersprüche zur gesellschaftlichen Wirklichkeit sich *auch* als Widersprüche in der eigenen Existenz, am eigenen Leibe realisierten ebenso wie in der Existenz aller anderen Frauen. Die Kluft zwischen eigener Erfahrung und fremder Theorie, eigener Erfahrung und fremder Praxis schob sich zusammen in der Lebenspraxis von Frauen, jeder einzelnen Frau, und führte zu dem Anspruch, diese zur politischen Praxis, zur Praxis des Angriffs auf patriarchale Machtstukturen, grundsätzlich gemeinsam mit allen anderen Frauen, werden zu lassen.

In der Kontroverse um diesen Praxisbegriff waren die von Maria Mies formulierten Postulate hilfreich, weil sie diejenigen Frauen stärkten, die unkonventionell und ungeschützt zu arbeiten sich trauten, die sich den „Betroffenen" näher fühlten als einer akademischen Pflichterfüllung, die sich außerdem selbst als Betroffene vorfanden und die sich und ihre Arbeitsweise tatsächlich verändern wollten.
Die Postulate wirkten aktivierend als das, was sie waren, als *politisch-moralische.* Einbrüche in der feministischen Forschungspraxis passierten, sobald die Gleichsetzung der politischen Ziele mit wissenschaftlich-*methodischem* Vorgehen befolgt wurde, eine Gleichsetzung, zu der nicht einfach unaufmerksame Leserinnen verleitet werden konnten, die vielmehr die explizite und zentrale Position der Thesen von Maria Mies ausmacht. Die „wissenschaftliche" und die „ethisch-politische" Seite feministischer Forschung wird im Sinne eines Sowohl-als-auch behandelt und wurde als inhaltsgleich rezipiert.
Die Postulate suggerieren der forschenden und sich auf Forderung vorbereitenden Leserin, sie seien im Untersuchungsprozeß tatsächlich einzulösen, das Geforderte sei machbar. Parteilichkeit wird „erreicht" (Mies 1978, S. 47), wenn die Forscherinnen ihre feministische Integrität unter Beweis stellt; es „wird ihr nicht schwerfallen" (S. 47), den Blick von unten wirklich zu haben, wenn die „menschlichen Gefühle" (S. 47) für die Frauen, die und mit denen zusammen sie untersucht, sie nicht verlassen: Die Aufhebung des wissenschaftlichen Herrschaftsverhältnisses (S. 48), die Bewußtwerdungsprozesse und die Korrektur der Wahrnehmungsverzerrungen auf beiden Seiten (S. 48), die Entwicklung des theoretischen Potentials der Untersuchten und eines kollektiven Frauenbewußtseins (S. 52), die Vergesellschaftung der Ergebnisse (S. 51) . . ., das sei alles möglich, das stelle sich her, gemeinsam.
Die Vermischung der moralischen und der methodischen Seite des Problems führte zu Mißverständnissen und Fehlleistungen, die ungeklärten Unmut auslösten, kaum aber

den Versuch systematischer Weiterverarbeitung. Die folgende Kritik ist nicht als eine indivuelle, an die Verfasserin der Postlate gerichtete, zu verstehen. Die Postulate repräsentieren vielmehr allgemeine Ansprüche empirisch-feministischer Untersuchungsarbeit, die in ihrer Grundtendenz auch in anderen Bereichen der feministischen Arbeit in ähnlicher Weise verbreitet waren und verbreitet sind.

II

Mir geht es um den Versuch einer allgemeinen Kritik an dem Umgang mit der Kategorie *Gemeinsamkeit;* einer Kritik am „Frauenleben" und den aus ihm fließenden gemeinsamen Besitz an identifikatorischen Prozessen, die scheinbar die persönlichen wie politischen Verbindungen unter Frauen herstellen. Die Zeit ist zwar vorbei, in der das „Wir — sind — alle . . . Hausfrauen, Mütter, Mißhandelte, Behinderte, Prostituierte, Lesben, Schwarze . . ." etc. noch Geltung hat: Das waren Beschwörungsformeln, um *zusammenzufinden* und die offensichtlichen Grenzen und Hierarchien unter Frauen zu überwinden, zu überspringen, auch zu übersehen. Da, wo sie nicht auf der Hand lagen, wurden — vorrangig auf Seiten der Untersucherin — enge Verbindungen im Bewußtsein herzustellen versucht; es war das Bemühen um eine Identifizierung mit der Lebenspraxis der Untersuchten, eine Art Ehrfurcht vor dem Leben der „fremden" Frauen: Meist ein Angleichungsversuch der Untersucherin, dem die Vorstellung zugrunde lag, nur wer die gleiche Wegstrecke gegangen sei oder beinahe gegangen wäre oder potentiell gehen könnte, könne sich verständigen oder sich vertrauen. Im „Frauenleben" wurde der gemeinsame Nenner, die gemeinsame Kompetenz und schließlich die Basis von Frauensolidarität gesucht.

Daß alle Frauen unterdrückt und ausgebeutet sind, ist aber eine so allgemeine Erkenntnis, daß sie sich nicht als tauglich erweist, um als Klammer, als Brücke in der Interaktion von Frauen, auch nicht der wissenschaftlichen Interaktion, zu dienen. Und daß „das Frauenleben" an sich so viele gemeinsame Erfahrungen berge, das läßt sich bei genauem Hinsehen selten halten. Je intensiver und persönlicher, je individueller und konkreter diese Interaktion wird — z. B. in biographischen Interviews, auf die ich mich im folgenden erstrangig beziehe,[1] desto deutlicher wird, daß eine allgemeine politsich-moralische Position sich nicht einfach in die persönliche wissenschaftliche Interaktion zwischen spezifischen untersuchenden und spezifischen untersuchten Frauen hineinverlängern läßt.
Untersucherinnen, die sich um die Umsetzung der Postulate bemüht haben, sind, je ernster sie sie nahmen, mehr oder weniger jämmerlich gescheitert oder zumindest bitter enttäuscht worden. Dieses Scheitern ist nicht mit dem Argument zu erklären, diese Frauen hätten alle die Postulate nicht richtig begriffen, hätten Fehler bei ihrer Anwendung gemacht, oder seien zu starr, zu unflexibel und zu autoritätsgläubig mit ihnen umgegangen.
Wenn eine Untersucherin den Anspruch der Ehrlichkeit an sich stellt, wenn sie der Asymmetrie des Untersuchungsverhältnisses entgegenwirken will, indem sie sich nicht nur als fragendes und zuhörendes Neutrum verhält, sondern ihre eigene Situation, ihre eigenen Reaktionen mitteilt, ihre Betroffenheit „einbringt", dann wird sie kaum umhinkommen, um einige überraschende oder schockierende Erfahrungen reicher zu werden: Die eine Gesprächspartnerin wird wortkarg, ist beim nächsten Gesprächstermin unpäßlich und läßt sich für den übernächsten am Telefon verleugnen; die andere Gesprächspartnerin fängt an, ihre Lebensgeschichte unübersehbar so zu frisieren, Fakten und Erinnerungen so zu selektieren und zu akzentuieren, daß sie dem vermuteten Konzept der Untersucherin entsprechen und ihr gefallen sollen; oder eine dritte wird offen widerspenstig und überrascht die parteiliche Untersucherin mit der Nachricht, in der nächsten Woche gedenke sie, ihren Mißhandler, den dritten in ihrer Geschichte, zu heiraten.

Die „Soziologinnen ohne Diplom" interessieren sich häufig nur schwerfällig und nur höflich für die eigene und kollektive Frauengeschichte. Ihre bedrängende Gegenwart und ihre unsichere Zukunft, die Regelung der Sozialhilfe, die Wohnungssuche, die Krankheit, der neue Freund oder das neue Alleinleben sind mit viel intensiveren Interessen besetzt. Auch wenn sie ihr Einverständnis zu lebensgeschichtlichen Gesprächen wohlüberlegt und glaubwürdig gegeben haben, ist es für sie oft mühsam, sich an Details ihrer Kindheit, Jugend, Ehekrisen etc. erinnern zu sollen, rückwärts zu denken und sich rückwärts anzustrengen. Und selbst wenn die Untersucherin, um die angedeuteten Probleme minimal zu halten, auf eine bewährte Beziehung zurückgreift, z. B. ihre eigene Mutter zum Gegenstand einer biografischen Untersuchung macht, wenn also die Tochter als eine 20jährige Zeugin des Alltagslebens einer Frau zu deren Untersucherin wird, mit ihrer eigenen Geschichte in deren Lebensbedingungen involviert, und beide sich von den intensiven Gesprächen Veränderungen, Aufschlüsse, neue allgemeine Erkenntnis verprechen (Bürmann 1980): Auch in diesem Untersuchungsverhältnis bleiben die inhaltlichen Interessen an der Untersuchung verschieden: Während die Autorin und Tochter nach Gesetzmäßigkeiten, nach Begründungen und logischen Zusammenhängen sucht, freut sich die Mutter, daß ihre Tochter endlich wieder soviel Zeit für sie hat und daß sie ihr beim Fertigstellen einer wissenschaftlichen Arbeit behilflich sein kann (Hildebrandt, Strezelczyk 1980).

Die Untersuchten fangen auch an, orientiert an ihnen bekannten gesellschaftlichen Beziehungsmustern, von der Untersucherin eine professionelle oder eine persönliche „Rolle" zu erwarten, die die Untersucherin nicht erfüllen kann oder will. Sie wird konfrontiert mit sozialarbeiterischen, therapeutischen oder mit persönlichen Freundschaftsansprüchen, die sich aus der jeweiligen Konstellation ergeben können, die die Untersucherin überfordern, ob sie nun ein termingebundenes wissenschaftliches Produkt zu erstellen hat oder nicht.

Werbeaktionen werden in Gang gesetzt, um die Untersuchte wieder zugewinnen und gesprächsbereit zu halten. Das verlangt oft eine Überanpassung der Untersucherin, übermäßige Zurückhaltung oder ein gespieltes Interesse an alltäglichen situativen Details, das Mitkreisen um Probleme, die jenseits der — häufig gemeinsam erarbeiteten — Untersuchungsfragen liegen, Übervorsicht und Rücksicht: nicht zu häufig, aber auch nicht zu selten um den nächsten Gesprächstermin nachsuchen, weder Aufdringlichkeit noch Desinteresse signalisieren (Wolf, Vormary 1982).

Oder die Untersucherin meint, den Anspruch auf Betroffenheit und auf Abbau von Hierarchie und Abkehr von wissenschaftlicher Ausbeutung zu realisieren, indem sie ihre eigenen Fragestellungen an die Untersuchte so behandelt, als seien sie eigentlich illegitim.

Sie gibt sie bereitwillig aus der Hand. Oder sie verliert sie einfach aus dem Auge. Nachdem sie sie anfangs klar formuliert und begründet hat, entgleiten sie ihr oder läßt sie sie entgleiten in dem Moment, wenn sie sich auf ihre Gesprächspartnerin einläßt. Sie taucht jetzt gleichsam in deren Leben ein; sie identifiziert sich bis hin zur eigenen vorübergehenden Unkenntlichkeit. Sie geht selbst auf in der anderen Geschichte, sie verliert sich selbst in ihr, sie kann nicht mehr unterscheiden. Sie verschwindet mit ihren eigenen Interessen, sie macht die Interessen der anderen Frau vorübergehend zu den ihrigen. Ihre eigenen Fragen werden irrelevant in dem Moment, wenn die andere nicht auch diese Fragen an sich selbst stellt. Die Untersucherin fragt nicht mehr, sondern schließt sich an. Sie bestätigt. Wenn sie sich nun an die Darstellung, an das Ordnen und Sortieren einer so erkundeten Geschichte macht, stellt sie fest, daß nicht nur ihre Fragen ihr entglitten sind, sondern auch ihre eigenen Bewertungen. Sie versteht, aber sie wertet nicht mehr. Sie unterschätzt sich selbst als bewertendes Subjekt, das sie ja geblieben ist. Sie ordnet sich der Dramatik oder dem Elend der anderen Realität unter, läßt sich von ihr erschlagen, erlebt sich selbst einerseits als inkompetent, um so etwas wie eine Analyse dieses Lebensausschnittes zu versuchen. Andererseits neigt sie gleichzeitig dazu, ihre Abstinenz gegenüber einer Analyse, die immer auch Bewertungen enthält und enthalten muß, „irgendwie" als eigenen moralischen Vorzug, als besondere

Qualität des Sich-Zurückstellens zu rechtfertigen. Sie fürchtet, durch eigene Beurteilungen und Entscheidungen Gewalt auszuüben und bleibt so passiv.
Oder die Untersucherin, die betroffen und parteilich mit dem „Blick von unten" das Schicksal der untersuchten Frauen aufzunehmen beginnt und zu erkunden bereit ist, stellt fest, daß ihre Betroffenheit kein verläßlicher und konstanter Zustand ist, keine „methodische" Basis ihres Vorgehens. Sie beobachtet vielmehr bei sich höchst widersprüchliche und schwer kontrollierbare Gefühle. Diese reichen von der totalen Identifikation, von Mitleid und spontaner Sympathie, von plötzlicher Wut und unterschwelligem Ärger — z. B. über die ständig wiederkehrende Unterwerfungsbereitschaft der Untersuchten — bis hin zu Desinteresse und Überdruß. Die Art der Betroffenheit oder Nicht-Betroffenheit ändert sich in subtiler Abhängigkeit von der Situation, in der die Untersucherin sich selbst befindet, von ihren eigenen politischen Ansprüchen, die sich weiterentwickeln, präzisieren und verändern, von der Menge an Elendsgeschichten, die sie schon in Erfahrung gebracht hat, von ihren eigenen Kompensationsmöglichkeiten. Wenn die Untersucherin vor oder während der Arbeit einschneidende Veränderungen ihres eigenen Lebens vornimmt, sich z. B. endgültig von ihrem Freund trennt und intensive existentielle Erwartungen an sich und an andere Frauen zu stellen beginnt, oder wenn sie sich in einer ganz neuen heilen Ehe befindet, die sie keinesfalls angetastet sehen möchte, oder wenn sie in einer Beziehung lebt, in der sie friert, kümmert und bleibt, dann wird die Biografie einer depressiven oder einer mißhandelten Frau sie in höchst unterschiedlicher Art und Stärke treffen und betreffen, berühren oder behinderten, aufregen oder kalt lassen.

Betroffenheit stellt sich ein über das Entdecken von Parallelen, über Aha-Erlebnisse der Nähe zu Situationen, in denen die eine ist und die andere war, denen sie knapp entkommen ist oder in die sie demnächst auch geraten könnte. Betroffenheit ist kein Dauerzustand. Als Dauerzustand ist er einer, der offenbar überwunden werden will durch aktivere Gegnererfahrungen. Wenn „Betroffenheit" zur Kardinalmotivation der Arbeit gemacht wird, und sie klingt ab, dann bleibt nur noch das pflichtmäßige Absolvieren einer Aufgabe übrig, oder auch das einfache Abschlaffen, der Verlust des engagierten Interesses. Meist wird dieses Abebben der emotionalen Beteiligung als eine persönliche Insuffizienz erlebt, als Beweis der nun doch entlarvten eigenen Frauenfeindlichkeit und als Unfähigkeit, überhaupt parteiliche Arbeit mit Frauen leisten zu können (s. Thesen zu den Begriffen Betroffenheit und Parteilichkeit 1980).

III

Hier handelt es sich nicht einfach um Pannen. Es waren „menschliche Gefühle", die von der Untersucherin gefordert waren. Solche Gefühle sollen *methodische* Voraussetzungen wissenschaftlicher Arbeit sein. Ohne diese Gefühle verändert sich deutlich deren Qualität: Interviews werden oberflächlicher, die Gesprächspartnerin verliert Interesse, fühlt sich nicht mehr richtig akzeptiert, vielmehr indirekt kritisiert und unter feministischer Kontrolle (Hörster, Homann 1982).
Was findet hier statt? Fehler der Untersucherin? Untersucherinnen, die sich einfach unsensibel oder indiskret in der Gesprächsführung benehmen? Untersucherinnen, die sich statusgleich verhalten wollen, die vorsichtig zu verstehen geben, daß sie gewisse Entscheidungen der anderen Frau ungut finden, sie aber nicht verwerfen und kritisieren wollen, weil sie die andere in ihrer Eigenständigkeit zu akzeptieren versuchen, und dennoch — oft bereits durch ihr bloßes Erscheinungsbild, durch monoverbale Reaktionen — nicht umhin kommen, ihr zu vermitteln, daß *ihnen* an Veränderungen gelegen ist. Damit üben sie einen Veränderungsdruck aus, den sie gar nicht zu kontrollieren in der Hand haben und dem die Untersuchte sich verbal unterwirft oder dem sie sich entzieht.

Die Untersuchungsarbeit steht erst mal gar nicht sichtbar „im Dienst der Aufhebung von Unterdrückung und Ausbeutung" (Mies 1978, S. 48), sondern ist zumindest im Stadium der Materialerhebung bestimmt von Aufgaben höchst weiblicher *Beziehungsarbeit.* Diese hat erstrangig den Beziehungsansprüchen der untersuchten Frau zu entsprechen, es sei denn, die Beziehung = Untersuchung bricht ab.
Feministische empirische Forschungsarbeit im Sinne von weiblicher Beziehungsarbeit zu bestimmen, ist aber sicherlich nicht das, was gemeint war. Es war der Versuch, das asymmetrische Forschungsverhältnis abzubauen und Gleichheit nicht nur abstrakt zu wollen, sondern auch in der konkreten Untersuchungsform herzustellen, die politische Seite der Gemeinsamkeit aller Frauen im und über einen sozialwissenschaftlichen Forschungsprozeß für alle Beteiligten erfahrbar zu realisieren: Das führt zu der Illusion, daß nun unter *Frauen* auf einmal alle Barrieren fallen könnten, daß das große Vertrauen und die schöne Schwesterlichkeit sich einstelle, die sich zumindest seit der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft kaum einstellte. Alle Abgrenzung, Konkurrenz, alle Frauenverachtung durch Frauen und alle Selbstverachtung, alle Idealisierungen, alle Hilflosigkeiten schlagen sich aber in konkreter Weise im Forschungsprozeß nieder. Abwehrmechanismen, Ängste, Projektionen, das gesamte Arsenal von Verdrängung, Verbarrikadierung, Verteidigung, Nicht-Hinsehen-wollen/können werden aktiviert. Sicher nicht nur auf Seiten der Untersuchten und gerade dann, wenn zwischen den Frauen Gemeinsamkeiten kenntlich werden, wenn die kulturellen, gesellschaftlichen und sozialisatorischen Bedingungen ihres Lebens Nähe und Ähnlichkeit ans Licht bringen, *zu* viel Ähnlichkeit, als daß sie ertragen werden könnte von denjenigen, denen es um bewußte Brüche mit der historischen Kontinuität weiblicher Anpassung geht. So können manche entdeckte Ähnlichkeiten an Strecken der eigenen Vergangenheit erinnern, von der die Untersucherin sich aktiv distanzieren will; und dafür sucht und will sie die Orientierung an Frauen, die etwas von „Widerständigkeit", „Selbstbewußtsein", „Stärke" verkörpern (Konrad, Schonefeld 1982).

Mir geht es nicht um eine Psychologisierung des Problems, vielmehr um die Unterscheidung zwischen Gemeinsamkeit/Betroffenheit/Parteilichkeit als *politische* Kategorien auf der einen Seite und dem *Erlebnis* von Übereinstimmung, Verbundenheit, Nähe, Sympathie auf der anderen Seite. Wir lebten in einer anderen Welt, wenn diese Unterscheidung entfallen könnte.
Die tatsächliche Divergenz zwischen politischen Zielen, feministischer Forschungsmoral und wissenschaftlich-praktischem Vorgehen ist in kaum einem Forschungsprozeß zu überwinden, und nicht nur mit dem Hinweis auf die bekannten institutionellen Zwänge. Auch ohne diese Zwänge besteht sie, nämlich in den Frauen und zwischen den Frauen, die sich innerhalb oder außerhalb einer Forschungsbeziehung begegnen. Die Ziele und Utopien über die Identität, die Integrität, die Ganzheit von Frauen und die Aufhebung von Unterdrückung sind nicht gesellschaftliche Wirklichkeit. Sie liegen entfernt von der Wirklichkeit der Untersuchung, denn die politisch-moralischen Forderungen sind Forderungen und nicht Realität. Dennoch bestimmen diese Ziele in unterschiedlicher, oft in unterscheidender und trennender Weise das konkrete Leben der einzelnen Frau. Und so sind sie offenbar nicht der Boden, auf dem gegangen, vorgegangen werden kann.
Die Forscherin soll sich nicht spalten in Untersuchende und Untersuchte, aber sie *ist* gespalten. Sie soll das gespaltene Sein zusammenfügen, aber sie *kann* das nicht. Sie soll den Blick von unten haben, aber sie *hat* ihn nicht bedingungslos und ständig. Die Forscherin soll sich mit der eigenen unterdrückten Gruppe identifizieren, aber sie *will* und *kann* sich mit bestimmten Individuen dieser Gruppe nicht identifizieren oder sie indentifiziert sich bis zum eigenen Verschwinden. Sie soll selbst „an den Kämpfen und Aktionen zur Frauenbefreiung teilnehmen" (Mies 1978, S. 49), aber *die* Kämpfe gibt es wohl nicht, und wo es Kämpfe gibt, kommen die unterschiedlichen Auffassungen über Ziele, Wege, Bündnisse etc. sehr schnell an die Oberfläche, Auffassungen, die nicht einfach austauschbare Meinungen sind, sondern ihren festen Boden in der Geschichte,

der persönlichen und sozialen Perspektive der einzelnen Frauen haben. Die Forscherin soll mit ihrer Arbeit „Praxisprozesse in die Richtung fortschreitender Emanzipation und Humanisierung vorantreiben" (Mies, S. 49), aber heute kann niemand wissen, was in unseren verkommenen Gesellschaften „fortschreitende Emanzipation" heißen kann und wir haben Grund, an unserem fortschreitenden Aufstieg zu zweifeln. Die Betroffenen sollen die unterdrückerischen Verhältnisse selbst untersuchen, die Forschungsinstrumente und -ergebnisse sollen an sie weitergegeben werden — wie wir es aus der Aktionsforschung der frühen 70er Jahre gelernt haben. Aber die „Betroffenen" teilen nur zu häufig das Interesse an den Forschungsinstrumenten nicht, sie versprechen sich wenig Vorteile von ihrer Beteiligung und nehmen die unterdrückerischen Verhältnisse in Übereinstimmung mit der herrschenden Logik oft als nicht unterdrückerische wahr oder richten sich in ihnen so gut wie möglich ein, um sich ein paar Vorteile der Anpassung zu sichern.

Solche Diskrepanzen sind zwar keine grundsätzlichen Argumente gegen die feministischen Ziele — auch wenn die alten Gewißheiten über diese Ziele abhandengekommen und die Ziele selbst wissenschaftlicher Untersuchung würdig sind. Das ist aber nicht Gegenstand dieses Beitrages. Vielmehr werfen diese Diskrepanzen ein Licht auf das Verhältnis von politischen Zielen und politischer Realität, von politischen Zielen und Forschungszielen, von Forschungsziel und Forschungsmethode und von feministischer Grundhaltung und empirischen Personen. Das *ist* nicht aus einem Guß.
Wenn ich da und da hinwill, muß ich so und so gehen. Ich kann mich aber unterwegs nicht so verhalten, als sei ich bereits in meinem Zielland. Um meine Richtung im Auge zu behalten, muß ich zwischen verschiedenen Wegen selektieren. Aber ich laufe tatsächlich durch ganz anders aussehende Gegenden, als es mein Zielland zu sein verspricht, und ich muß *hier* genau hinsehen, denn sonst verlaufe ich mich oder ich unterliege den Täuschungen einer Fata Morgana oder anderen illusionären Verkennungen. Und wenn ich genau hinsehe, bleibt mir nicht verborgen, daß hier viele herumlaufen, in verschiedenste Richtungen, in großen und kleinen Entfernungen voneinander und daß viele herumstehen an verschiedensten Orten.
Wenn die politische und die methodische Ebene vermengt werden, ist der Gefahr des Scheiterns oder der Verfälschung kaum zu entgehen. Wenn eine Untersucherin meint, die allgemeinen feministischen Forderungen in einer konkreten Untersuchung zu *erfüllen,* wird diese Untersuchung selbstgerecht und verlogen, ob der Untersucherin das selbst bewußt ist oder nicht. Sie muß, sie wird zu einem ideologischen Gerüst greifen und Rechtfertigungen und Fehlinterpretationen für das Nicht-Erreichte produzieren, die mit der Wirklichkeit nicht mehr viel zu tun haben können. Oder sie gibt auf.
Eine feministische Grundhaltung, eine feministische Moral ist zwar die Basis, um die patriarchale Sozialwissenschaft zu kritisieren und sich von ihr abzusetzen; sie ist der Ort, von dem allein aus wir die patriarchale Lebensrealität analysieren und durchschauen können und auch von dem aus wir empirisches Wissen über die Situation von Frauen in Erfahrung bringen, darstellen, erklären, begründen, verbreiten. Aber feministische Wissenschaft kann keine politischen Ziele erfüllen. Ihre Aufgabe und ihre Möglichkeit besteht darin, sich um eine möglichst sorgfältige, differenzierte und systematische Wiedergabe der Situation von Frauen — in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit — und um die Analyse und Erkenntnis allgemeiner Gesetzmäßigkeiten der patriarchalen Realität aus der Sicht von Frauen — in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit — zu bemühen. Sie kann damit ein Beitrag sein, patriarchale Realtität aufzudecken, Kompetenzen der Analyse zu erwerben und zu verbreiten, Veränderungen im Bewußtsein und Verhalten bestimmter Frauen zu spiegeln und zu unterstützen. Mehr kann sie nicht sein.

IV

Und so sind die Konsequenzen für eine *Methode* eher bescheiden. Der einzige Weg aus dem Dilemma scheint mir Ehrlichkeit zu sein. Die Untersucherin sollte sich entscheiden:

Eine Untersuchung kann das Ziel haben, die befragte Frau, und allein *sie* zu Wort kommen zu lassen. Die Untersuchung ist dann im Stadium der Bestandsaufnahme, der Materialerhebung nicht viel mehr als ein relativ begrenztes und wissenschaftsmethodisch keineswegs neues oder spezifisches Mittel, Frauen das Wort zu geben, die lange gar keine eigene Stimme in wissenschaftlichen und anderen Kontexten hatten: Nicht feministische Forschung, sondern Forschung durch Feministinnen: Um das zu tun, bedarf es *auch* relativ konventioneller professioneller Fähigkeiten und Kenntnisse — u. a. z. B. Kenntnisse der nicht-direktiven Gesprächsführung —, nicht aber eines Rückgriffs auf eine weibliche Mitgift, in der häufig die besondere identifikatorische Qualität weiblicher Kommunikation begründet wird. Es geht um eine Entmystifizierung bestimmter angeblicher Qualitäten von Weiblichkeit — hier des weiblichen Gesprächsverhaltens, des weiblichen Zuhörens — auf der Basis eines spezifischen *Identifizierungs*-vermögens. So ist das Zum-Sprechen-Bringen und Zuhören-Können eine zu *erlernende,* häufig neu zu erlernende Qualitfikation, die i.a. gerade nicht zum Repertoire weiblicher Tugenden gehört. Sie ist nicht ein Stück mitgebrachter Weiblichkeit. Denn gerade die weibliche Neigung zu einer sich ständig identifizieren wollenden Gesprächsbeteiligung bedingt eine höchst selektive Aufmerksamkeit und dient nicht unbedingt der Erkundung der anderen Lebensrealität. Sie ist egozentrisch in dem Sinne, daß sie immerzu nach Parallelen und Fäden sucht, nach dem Bei-mir-war/ist-das-auch-so . . . Eine solche Egozentrizität aber ist der Erweis von Selbstbeschränkung; auch eines Zurückschreckens vor dem ganz anderen und der Suche nach Bestätigung des Eigenen, vor allem auch der eigenen Grenzen. Alles, was nicht unmittelbar selbst angefühlt, selbst geschmeckt, selbst inhaliert, selbst betreten ist, ist das leicht zu übergehende und zu übersehende Fremde. So bleiben Frauen wieder häuslich, bei sich zu hause, auf ihrem eigenen vertrauten Terrain. Der Erfahrungsbegriff bleibt eng. Unter solchen Voraussetzungen werden von der Untersucherin unwillkürliche Akzente gesetzt, die nicht primär die Situation der anderen Frau, sondern ihre eigene charakterisieren.

Dieses Identifizierungsvermögen selbst ist eine höchst fragwürdige Qualität. Zunächst ist sie eine Zuschreibung, eine Fähigkeit, die Frauen besitzen *sollen,* die zweifellos der Kommunikation mit Männern dienlich ist, und die Frauen wohl auch erstrangig in der Kommunikation mit Männern anzuwenden gewohnt sind; aber sie ist gleichzeitig eine, die Frauen nicht unbedingt *haben* — vor allem nicht in der Kommunikation mit Frauen — oder die sie nicht unbedingt haben *wollen,* da sie der Norm weiblicher Einpassung entspricht. So tritt sie auch in dem Moment zumindest sehr gebrochen in Erscheinung, wenn Frauen sich von solchen weiblichen Zuschreibungen entfernen wollen und entfernt haben. Sie ist, wenn überhaupt, eine „weibliche" Fähigkeit, die wir längst nicht mehr so ohne weiteres als einen uns selbst dienlichen Vorzug bezeichnen können. Hinterrücks erfolgt bei ihrer unhinterfragten Hochschätzung eine Gleichsetzung von „weiblich" oder „frauenspezifisch" und feministisch, die wir gezwungen sind abzulegen. Unsere Identifizierungsfähigkeit ist eine Falle. Sie legt uns fest, schreibt uns fest auf ein Verhalten, das in anderen Arbeitszusammenhängen, z.B. in der feministischen Sozialarbeit, längst und ausführlich kritisiert worden ist (Zuerst z. B.: Frankfurter Sozialarbeiterinnen 1978; Sauerkirsch u. a. 1979).
Sofern es in der Untersuchung also primär darum geht, einen Ausschnitt aus fremder Realität aufzunehmen und zu begreifen, bedarf es einer mißtrauischen Auseinandersetzung mit den eigenen identifikatorischen Bereitschaften. Denn diese sind nicht einfach methodische Spezifika bzw. methodische Hilfen, sondern sie können die notwendige konzentrierte Aufmerksamkeit durchkreuzen und außerdem verhindern, daß im Ergebnis noch zu sortieren ist, wo die eine und wo die andere Frau sich befindet.

Die feministische Grundhaltung der Untersucherin kann also im Rahmen einer biografischen Erhebung nach meiner Auffassung nur auf eine sehr vermittelte und komplexe Weise zum Ausdruck kommen: in dem selbstbewußten aktiven Bemühen, Wege zu einer möglichst wahrheitsgemäßen Erkundung der anderen Realität zu finden; das be-

deutet Aneignung von methodischen Fähigkeiten, z. B. auch des Zuhörens und des Nachfragens, eine Art Dienstleistung auf Seiten der Untersucherin, in der sie einen Teil ihres Interesses, ihrer Neugierde am Lebenszusammenhang der anderen Frau realisiert, und zwar ohne die lediglich trennende oder vereinigende Dauerfrage an sich selbst: Was hat das mit *mir* zu tun; was bedeutet das für *mich?* Weiterhin heißt das, an die Untersuchung Fragen zu haben, Fragen nachzugehen, auf Fragen zu bestehen, sich selbst zuzutrauen, daß diese Fragen berechtigt sind, auch dann, wenn sie nicht identisch sind mit den spontanen Gesprächsäußerungen der Untersuchten. Die Untersucherin ist in einer solchen Untersuchung nicht eine andere Person wie außerhalb der Untersuchung; sie kann sich aber nicht breitseitig einbringen, sie kann nicht breitspurig auftauchen. Sie kann sich allenfalls dosiert ins Spiel bringen, vorsichtig, bescheiden und abwägend. Denn sie muß das Beziehungsverhältnis aufrechterhalten und sich eventuell mit normentsprechenden Erwartungen konfrontieren, die möglicherweise stark abweichen von ihren eigenen Ansprüchen an sich selbst und die andere Frau. Diesen Widerspruch kann sie nicht aus der Welt schaffen. Und das bedeutet eventuell auch, Beziehungsregeln für die Untersuchung durchzuhalten, derer sie sich in anderen Lebenszusammenhängen entledigt hat. Aber die Untersucherin ist mit abhängig von den Erwartungen der Untersuchten an sie und kann diese Erwartungen grundsätzlich nicht im Untersuchungsprozeß einschneidend verändern.
Die Untersuchung bleibt zentriert auf die Untersuchte. Das ist auch deren Recht und ist schon relativ viel. Die Untersuchung bleibt damit aber abstinent gegenüber den Differenzen, d.h. sie thematisiert sie nicht in der Gesprächssituation selbst. Wenn die Untersucherin allerings das Erkundete sortiert und interpretiert, kann sie das nicht tun, ohne die eigenen feministischen Positionen ins Spiel zu bringen; das heißt nach meiner Auffassung, sich nicht auf das Aufsuchen und Verstehen gemeinsamer, fast gemeinsamer etc. Erfahrungen zu beschränken und sich auf diese Prioritäten zu konzentrieren, vielmehr heißt das auch, Differenzen zu benennen. Weil es *die* feministische Position nicht gibt und *die* Feministin auch nicht, kann die Untersucherin nur versuchen, ihre eigene Position klar zu machen, den Ort, von dem aus sie die andere Geschichte sehen kann. Sie muß die Orte trennen. Sie muß sich trennen und selbst in Aktion treten. Das ist oft deswegen nicht einfach, weil die eigenen Positionen nicht selten während der Untersuchung durcheinandergeraten. Sie beginnen sich zu mischen mit denjenigen der Untersuchten. Die Untersucherin ist oft geneigt, Interpretationsmuster der Untersuchten zu übernehmen, ihre eigenen unterzuordnen, zu verstecken, zu vergessen oder verschwimmen zu lassen. Sie wird also jetzt wiederum konfrontiert mit ihrer eigenen Identifizierungsneigung und mit der Frage, wem diese nützlich ist.
In einer so angelegten Untersuchung wäre im Untersuchungsprozeß selbst die Hierarchie des Untersuchungsverhältnisses nicht aufgehoben. Untersuchende und Untersuchte wären weder Freundinnen noch Schwestern noch Verbündete, sondern das, was sie sind: Untersuchende und Untersuchte.

V

Ein anderer Weg könnte sein, in die biografische Untersuchung von vornherein die politisch-methodischen Probleme der Interaktion zwischen untersuchender und untersuchten Frau in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit einzubeziehen. Das würde bedeuten, daß die Untersucherin zwei Untersuchungsobjekte hätte: Ihr Gegenüber und sich selbst. Sie selbst wäre von vornherein, d. h. bereits während der Gesprächsphasen, nicht nur als Fragende und Zuhörende zugegen, sondern auch als Reagierende: Das ist sie in dem zuvor dargestellten Fall natürlich auch, aber dort *thematisiert* sie ihre eigenen Reaktionen nicht, vielmehr bemüht sie sich, sie zugunsten der Konzentration auf die Gesprächspartnerin soweit wie möglich im Hintergrund ihres Bewußtseins stehen zu lassen. Die zuvor beschriebene Abstinenz gegenüber den eigenen expliziten Äußerungen bliebe zwar auch jetzt bestehen: Die Untersucherin nimmt die Geschichte der anderen Frau auf, ohne ihre eigene oder ihre eigenen Assoziationen zu parallelen Er-

fahrungen darzubieten. Sie hält sich auch hier zurück. Aber sie konzentriert ihre Aufmerksamkeit auf die Inhalte, die sie von der anderen erfährt und aufnimmt, *und* zugleich auf ihr eigenes Aufnahmesystem. Es ginge hier darum, genau hinzusehen, was sich unter welchen Voraussetzungen in dem Untersuchungsverhältnis ereignet; den Übereinstimmungen und Differenzen und deren persönlich-emotionalen Äquivalenten, den Betroffenheiten, Abgrenzungen, Gleichgültigkeiten entlang den Gesprächsinhalten, die von der anderen Frau bestimmt sind, nachzugehen. Bei einem solchen Vorgehen könnte vielleicht etwas mehr Licht in das komplizierte Funktionieren der identifikatorischen Tendenzen in der Interaktion zwischen Frauen, verschiedenen Frauen, gebracht werden; könnte etwas mehr Wissen entstehen über die Täuschungen und Selbsttäuschungen der „Sympathie" wie der Abgrenzung und Ausgrenzung, der inhaltlichen Seite der Betroffenheiten, des Ärgers oder des emotionalen Unberührtbleibens. Ein solches Unternehmen stößt allerdings vermutlich einmal auf Grenzen, die das politische Erkenntnisinteresse zum Verschwinden bringen könnten. Es könnte nämlich, wenn es nicht oberflächlich bleiben will, in psychische Details und Mikrokosmen hineingeraten, die der Intention der Fragestellung eigentlich gar nicht entsprechen. Weiterhin würde auch dieses Vorgehen als gemeinsame Arbeit von untersuchender und untersuchter Frau kaum realisierbar sein. Jedenfalls dann nicht, wenn sich hier Frauen mit verschiedenen politischen und sozialen Realitäten miteinander konfrontieren, anstatt solche, die sich eh einig zu sein meinen. Im ersten Fall aber ist ein gemeinsames Erkenntnisinteresse kaum vorstellbar. Denn eine alleinlebende Sozialhilfeempfängerin und Analphabetin mit fünf Kindern z. B. wird sich kaum für ihre eigenen Betroffenheiten der Untersucherin gegenüber interessieren können, vielmehr ihr ihre Geschichte anvertrauen einzig in der Hoffnung, von ihr praktische Hilfestellungen für ihre Lebensbewältigung zu bekommen.
So wäre auch hier die Hierarchie des Untersuchungsverhältnisses nicht zu überwinden. Das Untersuchungsinteresse richtet sich primär auf die Prozesse der untersuchenden Frau mit ihren ganzen weiblichen und feministischen und sonstigen Bewertungs- und Reaktionsgewohnheiten, auf die sinnliche Seite der monolitischen „Gemeinsamkeit" und „Betroffenheit", dieser ganzen ungeklärten Mixtur von politischen Ansprüchen, persönlichen Wünschen und Ängsten. Die andere Frau wäre mit ihrer Geschichte lediglich der Anlaß, sich diesem ganzen Wust etwas zu nähern. Entschädigt würde sie werden können durch den Versuch, ihr in ihrem Alltag punktuell zu helfen, mit den Kindern Schularbeiten zu machen oder ihr einen Brief aufzusetzen etc.
Die Identität von Untersucherin und Untersuchter auf beiden Seiten, beide ausgestattet mit dem gleichen Erkenntnisinteresse, dieser politische und methodische Idealfall, wäre praktisch wohl nur vorstellbar zwischen Frauen, die sich von ihrer Profession, ihrer sozialen Realität und ihrer Bewußtseinslage her in ähnlicher Situation befinden: Zwei feministische Untersucherinnen, die sich für die Basis und die Auswirkungen ihrer Ansprüche auf den Umgang mit politischen und persönlichen Differenzen interessieren: Nicht besonders interessant, denn übrig bleibe vermutlich ein Psychospiel zwischen Feministinnen. Das können wir uns aber ersparen.
Trotz der angedeuteten Hürden und unsinnig werdenden Abwege allerdings meine ich, daß grundsätzlich über einen solchen Ansatz nachgedacht werden könnte, einen Ansatz, der die *Bedingungen* von „Betroffenheit", von Identifikation wie von Abgrenzung im Rahmen biografischer Gespräche direkt ins Auge nimmt, ohne dabei in den Bereich der Psychoanalyse zu geraten; bzw. ohne die Erfahrungen als „Untersuchende und Betroffene" nur psychologisierend zu behandeln, vielmehr als Ausdruck eines politischen Verhältnisses zwischen verschiedenen Frauen.

VI

Mir geht es nicht darum, daß wir die Differenzen und Distanzen unter Frauen hinnehmen und uns auf die alten herablassenden und voyeuristischen Untersuchungsmodelle wiederbesinnen. Auch nicht darum, selbstgerechten und selbstgefälligen Bewertungen

das Wort zu reden. Ich will nicht Spaltungen zurückfordern und den auseinanderdividierenden kompetitiven Blick, die Kampfstimmung der Fernsehduelle oder das pluralistische Aufzeigen des großen Positionsspektrums in die Frauenforschung hineinholen. Aber wir sollten uns nicht die Legitimation in die Hand geben, reale Differenzen *nicht* thematisieren zu dürfen. Das Starren auf unsere Gemeinsamkeiten heißt allzuoft, uns an der Normalität des Frauenlebens zu orientieren und uns zu behindern. Wir sind nicht dazu da, die Widersprüche zwischen uns zu begradigen, sondern sie aufzuzeigen, wo Sie uns auf verschiedene Wege führen, und sie zum Anlaß zu nehmen, uns selbst immer klarer zu entscheiden.

Wie wir es *nicht* zu tun vorhaben, exerziert uns eine aufgeklärte Männer-Sozialwissenschaft in ihrem resignierten Zynismus vor. So ist an dem folgenden Beispiel in ebenso faszinierender Klarheit wie in trauriger Banalität abzulesen, was passiert, wenn in einer Untersuchungssituation nicht nur emotional-kommunikative Nähe sich nicht einstellt, sondern zugleich die *politische Gemeinsamkeit,* nämlich die von Männern in dieser Gesellschaft, einfach *geleugnet* wird: Es passiert nichts, außer ideologischen Rechtfertigungen und die Präsentation eines bezahlten Forschungsprodukts:

Die Forscher, — ich beziehe mich exemplarisch auf die Veröffentlichung von J. Kersten und C. Wolffersdorff-Ehlert: „Jugendstrafe — Innenansichten aus dem Knast'' (1980), — lamentieren offenherzig über die unendliche Kluft zwischen ihnen und den „Betroffenen''. Die Autoren gestehen in einer nur scheinbar selbstkritischen und ehrlichen Weise und gleichzeitig kokettierend die unüberbrückbare Distanz ein zwischen ihnen, den Wissenschaftlern, und ihren Untersuchungsobjekten, jugendlichen männlichen Strafgefangenen. Ihr eigenes Verhalten in den dokumentierten Gesprächssituationen persiflieren sie liebevoll. Sie beschreiben die Atmosphäre zwischen ihnen und den Jugendlichen als künstlich; ein gegenseitiges persönliches Interesse sei nicht herstellbar. Sie selbst seien unfähig, sich in den Gesprächen wiederzufinden, sich einzubringen und empfinden sie als quälend und höchst unbefriedigend. Ihre Fragen an die Gefangenen sind häufig ziel- und perspektivlos, und ihr gesamtes sprachliches Verhalten ist von panischen Ausweichmanövern durchzogen vor zu viel Nähe. Sie haben Angst, die Gefühle der Gefangenen und ihre eigenen anzugehen und es gelingt ihnen perfekt, die Gefühle der Jugendlichen systematisch *nicht* wahrzunehmen und nicht aufzugreifen. Sie kommentieren das alles mit dem zynischen Satz: „Nicht das Bestehen der Distanz muß beklagt werden, sondern unser Versuch, sie zu leugnen'' (S. 11).

Mit diesem Geständnis holen die Autoren sich das Prädikat der Illusionslosigkeit, gleichzeitig schreiben sie die Distanz zwischen Untersuchenden und Untersuchten (sie sagen: zwischen Wissenschaft und Praxis) fest. Je mehr sie die Hürden zwischen sich und den Jugendlichen beklagen, umso deutlicher wird, daß die Autoren sich *selbst* nicht als „Betroffene'' definieren, — es sei denn als Betroffene von den Unangenehmlichkeiten und Peinlichkeiten der artifiziellen Forschungssituation. Vielmehr definieren sie sich als Wissenschaftler, als Angehörige einer „Zunft'', die ihnen „praxisferne'' und irrelevante Arbeit aufzwingt; als die ganz anderen, deren Lebenserfahrungen mit denen der Jugendlichen überhaupt nicht vergleichbar sind, deren Sprache, Verhalten, Denken mit ihnen in keiner Hinsicht etwas zu tun hat; als Angehörige eben einer anderen Klasse: Hier die Wissenschaftler, die bürgerlichen Intellektuellen mitsamt ihrem ganzen Selbstmitleid, dort die Deklassierten, Benachteiligten, Diskriminierten, Randgruppen. Mit dieser „Theorie'' einer klassenmäßigen Trennung zwischen ihnen und den Jugendlichen geben sie sich selbst die Absolution für jede wirkliche Auseinandersetzung. Sie können die politische Täuschung unbeirrt aufrechterhalten, daß zwischen ihnen als *Männern* keinerlei Gemeinsamkeiten existieren. So brauchen sie sich auch nicht zu äußern zu den Gewalttätigkeiten der Jugendlichen oder zu deren Verwaltigungsphantasien gegenüber Frauen. Auch hier können sie nur verlegen und hilflos ausweichen. Sie können die Probleme nicht angreifen, weil sie ihre gemeinsame Situation als *Männer* an keiner Stelle — ob nun innerhalb oder außerhalb der Untersuchung — angreifen. Sie zeigen kein Interesse, die eigene Situation in irgendeiner noch so mittelbaren Verbindung mit anderen Männern zu verändern. In dieser perspektivlosen La-

ge kommen sie dann folgerichtig zu dem Schluß, daß der Versuch einer Zusammenführung von „Theorie" und „Praxis" der allgemeinen Einsicht weichen müsse, bei der eigenen Arbeit handele es sich weder um Theorie noch um Praxis (S. 27), und sie seien entweder „Theoretiker ohne Theorie" in der Praxis oder „Praktiker ohne Praxis" in der Theorie (S. 23). Die Identitätslosigkeit und Unsinnigkeit, die politische Irrelevanz ihrer Arbeit ist unbestritten.

Wenn wir demgegenüber an der *Gemeinsamkeit* von Frauen als *politischer* Kategorie festhalten, dann deshalb, weil sie die einzige Ausgangsbestimmung aller unserer Analyseversuche über die Struktur, die Erscheinungs- und Zerstörungsformen dieser patriarchalen Gesellschaft und der Frauen in ihr ist. Diese Gemeinsamkeit besteht aber zunächst *nur* in unserer diskriminierenden Geschichte und Gegenwart als Frauen und in der punktuellen oder konstanten Erfahrung der uns grundsätzlich gemeinsam treffenden *Außenwahrnehmung* durch Männer, nämlich erst mal nichts als Trägerinnen bestimmter Geschlechtsmerkmale zu sein. Diese Reduktion aber ist eine, die Frauen nicht selber vornehmen, sondern die ihnen entgegengebracht *wird.* Dieser Unterschied ist entscheidend. Denn Frauen *sind* nicht die Männern verfügbaren biologischen Exemplare. Sie werden allerdings ständig mit dieser an ihnen vorgenommenen Sicht oder Handlung konfrontiert, — von den Blicken, Pfeifereien oder Rempeleien auf der Straße bis hin zur Vergewaltigung. Im letzten Fall haben Frauen keine individuelle Entscheidungsmöglichkeit. Aber Frauen machen sich etwas vor, wenn sie meinen, auch in allen anderen Konfrontationen mit den patriarchalen Selbstverständlichkeiten sich zwangsweise einlassen zu *müssen.* Frauen können die *Entscheidung* treffen, ob sie den Zuschreibungen entsprechen wollen, ob sie das ihnen als Objekt entgegengebrachte Interesse angenehm, aufwertend, lästig oder erniedrigend finden. In solchen unterschiedlichen Antworten auf die Besichtigungen und Ansprüche von Männern läßt sich bereits die *konkrete* Gemeinsamkeit von Frauen nicht mehr wiederfinden. Gemeinsam ist die Erfahrung, als weibliches diskriminierbares Exemplar angesehen zu *werden,* nicht aber die Erfahrung, ein diskriminierbares Exemplar zu *sein.* Frauen werden in bestimmten Situationen gleich, nämlich „nur" als Frauen, behandelt, aber sie *sind* — zum Glück — nicht gleich.

Frauen haben Möglichkeiten, Entscheidungen zu treffen, und wir müssen Entscheidungen treffen: *gegen* die gemeinsame Opferdefinition und die gemeinsame Opferidentifikation. Die Verabschiedung von der Festschreibung und Selbstzuschreibung unserer gemeinsamen Unterdrückung und deren emotionalen Korrelaten zum Gegenstand zu machen, darin sehe ich eine produktive Perspektive der Frauenforschung. Es ist wie eine Befreiung, nicht mehr die gemeinsame Trauergeschichte, das gemeinsame lähmende Frauendasein herausfinden zu sollen. Es ist auch eine Befreiung, wenn wir sagen können: Mit bestimmten Frauen *will* ich nichts gemeinsam haben und auch nichts gemeinsames herausfinden.

Wenn Frauen sich dem gemeinsam „Weiblichen" zuwenden, dem gemeinsam Reduzierten, gemeinsam Unterentwickelten, dem gemeinsam Unterforderten und Unterworfenen, dem gemeinsam Versäumten, muß eine feministische Arbeit und feministische Kritik flügellahm und gefesselt bleiben, wird ihr die *Besessenheit* fehlen, die sie braucht, um zu zerstören, was Frauen zerstört, und wird die Diskrepanz zwischen ihr und den gegenwärtigen politisch-gesellschaftlichen Ungeheuerlichkeiten klaffend. Denn in der Normalität des Frauendaseins und damit auch in der Gemeinsamkeit des Frauendaseins ist die Beteiligung von Frauen an der eigenen Unterdrückung und an der Zerstörungsgeschichte und -gegenwart unserer Gesellschaften zu suchen. Und so hat das Faktum der Mittäterschaft von Frauen in der patriarchalen Geschichte und Gegenwart zumindest auf einer emotionalen Ebene nicht viel Verbindendes. Zu unserer Mittäterschaft können / müssen wir uns aktiv verhalten. Wir können sie erkennen und uns Schritt für Schritt von ihr lossagen. Sie verlangt Entscheidung, Unterscheidung, auch Trennung. Ein Chor der Opfer überlebt vielleicht länger, — dennoch ist auch er nicht ohne Grund verstummt. Ein Chor der Mittäterinnen ist unvorstellbar.

Anmerkung

[1] *Basis der folgenden Ausführungen sind 1. meine Arbeit im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaften/Sozialpädagogik an der TU Berlin (FB 22), in dem ich seit 1972 als Hochschullehrerin arbeite und seit 1977 den Studienschwerpunkt „Frauenforschung" vertrete, 2. meine siebenjährige Praxis in der Psychologischen Beratung (überwiegend mit Frauen) und deren wissenschaftlicher Begleitung; 3. kontinuierliche formelle und informelle Diskussionszusammenhänge — außerhalb des engeren beruflichen Arbeitsbereichs — mit Frauen, die an feministischen Forschungsvorhaben arbeiten.*

Auf die organisatorischen und inhaltlichen Bedingungen des erstgenannten Arbeitsbereichs muß ich an dieser Stelle etwas näher eingehen, um den Hintergrund der eigenen Erfahrungen und Überlegungen besser vermitteln zu können: Der Diplomstudiengang Erziehungswissenschaften/Sozialpädagogik ist ein Projektstudiengang. Alle Studierenden arbeiten nach dem Vordiplom zwei Jahre (vier Semester) obligatorisch in einem Theorie-Praxis-Projekt im Rahmen eines der insgesamt sechs angebotenen Schwerpunkte (z.B. Vorschulerziehung, Jugendarbeit etc.), für den jeweils ein Hochschullehrer/eine Hochschullehrerin zuständig ist und zu dem sich die Studenten/innen im Hauptstudium für zwei Jahre entscheiden müssen. Hauptamtlich arbeitete ich in dem Schwerpunkt „Frauenforschung" bis vor einem Jahr allein, seit einem Jahr zusammen mit einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin, Carola Wildt; nebenamtlich arbeiten fünf Lehrbeauftragte mit vier Semesterwochenstunden (ohne Prüfungsrecht) mit, die alle Erfahrungen in feministischer Frauenarbeit in Praxis und Forschung haben. Der Frauenschwerpunkt hat sich in den letzten sieben Jahren von Seiten der Studentinnen kontinuierlich verstärkt. In der Regel studieren jeweils ca. 50 Frauen im Rahmen dieses Schwerpunkts, pro Semester existieren vier laufende Theorie-Praxis-Projekte mit durchschnittlich jeweils 12 Frauen, die als Gruppe in einem bereits bestehenden (z.B. Frauenhaus) oder einem selbstorganisierten Frauenprojekt (z.B. Beratungsladen, Frauencafé, Theater) arbeiten. Jedes Projekt wird mit den jeweiligen Dozentinnen vorbereitet und von ihnen (wöchentlich vierstündig) theoretisch und pädagogisch begleitet; z.T. arbeiten die Dozentinnen auch selbst im Praxisbereich mit. Das inhaltliche Spektrum der Projekte ist breit. Inhalt und Ort der Arbeit werden mehr oder weniger intensiv von den Studentinnen mitgeprägt, die sich meist bereits vor dem ausformulierten Lehrangebot als Gruppe zusammenfinden und eigene Vorstellungen entwickeln. Beispiele von Projekten, in historischer Reihenfolge, sind: Selbsterfahrungsorientierte Beratungsarbeit; Frauenhaus (zweimal); Frauenberatung bei pro familia; Mitarbeit im FFGZ (Feministisches Frauen-Gesundheits-Zentrum); institutionelle und außerinstitutionelle Mädchenarbeit; Arbeit mit Prostituierten bzw. „Aussteigerinnen"; Frauenberatung in der Psychiatrie-Nachsorge; Frauenfriedensbewegung; Frauen-Theater. Die verschiedenen Frauenprojekte treffen sich dreimal pro Semester ganztätig zu einem Projektplenum, in dem alle beteiligten Studentinnen und Dozentinnen ihre Erfahrungen austauschen und gemeinsame Fragestellungen diskutieren.
Für die Studentinnen wird darüber hinaus — neben dem allgemeinen Studienangebot — ein offenes Frauenseminar zu übergreifenden oder spezifischen feministischen Fragestellungen angeboten; außerdem wöchentlich ein dreistündiges Frauen-Colloquium für alle Frauen, die sich Diplomarbeiten im Rahmen der Frauenforschung vornehmen, deren Themen sich i.a. aus den Erfahrungen des Praxisfeldes ergeben. Jede Arbeit wird zwei- bis dreimal im Laufe der halbjährigen Bearbeitungszeit von den Verfasserinnen vorgestellt und mit den übrigen Diplomandinnen diskutiert.
Die institutionellen Auflagen an diese Arbeit sind bis jetzt insofern minimal, als wir den Anspruch, eigenständige Arbeitsansätze und Kriterien zu entwickeln, institutionell meist durchsetzen konnten. Er stößt eher an die eigenen Grenzen. Bei der Zweitbegutachtung der Arbeiten durch männliche Kollegen sind bisher zumindest wenig offene Konflikte aufgetreten. Die Prüferwahl ist frei, und eine Reihe von Kollegen stellen zumindst eine liberale oder respektvolle Einstellung dem Frauenschwerpunkt gegenüber unter Beweis.
Eine gemeinsame Darstellung oder Auswertung von Erfahrungen des Arbeitsbereichs „Frauenforschung" ist aus Gründen der allgemeinen Arbeitsbelastung leider noch nicht gelungen. Ich habe deswegen hier auch nicht den Anspruch, eine umfassende Bestandsaufnahme der vielen heterogenen Erfahrungen mit den verschiedenen Ansätzen und deren vielfältigen Problemen zu leisten. Ich konzentriere mich vielmehr auf die Erfahrungen mit Arbeiten, die einen empirischen ***biografischen*** *Ansatz verfolgten. Auf der Basis intensiver Gespräche mit Frauen, die die Untersucherinnen i.a. in ihrer Praxis kennenglernt hatten (z.B. Frauenhausbewohnerinnen, alleinlebende Mütter, ehemalige Prostituierte etc., auch eigene Mütter) ging es ihnen um die Wiedergabe und das Verstehen eines Ausschnitts aus der Lebensrealität der anderen Frau, immer auch um den Versuch, diese mit Hilfe einer solchen Arbeit zu unterstützen, ihr die Ergebnisse zu vermitteln, in einzelnen Fällen auch, sie bei der Interpretation und Aufarbeitung einzubeziehen. Die Untersucherinnen versuchten, sich mit spezifischen Fragen den Lebensgeschichten zu nähern und der anderen Frau ihre Fragen zu vermitteln (z.B. Fragen zur Widerstandsgeschichte, zum Widerspruch von Liebeserwartungen und Diskriminierungserfahrung, zu den Konsequenzen biografischer Krisen etc.)*
Auch bei der Behandlung dieses einen Ausschnitts, d.h. biografischer Ansätze, geht es mir nicht darum, die Probleme umfassend darzustellen — für alle Beispiele gäbe es Gegenbeispiele. Ich möchte hier lediglich ***Tendenzen*** *aufzeigen,* ***die*** *Seite der Probleme, die bisher zwar viel intern andiskutiert, aber öffentlich meist verschwiegen worden ist.*

Literatur

BAST, Gisela,/NAJORK, Barbara: Streetwork mit drogenabhängigen Mädchen und Prostituierten, unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin 1982

BOCK, Gisela: Frauenbewegung und Frauenuniversität, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin 1977, S. 15-22

BÜRMANN, Christel: Anpassungsleistungen von Frauen — Analyse der Lebensgeschichte einer Hausfrau und Mutter, unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin 1980

CLAUS, Jörg/HECKMANN, Wolfgang/THÜRMER-ROHR, Christina: Untersuchungsarbeit als Prinzip der Ausbildung — Ein Diskussionsbeitrag zum Theorie-Praxis-Problem, PH Berlin 1974 (unveröff. Manuskript)

FRANKFURTER SOZIALARBEITERINNEN-GRUPPE: Mütter der Nation, in: Sozialmagazin, Heft 9, 1978

FRAUEN UND WISSENSCHAFT: Beiträge zur Berliner Sommeruniveristät für Frauen, Juli 1976, Berlin 1977

HILDEBRANDT, Inge/STREZELCZYK, Gaby: Mütter und Töchter. Der Versuch der Aufarbeitung einer widersprüchlichen Beziehung, unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin 1980

HÖRSTER, Dagmar/HOMANN, Annelise: Eine typisch untypische Frau — Analyse einer Lebensgeschichte, unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin 1982

KERSTEN, Joachim/WOLFFERSDORFF-EHLERT, Christian: Jugenstrafe — Innansichten aus dem Knast, Frankfurt/M. 1980

KOLBE, Silvia/ABOUL ZAHAB, Margarete: Aushalten oder Ausbrechen — Lebensstrategien einer Frau, unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin 1982

KONRAD, Barbara/SCHONEFELD, Hildegard: Karina P. — Eine mißhandelte Frau auf der Suche nach einer Perspektive, unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin 1982

MIES, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 1, 1978, S. 41-63

SAUERKIRSCH, Sarah/MUTLOS, Moni/MIRABO, Mirabelle/HARMLOS, Hildchen: „Weiblichkeit als Beruf" in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 2, 1979, S. 63-70

STOEHR, Irene: Auf dem Weg in den Staatsfeminismus? Zur Auseinandersetzung um ein Institut für Frauenforschung in Westberlin, in: Alternative, Jg. 21, Heft 120, 1978, S. 174-180

„THESEN zu den Begriffen Betroffenheit und Parteilichkeit in Frauenprojekten auf der Grundlage unserer Arbeit im Frauenhaus". Colloquiumsbeitrag von Studentinnen, TU Berlin , vom 27.11.1980

THÜRMER-ROHR, Christina: Frauenbewegung und Frauenforschung, unveröffentl. Manuskript, Vortrag Wannseeheim, Berlin 1981

TÖPFER, Susanne/MEGER, Susanne/GREINER, Margot: Die Situation von Müttern aus der Sicht ihrer Töchter, unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin 1980

WOLF, Jutta/VOLMARY, Andrea: Feministische Forschung: „Am Anfang stand die Euphorie . . .", unveröff. Diplomarbeit, TU Berlin 1982

Brunhilde Sauer-Burghard

Die Frau als Überbauphänomen oder wie ich meinen Marx rette

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Rezeption feministischer Theorieproduktion durch die Linke

In diesem Beitrag möchte ich untersuchen, wie zwei linke Theoriezeitschriften (Argument und Prokla) den feministischen Theorieansatz von Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia v. Werlhof, der einen Zusammenhang zwischen unbezahlter Hausarbeit, Akkumulation des Kapitals und Ausbeutung in der Dritten Welt herstellt, rezipieren. Dieser Ansatz wurde bereits 1977 entwickelt und geht von der Erkenntnis aus, daß in der sogenannten Ersten Welt genauso wie in der Dritten Welt keine homogenen Produktionsweisen existieren, sondern daß bei uns die „Deformierten" und „Unterentwickelten" Frauen sind (Claudia v. Werlhof 1978, S. 20). Er wendet sich damit gegen eine Theorie, die von der Homogentiät der Produktionsverhältnisse ausgeht und erkennt, „daß auch bei uns Arbeitskraft überausgebeutet, also unter ihren Reproduktionskosten entlohnt wird, ja die Hälfte aller geleisteten Arbeitsstunden überhaupt nicht entlohnt wird" (Claudia v. Werlhof 1978, S. 20).
Diese sog. Unterentwickelten sieht Claudia v. Werlhof im Gegensatz zu Marx nicht als vorkapitalistisches Relikt, sondern aufbauend auf der Theorie Rosa Luxemburgs erkennt sie wie auch andere (Samir Amin 1971, S. 54), daß der Kapitalismus diese überausgebeuteten Produzenten in all seinen Phasen zu seiner Kapitalakkumulation braucht.
Diese Erkenntnis, mit der das Verhältnis der Dritten zur Ersten Welt charakterisiert wird (Amin, S. 54), wendet Claudia v. Werlhof auch auf Frauen an; sie erkennt den Zusammenhang zwischen den Marginalisierten, den Subsistenzbauern vornehmlich der Dritten Welt und dem Heer der Hausfrauen in der ganzen Welt. Sie stellt dabei folgende Gemeinsamkeiten fest: „Ob sie zusätzlich Lohnarbeit haben oder nicht, sie sind gezwungen, (außerdem) unbezahlt Gebrauchsgüter für den direkten, den eigenen Konsum zu produzieren (z. B. durch Vermarktung argrarischer und handwerklicher Produkte, Eigenproduktion und Instandhaltung von Wohnung und Kleidung, 'Do-it-yourself', allgemeine Hausarbeit), da sie nur mit dem sehr niedrigen Lohneinkommen, geschweige denn ohne dieses, nicht überleben könnten" (Claudia v. Werlhof 1978, S. 21).
Was aus der Sicht dieser unmittelbaren Produzenten der Erhaltung ihres Lebens dient, ist aus der Sicht des Kapitals die Erhaltung (Reproduktion) von Arbeitskraft (Claudia v. Werlhof 1978, S. 21). Diese Arbeitskraft, die die Arbeitskraft (Hausarbeit) für die kapitalistische Produktion schafft (Hausarbeit), braucht der Kapitalist nicht zu entlohnen. Sie arbeitet gegen Kost und Logis; dies ist auch der Hauptgrund für den Zwang der Frauen, sich neben ihrer unentlohnten Hausarbeit noch als unterbezahlte Frauen(lohn)arbeiterin anbieten zu müssen. Frauen werden auf dreifache Weise ausgebeutet, unbezahlt in der Hausarbeit, doppelt unterbezahlt in der Produktion. Diese Verhältnisse, die man als fortgesetzten Prozeß der ursprünglichen Akkumulation bezeichnen kann, werden mit Gewalt aufrechterhalten. Darin sieht Claudia v. Werlhof auch den Grund für die Zunahme bzw. das Weiterbestehen der Gewalt gegen Frauen, sowie für die imperialistische Gewalt in der Dritten Welt (Claudia v. Werlhof 1978, S. 25). Diese direkte physische und psychische Gewalt gegen Frauen geht meistens von Männern aus, das verweist auf ein mögliches Eigeninteresse der (Ehe-)Männer an der Ausbeutung von Frauen. Sie erhalten die gesicherten, qualifizierteren, besser bezahlten Jobs, sind freigestellt von der Arbeit, die zur Wiederherstellung der eigenen Arbeitskraft und der Produktion der zukünftigen Arbeitskräfte (Kinder) notwendig ist, dies

auch oder gerade, wenn die Hausarbeiterin noch zusätzlich Lohnarbeiterin ist. Der Mann hält sich eine Sklavin, über die er weitgehend verfügen kann. Darüberhinaus deutet Claudia v. Werlhof eine Interessenallianz zwischen Kapital und Lohnarbeitenden in folgender Bemerkung an: „Wie nun, wenn im Lohnarbeiter der Grundeigentümer in großem Maßstab fortexistiert, weil das Eigentum an den Frauen — und das heißt Verfügungsgewalt über sie und ihre Arbeitskraft — dem Kapital Abzüge vom Mehrwert der Lohnarbeiter zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft erspart, die Lohnarbeiter korrumpiert und die Ausgebeuteten insgesamt in zwei große Gruppen spaltet" (Claudia v. Werlhof 1978, S. 26). An dieser Interessenallianz ist auch der Staat, der ja auch vom Kapital und von Männerinteressen bestimmt ist, in spezifischer Weise beteiligt. Sie erreicht, daß Hausfrauen, Parzellenbauern und „Marginalisierte" selbst nicht mehr lohnende, an die Substanz gehende Verhältnisse weiter aufrechterhalten, anstatt sie aufzugeben, und dabei einen ungeheuren Aufwand an Arbeit nicht scheuen, weil sie keine Existenzalternative haben (Claudia v. Werlhof 1978, S. 28).
In der Vergangenheit ist der Teil der Interessenallianz (männliche Lohnarbeitende) noch nicht präzise untersucht worden. Zwar gibt es Arbeiten zur Männergewalt gegen Frauen (Sylvia Brauer u. a. 1980; Cheryl Bernard/Edit Schlaffer 1980) allgemein, auch sind die Gewerkschaften längst als Bollwerk dieser Interessenallianz ausgemacht worden (Claudia Pinl 1977), aber der Anteil, den linke Intellektuelle möglicherweise an dieser Interessenallianz zwischen Kapital und männlichen Lohnarbeitern haben, ist noch nicht genauer bestimmt worden, vor allem welches ihre eigenen Interessen in diesem Zusammenhang sind und auf welche Weise sie an dem „Deal" beteiligt sind. Besteht ihre Beteiligung darin, daß sie stillschweigend das Kapital „machen lassen", indem sie die Frauen nur aus ihrer Theorie ausklammern oder werden inzwischen, seitdem das Bündnis zwischen Kapital und männlichen Lohnarbeitern gegen die Frauen durch feministische theoretischen Ansätze sichtbar geworden und zunehmend unter Legitimationsdruck geraten ist, ganz andere Strategien der Linken zur Aufrechterhaltung des Bündnisses praktiziert?
Im folgenden untersuche ich die Rezeptionsweise des theoretischen Ansatzes, den ich oben skizziert habe, durch Prokla und Argument in bezug auf mögliche Strategien zur Aufrechterhaltung und Unsichtbarmachung dieser Interessenallianz zwischen Kapital und männlichen Lohnarbeitenden.

Die Strategie des Totschweigens

Diese Strategie kann man besonders zu Anfang der neuen autonomen Frauenbewegung als gängige Praxis dieser Zeitschriften ausmachen. Sie wird aber auch in der Gegenwart noch praktiziert, obwohl ein Ignorieren der theoretischen Ansätze, die eine Verschränkung der patriarchalischen und kapitalistischen Interessenzusammenhänge herausarbeiten, kaum noch möglich ist, da bereits bürgerliche Verlage diese Themen aufgreifen.
Man tut weiterhin so, als ob es solche Ansätze nicht gäbe oder nur im Ausland (Helga Manthey, Prokla 1978, S. 89 — 117). Dies wird durch folgende Äußerung von Frigga Haug aus dem Jahre 1981 besonders deutlich: „Im Unterschied zu anderen Ländern gibt es in der Bundesrepublik Deutschland keine theoretische Frauenzeitschrift und also *keine*[1)] Diskussion um eine marxistisch-feministische Theorie" (Frigga Haug, Argument 129, 1981, S. 627). Zu diesem Zeitpunkt existieren die „beiträge zur feministischen theorie und praxis" bereits 3 (!) Jahre, während die Initiativen von feministischen Wissenschaftlerinnen einen eigenen Verein zu gründen, oder sich in der deutschen Gesellschaft für Soziologie zu organisieren, bereits in das Jahr 1977 zurückreichen. Diese 400 Wissenschaftlerinnen bezeichnen sich ausdrücklich als feministisch und begreifen sich als Teil der autonomen Frauenbewegung. Dies alles wird von Frigga Haug einfach ignoriert (Frigga Haug, Argument 129, 1981, S. 650). Selbst 1982 verfolgt sie noch eine ähnliche Strategie. Im Editorial des Heftes 132: „Frauen und Theo-

rie" wird zwar auf das theoretische Bemühen der Feministinnen in den „beiträgen" hingewiesen, aber im Heft wurden nur Artikel abgedruckt, die diese Diskussion nicht aufnehmen (Editorial, Argument 132, 1982, S. 171). Argument druckte ausschließlich die amerikanische und englische Feminismus-Diskussion ab, die wie im folgenden ausgeführt wird, die Frauenproblematik als Oberbauphänomen sieht oder eine gespaltene Theorie verfolgt. Frauen sind danach als Arbeiterinnen *ausgebeutet* und als Hausfrauen lediglich *unterdrückt*.

Eine Kritik am Marxismus durch Furio Cerutti wird abgedruckt und hochgelobt, obwohl er keinerlei Kritik der Feministinnen aufgenommen hat. Er setzt sich mit unterschiedlichen linken Ansätzen kritisch auseinander, bezieht sich also in seinem Denken auf sie, nur die Feministinnen übergeht er (Cerutti, Argument 138, 1983, S. 231 — 238). Dies ist sicherlich eine männliche linke Strategie, den eigenen Anteil an der Aufrechterhaltung des patriarchalisch-kapitalistischen Systems zu verschleiern, überhaupt die Allianz zwischen Arbeiterbewegung und Kapitalisten unsichtbar zu machen. Aber daß dies die Frauen einer Frauenredaktion mittragen und dazu beitragen, daß auch ihre eigenen Fesseln unsichtbar bleiben, bedarf einer eigenen Analyse, die ich in diesem Artikel nicht leisten kann. Vielleicht könnte in diesem Zusammenhang der Opfer/Täter-Ansatz von Frigga Haug als Erklärungsansatz dienen. Hier werden Frauen wirklich zu (Mit)täterinnen an ihrer eigenen Ausbeutung und Unterdrückung. Im selben Heft behauptet eine Autorin „Feminismus, wie von Feministinnen einschließlich Hartmann beschrieben, hat *keine* befriedigende Analyse hervorgebracht, die Klassen, Rassen- und Geschlechterproblematik umfaßt" (Emily Hicks, Argument 138, 1983, S. 197).

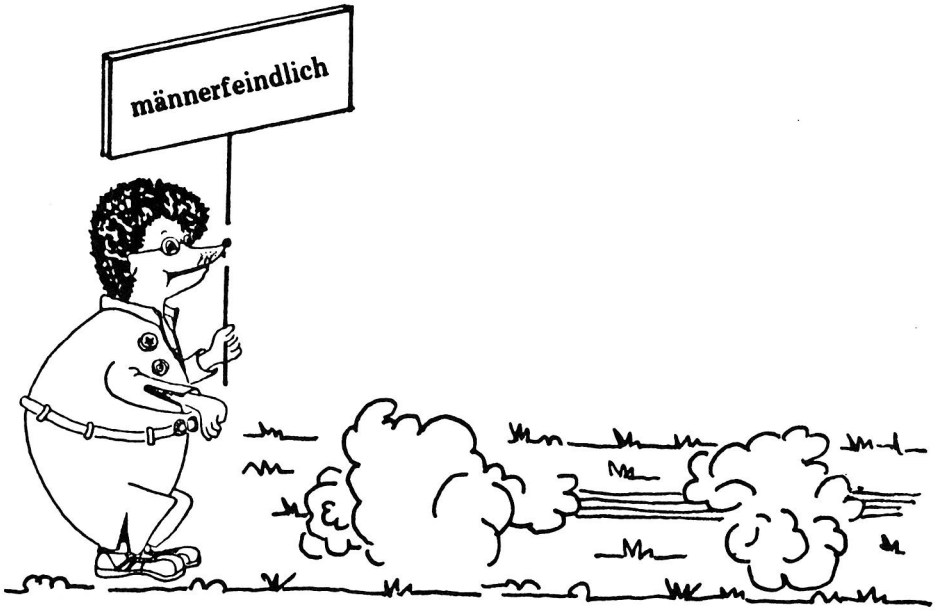
Diese Behauptung steht einfach so lapidar da, ohne jedes Argument oder gar Beleg. Die Strategie des Totschweigens von feministischen theoretischen Ansätzen wird noch bis zur letzten Nummer des Jahres 1983 weiterverfolgt. So behauptet Evelyne Keitel folgendes: „Faszinierend an dieser neuen Frauenliteratur ist, daß sie innerhalb der Frauenbewegung enorme und klar definierbare Wirkung zeigt — ein im Vergleich mit sonstiger Literatur höchst ungewöhnliches Phänomen. Die Bedingung dafür liegt zum einen in der formalen Struktur der literarischen Texte, zum anderen in einer spezifischen Mangelerscheinung, einem Theorie-Defizit, innerhalb der Frauenbewegung" (Evelyne Keitel, Argument 138, 1983, S. 830). Sie behauptet immer noch ein globales Theorie-Defizit, um gleichzeitig ganz unspezifiziert *die* Frauenbewegung anzugreifen und als defizitär und unfähig zu denunzieren. Ähnlich argumentiert Elke Enderwitz schon 1980: „Die Selbstbeschränkung, die das weitgehende Festhalten am überlieferten Frauenbild mit sich bringt, drückt sich u. a. in der Theorie- und Wissenschaftsfeindlichkeit vieler feministisch orientierter Frauen aus" (Elke Enderwitz, Argument 119, 1980, S. 16). Es soll an dieser Stelle nicht geleugnet werden, daß es Frauen in der Frauenbewegung gibt, die theoriefeindlich sind. Aber aus der Tatsache, daß es in der Arbeit*er*bewegung, besonders der Gewerkschaft*er*bewegung eine Menge Männer gibt, die auf die linken „Klugscheißer" nichts geben, würde kein Linker, schon gar nicht Argument, den Schluß ziehen, daß die Arbeiterbewegung theoriefeindlich sei. Im übrigen fällt bei linken Frauen auf, die sich einerseits der Frauenbewegung zurechnen, aber andererseits bei großen feministischen Kongressen nur Stippvisiten machen, daß sie *viele* Feministinnen oder *die* Frauenbewegung pauschal einschätzen, ohne daß sie in der Frauenbewegung längere Zeit mitgearbeitet hätten. Dabei werden die beliebten Vorurteile, die der sog. kleine Mann auf der Straße gegen die „Emanzen" formuliert, leicht modifiziert übernommen.

Ich bestreite rundheraus die relevante Erfahrungsbasis für so generalisierende und abwertende Aussagen über die Frauenbewegung bei denjenigen Frauen, die lediglich ab und zu mal bei den autonomen Frauen vorbeischauen. Im übrigen landet Elke Enderwitz nicht zufällig im Lager der bürgerlichen deutschen „Frühgeschichte", die von der Existenz von Matriarchaten nichts wissen will. Sie fordert zwar eine historisierende Auseinandersetzung mit diesem Gegenstand, landet aber bei dem ungeschichtlichen Beschwören der schon ewig existierenden Unterworfenheit der Frau. „Die angebliche

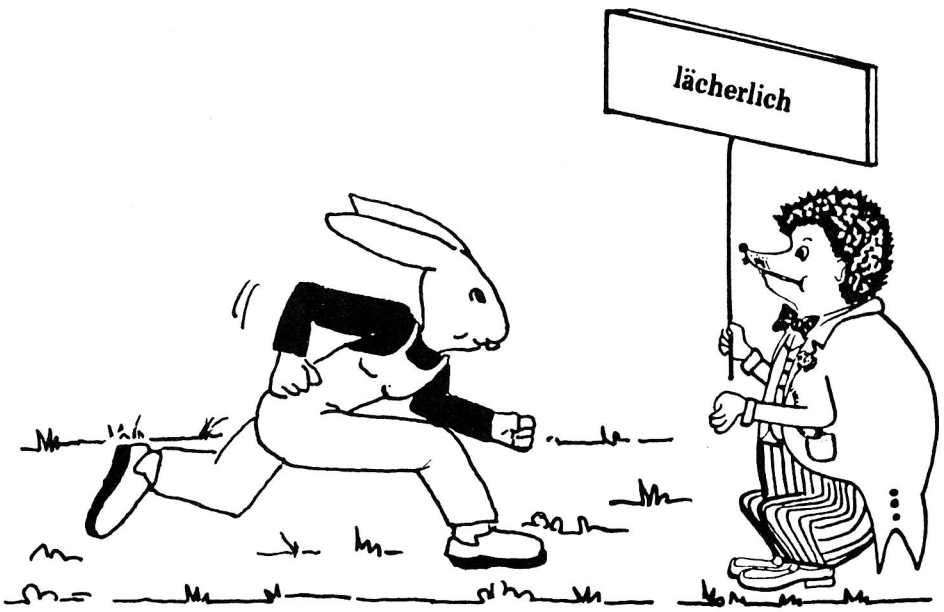
größere Nähe der Frauen zur Natur, über die *Feministinnen* jetzt frohlocken (so als ob die Natur eine Mutter sei und sie sich als ihr Lieblingskind entdeckten) ist eine Behauptung, die in *allen* Epochen der Geschichte dazu diente, den Frauen in der Geschlechterhierarchie den unteren Rang zuzuweisen" (S. 17). Es dürfte sich doch herumgesprochen haben, daß von einer Universalität des Patriarchats in allen Epochen der Geschichte nicht die Rede sein kann und daß das Patriarchat in allen seinen Epochen unterschiedliche Formen angenommen hat bis hin zu der besonderen Kombination mit dem Kapitalismus. Wenn die Frauen *immer* unterdrückt waren, dann besteht eigentlich kein Grund und keine Möglichkeit, dies zu ändern.
Die Unsichtbarmachung von theoretischem Bemühen und auch radikalen Kämpfen gegen Ausbeutung durch Kapitalisten und (Ehe-)Männer dient sicher der Aufrechterhaltung des „status quo". Die gleichzeitige Verschleierung desselben vor den überausgebeuteten Frauen, dient aber auch langfristig der Verhinderung von Subjektwerdung der Frauen in der Geschichte, indem sie den Frauen suggeriert, daß sie sich *niemals* in der Geschichte gewehrt hätten, und wenn, dann nur unzureichend, ohne eine ausreichende theoretische sprich *marxistische* Grundlage. Die Vernichtung der Kampfgeschichte der Frauenbewegung soll ihnen eine Identifikation mit derselben verwehren, um ihnen immer wieder den schweren Gang des Sisyphos aufzuzwingen, der Energie bindet, die viel effektiver zur Befreiung der Frauen eingesetzt werden könnte. Die Linke geht sogar soweit, sich als Initiatorin der § 218-Kampagne hinzustellen. „Bei aller Kritik soll als Verdienst nicht unerwähnt bleiben, daß der Sozialistische Frauenbund mit dieser Kampagne, aus der letztlich innerhalb der Bundesrepublik die ganze neue Frauenbewegung hervorgegangen ist, begonnen hat" (Frigga Haug, Argument 129, 1981, S. 654).
Dies ist eine der eklatantesten Geschichtsfälschungen, die eine hinterher hinkende Nachhut zur Avantgarde, gar Initiatorin der Frauenbewegung erklärt.

Die Strategie des Denunzierens

Neben der Strategie des Totschweigens wird eine weitere wirksame Strategie gegen die Feministinnen, die in ihren theoretischen Ansätzen die Allianz zwischen Kapital und



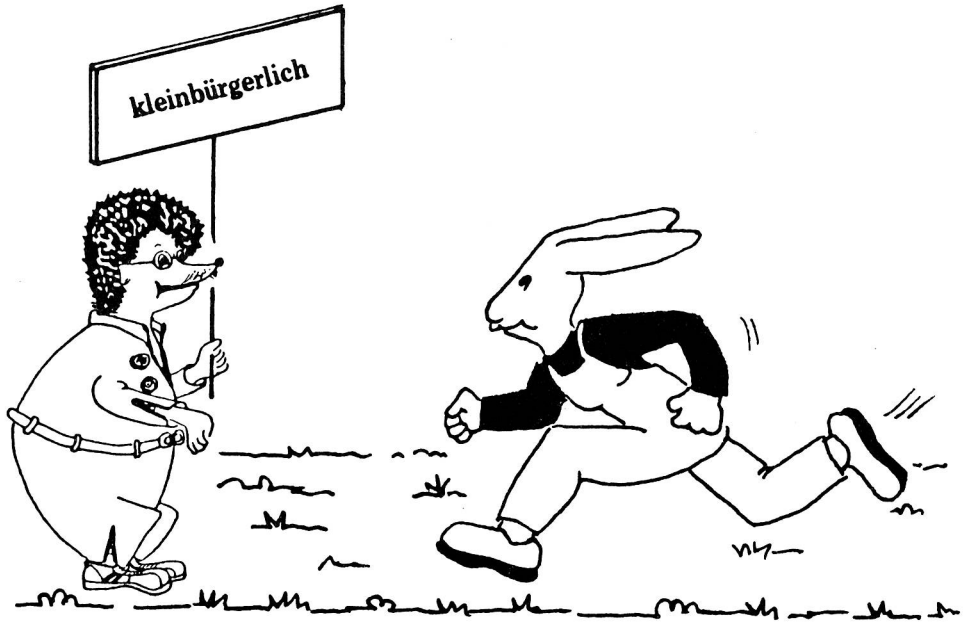
Männern herausgearbeitet haben, praktiziert: Die Denunziation. Wenn man keine Gegenargumente mehr hat, und wenn man Inhalten durch eine angemessene Rezeption keine Publizität geben möchte, ist es eine beliebte Methode, diese nur unzureichend zu benennen und mit negativen Begriffen zu belegen, für die man den Beweis selbstverständlich schuldig bleibt. So schreibt Frigga Haug 1981 in ihrem Aufatz über den Zusammenhang von Frauenbewegungen und Arbeiterbewegung: „5. Setze ich voraus, daß Versuche von Teilen der Frauenbewegung, die kapitalistische Ausbeutung *direkt* mit der Frauenunterdrückung zusammenzubringen, *fruchtlose* Gedankenspiele sind", die die Köpfe mit komplizierten Produktionen beschäftigen können (wie die Zusammenbindung von Kapital und Hausarbeit), aber praktisch alles beim Alten lassen (Frigga Haug, Argument 129, 1981, S. 656). Wenn schon mal die feministische Theorieproduktion als Teil der Frauenbewegung genannt wird und damit eigentlich die Behauptung des totalen Theorie-Defizits der Frauenbewegung widerlegt ist, dann wird es gleich als fruchtloses Gedankenspiel abgetan, ohne diesen theoretischen Ansatz angemessen zu rezipieren. Eine Strategie, die im übrigen auch von den bürgerlichen Wissenschaftlern bzw. Politikern gegen linke Ansätze angewendet wird (Kommunistisch, deterministisch, reduktionistisch, kollektivistisch etc.).
Im Zusammenhang mit der Strategie des Verschweigens bezeichnet man diese Ansätze als „nicht neu" oder behauptet, „sie brächten nichts Neues". Inzwischen sind sie in der Tat nicht mehr neu, aber die Arbeiterbewegung steht noch vor der Entdeckung dieser Erkenntnisse. Im übrigen befinden sich die „Linken" da in guter Gesellschaft mit bürgerlichen Wissenschaftler(innen), wie z. B. Helga Pross, die erst kürzlich auf einem Wissenschaftlerinnen-Kongreß behauptete, feministische Frauenforschung sei nichts Neues, das hätten sie doch schon immer gemacht.
Ein negativer Begriff, der immer wieder gegen die Frauenbewegung, besonders die feministischen Theoretikerinnen angewendet wird, lautet: *biologistisch*. Die Tatsache, daß Claudia v. Werlhof, Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und andere die Gebärfähigkeit der Frau als Grund dafür ansehen, daß das Kapital in Kooperation mit den männlichen Lohnabhängigen die Körper der Frauen und damit die Produktion von zukünftigen Arbeitskräften kontrollieren *muß*, um ihre „Ausbeutungsmaschinerie" in Gang zu halten, wird als Biologismus bewertet. Man unterstellt einfach, daß die



Autorinnen die Frauen auf Gebärfähigkeit reduzierten und unterschlägt, daß sie gerade die reduktionistische Sichtweise des patriarchalisch-kapitalistischen Systems aufdecken und fundamental kritisieren. Die so kritisierten Autorinnen sagen, daß die Ausbeutung und Unterdrückung der Frauen nicht zufällig oder gar austauschbar sei, sondern daß die Unterdrückung der Frauen als gebärfähige Frauen notwendig ist, um das kapitalistische Wirtschaftssystem — z. B. über den Nachschub von Arbeitskräften — weltweit zu stabilisieren und gleichzeitig die dreifache Ausbeutung der Frauen, an der Männer und Kapital in unterschiedlicher Weise profitieren, gegen die Frauen mit Gewalt (Männergewalt) immer wieder durchzusetzen. *„Plakativ"* ist auch eine beliebte Kategorie, mit der immer wieder die theoretischen Ansätze von Bennholdt-Thomsen, Mies und v. Werlhof bezeichnet werden, ohne dies zu begründen oder gar zu belegen (Marianne Braig/Carola Lentz, Prokla 50, 1983, S. 5).

Die Strategie der Vereinnahmung und Verfälschung

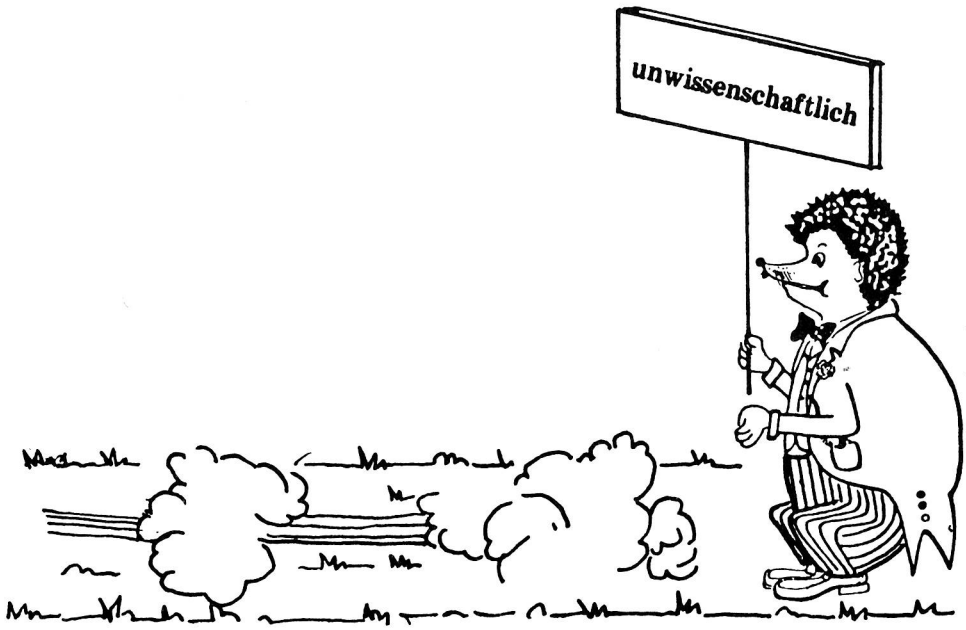
Die Erkenntnis der Feministinnen: daß das Persönliche politisch ist, wurde anfänglich von den Linken als lächerlicher Versuch, den Klassenkampf im Schlafzimmer auszutragen, eingestuft. Die berechtigten Autonomiebestrebungen gegen allgemeine männliche Bevormundung apostrophierte man als *männerfeindliche* Strategie. Gerade die Argument-Frauen haben lange diese Abgrenzungspolitik der autonomen Frauen als männerfeindlich angeprangert und ihre untergeordnete Zusammenarbeit mit Männern als einzige frauenpolitische Strategie ausgegeben — jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt als sie dann selbst 1981 eine Frauenredaktion bildeten —. Insgesamt eigneten sie sich auch alle anderen Themen der Frauenbewegung an, wie z. B. Sexualität, Körper, Frauenbewegung, Frauengeschichte, Frauenkultur etc. (Vgl. Frigga Haug, Argument 129, 1981, S. 627). Selbst die Farbe (lila), die verschiedenen Frauensymbole wie Hexen u. ä. sowie Frauenfeste sind inzwischen übernommen worden; dies alles dient der Strategie des breiten Bündnisses mit allen sozialen Bewegungen, um bei den Wahlen nicht ganz abgehängt zu werden. Eine Revidierung ihrer falschen marxistischen Theorie bezüglich der Ausbeutung von Frauen steht offensichtlich immer noch nicht an. Gleichzeitig



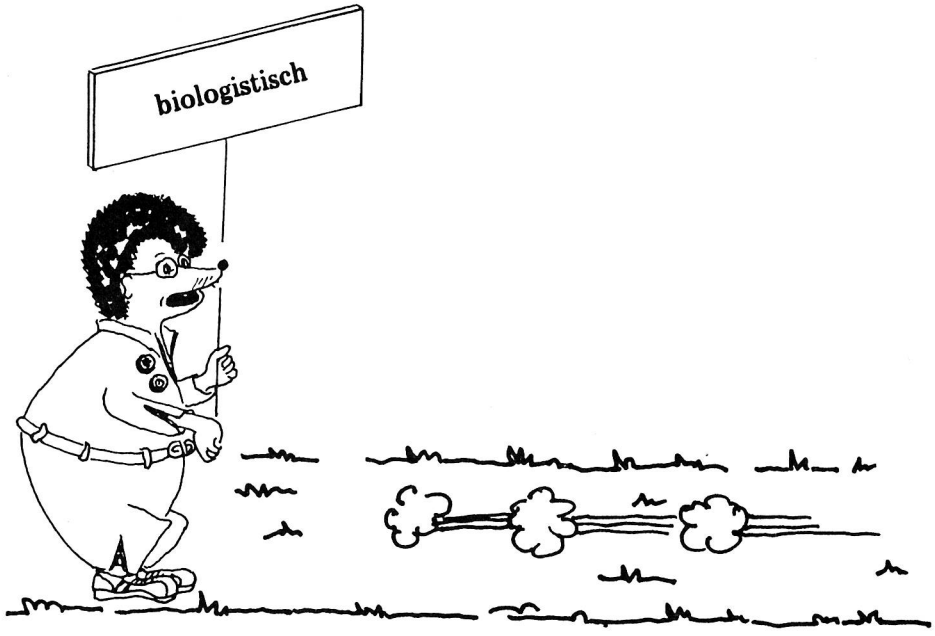
stellt sich die autonome Frauenbewegung immer noch als einen unorgnisierten Haufen von kleinbürgerlichen Frauen dar, die sich der Magie ergeben haben und/oder lesbische Frauenbeziehungen genießen, auf jeden Fall unpolitisch und unfähig seien. Diese zwei Strategien der Linken möchte ich als eine frauenfeindliche systematische Unterdrückung von Befreiungsversuchen der Frauen bezeichnen. Es ist dieselbe Strategie, die die Sozialdemokraten auf Sozialisten, Kommunisten, Linken, Grünen u. a. anwenden. „Erst verlacht, dann nachgemacht, am Ende gar selbst erdacht." In zehn Jahren sollen alle Un- und Desinformierten glauben, daß die Neue Friedens-, die Ökologische- und die Frauenbewegung von den etablierten linken Parteien initiiert worden seien. Diese reduzierte, verfälschte und vereinnahmende Geschichtsschreibung über die Frauenbewegung liest frau in linken theoretischen Publikationsorganen mit zunehmender Verbitterung.
Die theoretischen Ansätze werden totgeschwiegen, denunziert bzw. lächerlich gemacht, aber gleichzeitig eignen sie sich Teilstücke aus der feministischen Theorie an, wie z. B. Relevanz von Hausarbeit, Frauenunterdrückung, Gewalt gegen Frauen und kulturelle Ausgrenzung von Frauen, die aus ihrem Zusammenhang herausgelöst werden und nebeneinander gestellt überhaupt keinen Sinn mehr ergeben. Vor allem aber unterschlägt man, woher diese Erkenntnisse stammen. Es wird so getan, als seien sie den Köpfen einer selbst ernannten Avantgarde von linken Frauen entsprungen und nicht das Ergebnis eines kämpferischen Theorie-Praxisverhältnisses innerhalb der autonomen Frauenbewegung.

Die Frau als Überbauphänomen

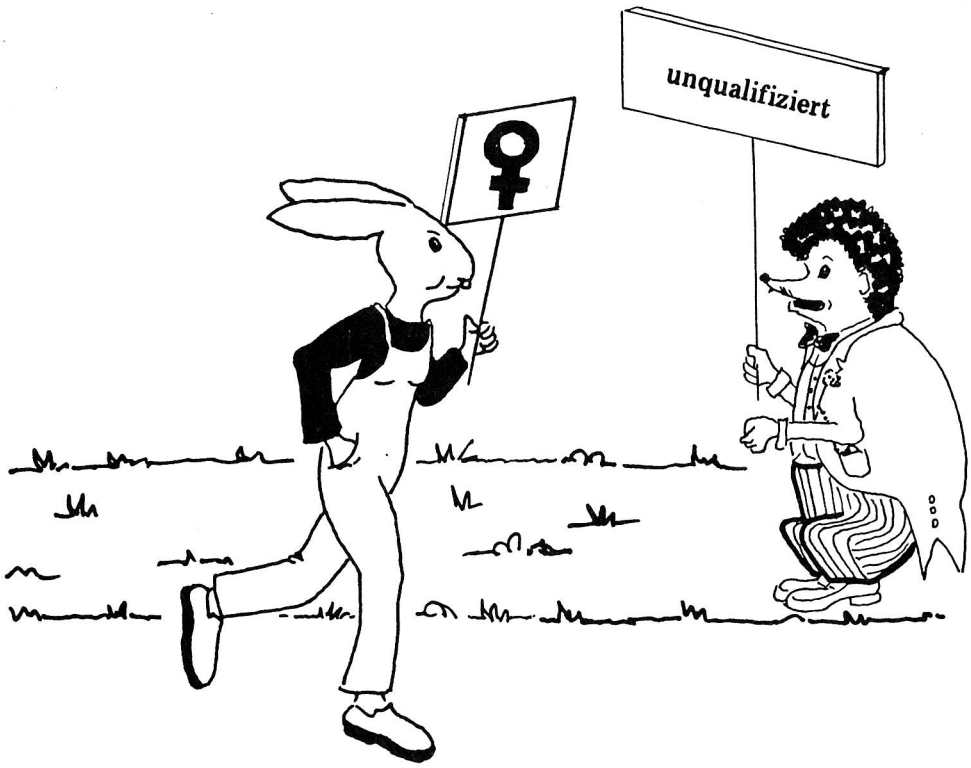
Zwar gibt es bei den linken Frauen inzwischen Zugeständnisse, daß die „Frauenfrage" nicht in der „Klassenfrage" aufgeht, daß es noch mehr gibt als klassenspezifische Ausbeutung, nämlich auch „Unterdrückung der Frauen durch die Männer" oder verharmlosend durch eine „männlich orientierte verschleiernde Kultur". Dies ist eine beliebte Strategie auch bürgerlicher Soziologen, die Kategorien wie System, Kultur, Institution etc. verwenden, um die Akteure bestimmter Handlungen dahinter verschwinden



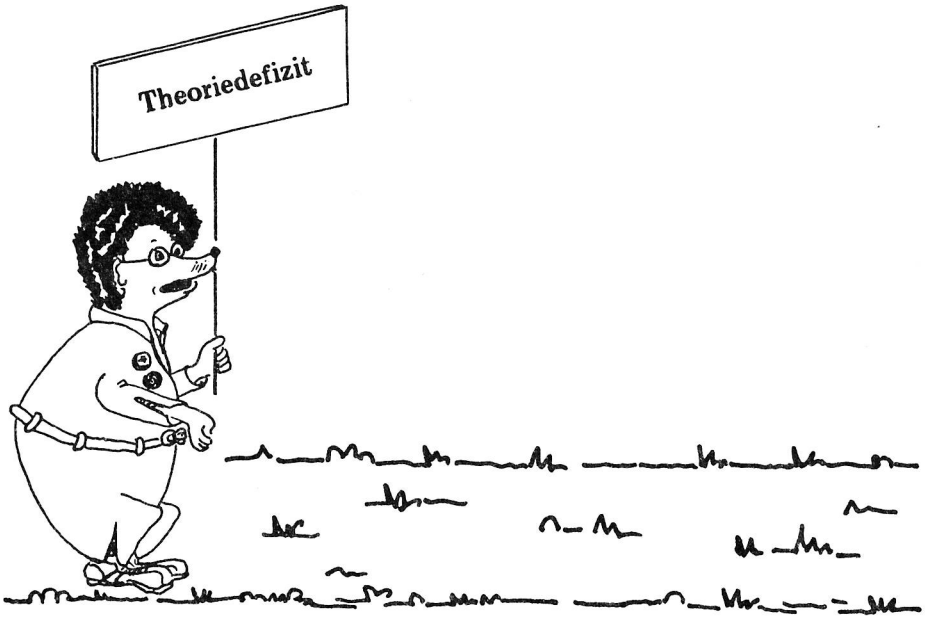
zu lassen. Es ist eine Position, die vor allem die Frauenredaktion von Argument einnimmt, indem sie die Frauenfrage nicht als ökonomisches Problem analysiert, sondern als „Überbauphänomen" begreift. „Die Frauenbewegung ist eine kulturelle Bewegung" (Frigga Haug, Argument 138, 1983, S. 177). Das Politische daran wird durch eine Reduktion auf den Begriff kulturell ausgeblendet. „Die Kämpfe der bisherigen sich autonom nennenden Frauenbewegung beziehen sich auf Werte, Vorbilder, Tabus, Vorurteile, Gewohnheiten, zwischenmenschliche, sexuelle und geistige Praxen" (Frigga Haug, Argument 129, 1981, S.662). Die Reduktion der Frauenbewegung auf den sog. Überbau bedeutet eine Ausgrenzung der Frauenproblematik aus der Politik und Ökonomie. Danach werden wir Frauen zwar *als Lohnabhängige ausgebeutet,* aber als Hausfrauen *nur unterdrückt.*
Auch die von Kollegen und Vorgesetzten aus gesicherten Arbeitsplätzen in ungesicherte Arbeitsplätze abgedrängten Frauen werden lediglich *diskriminiert.* Der Zusammenhang von Ausbeutung im sog. Produktions- und Reproduktionsbereich (vgl. Veronika Bennholdt-Thomsen 1983, S. 5) und das Interesse von Kapital und Männern daran, kann so nicht thematisiert werden. Auch der Zusammenhang von Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen bleibt somit unklar. Alles erscheint so als männliche traditionelle irrationale Arroganz, die vielleicht von selbst mit der Zeit verschwindet, aber auf jeden Fall durch kulturelle Arbeit und Veränderung der geschlechtsspezifischen Sozialisation in Schule, Familie und Beruf abzubauen sei. Das vertreten auch die Sozialdemokraten schon seit eh und je, wenn vielleicht auch nicht so „neofeministisch" wie die Marxistinnen. Ausbeutung durch den Kapitalismus einerseits (aber nur im Betrieb, bitte!) und Unterdrückung zu Hause durch die „Familie", aber auch am Arbeitsplatz durch Kollegen, auf der Straße durch Männer-Anmache und schließlich durch männlich bestimmte Kultur andererseits, diese beiden Phänomene werden fein



säuberlich auseinandergehalten, d. h. Frauenunterdrückung wird als sog. Überbauphänomen an die orthodoxe marxistische Theorie angestückelt. Das hat den Vorteil, daß bei Gelegenheit, wenn man den Frauen keine Zugeständnisse mehr machen muß, die Frauenfrage als Überbauphänomen abgekoppelt werden kann. Diese Gefahr sieht Frigga Haug bei Gewerkschafts- und Parteiprogrammen, nur in ihrer eigenen aufgespaltenen Theoriebildung sieht sie die Gefahr des Abhängens der Frauenfrage nicht (Frigga Haug, Argument 129, 1981, S. 650). Die Zerschlagung des Zusammenhanges zwischen ökonomischer Ausbeutung der Frauen und deren Absicherung durch Sozialisation, Gewalt, Unterdrückung und Diskriminierung der Frauen führt dann dazu, daß das Problem der Frauen ausschließlich im Überbau gesehen wird, d. h. in den Köpfen der Mennschen. Es wird zu einem Problem des falschen Bewußtseins und Verhaltens der Frauen und Männer. Wobei Angriffe auf das falsche Verhalten, z. B. der Gewerkschafter, die derzeit knallhart die Frauen mit Hilfe des Kapitals in die weniger abgesicherten Arbeitsplätze abdrängen wollen, in „Argument'' eine Seltenheit bleiben (Friggaga Haug, Argument 135, 1982, S. 644). Ansonsten wird das Problem psychologisiert, eine sonst von linken Theoretikern äußerst verpönte Vorgehensweise, aber da sie das spezifische der Frauenfrage als Überbauphänomen ansehen, scheint dies wohl inzwischen hoffähig geworden zu sein.
Noch ein weiteres Zitat macht deutlich, daß nach dieser linken Auffassung die ökonomische Ausbeutung der Frauen auf ihre Lohnarbeit beschränkt ist, während die Unterdrückung der Frauen nur mit ihrem Geschlecht zusammenhängt. „Im Gegensatz zum ökonomischen Theorieansatz, der Lebensformen und Bewußtseinsstand ausschließlich auf ökonomische Bedingungen der Individuen zurückführt, steht bei Frigga Haug die Kritik an der Verhaltensweise der Subjekte im Vordergrund. Da die Frauen aber weder „nur'' Klassenwesen „noch'' Geschlechtswesen sind, reduzieren beide An-



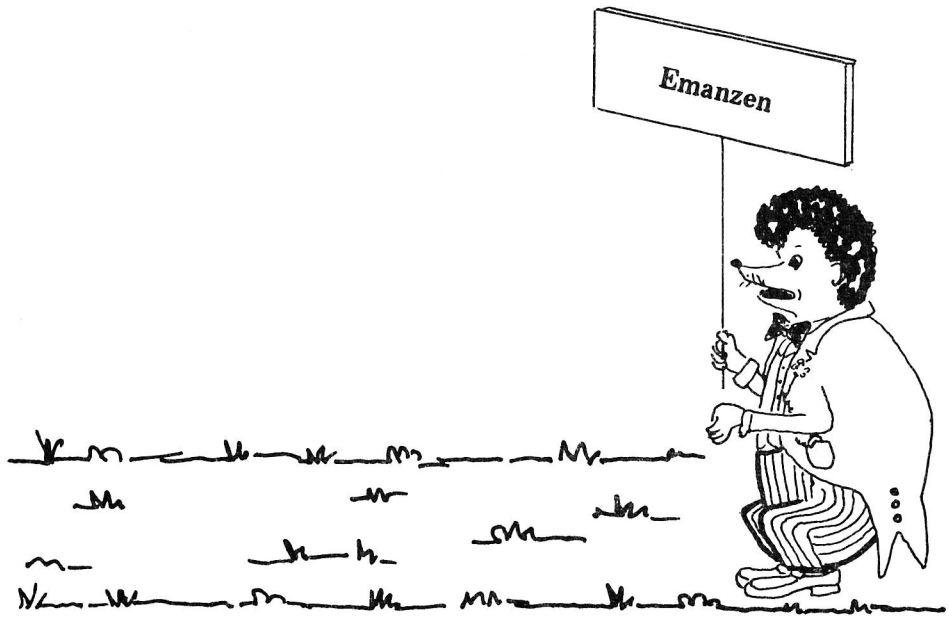
sätze die Frauen auf einen Aspekt ihrer gesellschaftlichen Existenz- und Verhaltensweisen" (Dagmar Burgdorf, Argument 135, 1982, S. 665). Hier wird zwar diese einseitige Betrachtung des Problems moniert, aber mit den falschen Argumenten. Es geht nicht darum, die ökonomische Ausbeutung als klassenspezifisch und die Unterdrückung als geschlechtsspezifisch zu begreifen und sie additiv nebeneinander, aber doch getrennt zu behandeln, sondern darum, den Zusammenhang zwischen den unterschiedlichsten Ausbeutungsformen der Frauen und ihrer Unterdrückung zu sehen. Bei Frigga Haug ist die Entwicklung von dem „Einschluß" der Frauen in den „Überbau" (Sozialisation, Kultur etc.) über die Psychologisierung der Frauenfrage bis hin zur Victimisierung der Opfer nur konsequent. In ihrem Artikel: „Täter oder Opfer?" macht sie dann diese „nicht Ausgebeuteten" aber unterdrückten Frauen zu freiwilligen Täterinnen: sie unterdrücken sich selbst. „Erinnern wir uns, daß die Existenz in Ehe und Familie die Mutterschaft der Frauen eine außerordentliche Einschränkung, Abhängigkeit und Entwicklungshemmung bedeutet. Wenn das jeder weiß, wie kommt es dann, daß noch die Mutterschaft und Ehe von Frauen gewünscht wird (eine andere Wahl ist möglich, sie werden nicht dazu gezwungen). Zugespitzt formuliert also: Indem sie Mutterschaft und Ehe in dieser Weise wollen, zumindest heimlich wünschen, und irgendwo anstreben, willigen Frauen *freiwillig* in ihre Unterwerfung ein" (Frigga Haug, Argument 123, 1980, S. 646). Wenn der ökonomische Zwang zur Ehe nicht thematisiert, wenn die Familienideologie, die verinnerlichten Strukturen von physischer und psychischer Gewalt in diesem Zusammenhang nicht gesehen werden, dann kann man nur zu dem Schluß kommen, daß Frauen dies freiwillig tun.
Wenn auf ein strukturelles Erklärungsmodell verzichtet wird, kann man die unterschiedlichen Spielräume, die Frauen haben, gar nicht mehr analysieren. Die pauschale Behauptung, die Heirat von Frauen erfolge ohne jeglichen Zwang, ist dann nur folgerichtig. Frigga Haug nährt mit ihren unbelegten Behauptungen nur das Bild von der faulen Hausfrau. „Man muß nicht unbedingt, wenn man noch keine kleinen Kinder hat, so früh aufstehen, *man muß sich nicht verkaufen,* man kann über seine Zeit selbst verfügen, es scheint jedenfalls so, als ob man das kann" (S. 647). Die verklärende Diffamierung der Nur-Hausfrauen-Situation, die hier aus jedem Wort spricht, macht es beinahe unmöglich, ernsthaft darauf einzugehen. Sicher ist es richtig, daß „Nur-Haus-



frauen'' sich nicht verkaufen müssen, aber nicht, weil sie als einzige dieses Privileg in unserer Gesellschaft haben, sondern weil sie stattdessen gezwungen sind, sich für einen „Appel und Ei'' (Kost und Logis) zu verschenken. In diesem Zusammenhang halte ich den goldenen bequemen Käfig, den die Frauen angeblich vorziehen, um als ewige Gefangene zu leben, für ein Ammenmärchen, das nur die verbreiten können, die die Spielräume der Frauen in dieser Gesellschaft wegen ihrer eigenen unzureichenden Analyse nicht richtig einschätzen.

Wie ich meinen Marx rette

Im weiteren werde ich mich nicht ausführlich mit den relevanten Texten aus Prokla und Argument auseinandersetzen, sondern lediglich die oben genannte Strategie herausarbeiten. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß theoretische Ansätze, die das kapitalistische Patriarchat erklären, zwar nicht geleugnet oder denunziert werden, aber eine Auseinandersetzung damit nicht argumentativ erfolgt, sondern mehr im Stile der Marxexegese. In einem umständlichen Verwirrspiel werden die Kritikpunkte an Marx nicht prägnant herausgearbeitet, um sie zu widerlegen (Marianne Braig/Carola Lentz, Prokla 50, 1983, S. 13), sondern sie werden in ein langatmiges Wortgeklingel eingebettet. Ihre Formulierungen zeichnen sich durch einen merkwürdigen insistierenden Schreibstil aus, der fast tautologisch wirkt und seine Überzeugungskraft wohl nur aus der Wiederholung von Glaubenssätzen gewinnt bzw. man begründet die Richtigkeit der marxschen Überlegung, indem man sie ohne weitere eigene Argumente lediglich wiederholt. Schon 1978, als der Ansatz das erste Mal publiziert wurde, verfuhren Prokla-Autorinnen entsprechend: „Ein weiterer Kritikpunkt der zu weitreichenden Konsequenzen führt, ist die Behauptung, daß das Fortbestehen eines zahlenmäßig umfangreichen Subsistenzsektors die These Rosa Luxemburgs von der fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation bestätige. *Wir sind der Meinung*, daß sich der Begriff der ursprünglichen Akkumulation so, wie er von Marx definiert wurde, auf eine bestimmte historische Phase (17. und 18. Jahrhundert) bezieht, in der eine Scheidung der unmittelbaren Produzenten von ihren Produktionsmitteln stattfand, eine Verwandlung der



unmittelbaren Produzenten in Lohnabhängige (MEW, Berlin (DDR), 1972, S. 742). Natürlich trug die Ausbeutung der Ressourcen der Kolonien nicht unwesentlich zur Akkumulation bei, dennoch ist der Prozeß der ursprünglichen Akkumulation abgeschlossen, da die ursprüngliche Akkumulation die Vorgeschichte des Kapitals und der ihr entsprechenden Produktionsweise bildet." (punktum, auch hier wird wieder lediglich Marx als Quelle angegeben, Carola Donner-Reichle/Ruth Erlbeck/Gunhild Rauch, Prokla 33, 1978, S. 120). Die Richtigkeit dieser marxschen Überlegungen wird lediglich behauptet und eben diese Textstelle, die von Claudia v. Werlhof angegriffen wurde, wiederum nur mit Marx belegt. Das nenne ich ein dogmatisches Vorgehen. An solchen Stellen fühlt man sich fast dazu aufgefordert, den Artikel wegzulegen, da offensichtlich die Autorinnen meinen, die Leserinnen seien in der Regel autoritären und dogmatischen Strukturen unterworfen, so daß sie das dahinterliegende Nichternstnehmen der Leserinnen nicht bemerken könnten.

Zudem wird immer wieder behauptet, die Frauen würden für ihre Arbeit im Haushalt bezahlt und dies hätte Marx wertmäßig erfaßt. „Damit, daß Marx die Wertbestimmung der Arbeitskraft an das Leistungsvermögen eines Familienvaters und Ehemannes bindet, trägt er indirekt unentgeltlicher Hausfrauenarbeit Rechnung. Die Ehefrau erhält für ihre Leistung im Haushalt Unterhalt aus dem Einkommen des Mannes, dazu ist er gesetzlich verpflichtet (Ursula Beer, Prokla 50, 1983, S. 30). Die Tatsache, daß Kost und Logis zwar die Reproduktion von Frauen abdeckt, aber die Reproduktions*arbeit* der Hausfrau nicht durch Kost und Logis angemessen entlohnt ist, kann Ursula Beer innerhalb der Strategie: Wie ich meinen Marx rette, nicht thematisieren. Ein Arbeitspferd im Stall bekommt doch auch Hafer, Stroh und Wasser, dennoch käme niemand auf die Idee, darin eine Bezahlung oder gar angemessene Entlohnung zu sehen. Ursula Beer tut stattdessen so, als sei das Problem der Entlohnung von Hausarbeit noch nie differenziert behandelt worden. Die Argumentation gegen die mehrwertschaffende Hausarbeit wird geradezu tautologisch. „Auch das Argument, Hausarbeit erspare dem Kapital Abzüge vom Mehrwert, ist wenig überzeugend. Wenn die Leistung unbezahlter Hausarbeit unabdingbare Voraussetzung der Mehrwertproduktion ist, die nur profitabel oder zumindest profitversprechende Arbeit zur Vermarktung zuläßt und Arbeiten ausgrenzt, die zwar gesellschaftlich notwendig aber unprofitabel sind, dann erspart Hausarbeit dem Kapital keinen Pfennig. Denn nur solche Kosten können erspart werden, die zu einem früheren Zeitpunkt auch einmal entstanden sind, und für Hausarbeit hat das Kapital noch nie Geld ausgegeben" (S. 31). An dieser Stelle dreht Ursula Beer sich in der Tat im Kreise. Es ist ja gerade der Knackpunkt in der Theorie, daß das Kapital für Arbeitsleistungen, die im Dienste und für den Profit des Kapitals erbracht werden, nicht bezahlen *muß*. Das ist doch gerade Ausbeutung, sogar Überausbeutung. Wenn das Kapital gezwungen würde, diese Arbeit zu bezahlen, auf welche Weise auch immer, dann könnte dieses Geld nicht mehr abgeschöpft werden für den eigenen Profit. Das Kapital kauft zwei Arbeitsplätze (Lohnarbeiter und Hausfrau) für einen Lohn, also *erspart* es Lohn*kosten* für die Hausarbeitskraft. Man könnte diese dogmatische und tautologische Vorgehensweise noch an vielen Beispielen deutlich machen.

Abschließend möchte ich noch auf den Stellenwert eingehen, den alle diese Strategien in bezug auf ihr *Ziel* haben: Die *Unsichtbarmachung* der speziellen Rolle der Arbeiterbewegung innerhalb der Interessenallianz Kapital/männliche Lohnarbeitende, das Niederhalten und Unsichtbarmachen eines gefährlichen theoretischen Konzeptes, das bei einer entsprechenden Publizität möglicherweise viele Frauen, die heute noch in der Arbeiterbewegung kämpfen und die den Männern noch Glauben schenken, ihre Loyalität aufkündigen.

Allerdings scheint dieses Niederhalten nicht mehr ganz so einfach zu klappen. Auch im Argument erschien im letzten Jahr ein Artikel (Sigrid Pohl, Argument 140, 1983, S. 525 — 535), der dem Ansatz von Bennholdt-Thomsen, v. Werlhof und Mies folgt. Überraschenderweise nicht innerhalb der „Frauenecke", sondern innerhalb des Schwerpunktes: Politik und Produktion. Sollte dies die „Wende" sein?

Dies bleibt abzuwarten, da eine weitere Geschichtsklitterung gleich mit ins Haus geliefert wird. So heißt es im Editorial dieses Heftes: „Sie (Sigrid Pohl, Verf.) beschränkt sich jedoch nicht darauf, von einem feministischen Standpunkt die gechlechtsspezifische Arbeitsteilung sichtbar zu machen als ein Herrschaftsverhältnis, das „quer" zu den Klassenverhältnissen liegt und älter ist als diese. Ihre Fragestellung wird auch für Marxistinnen provozierend sein, die ihr bis hier zustimmen: In welchem Maße fließen die vorkapitalistischen, patriarchalischen Strukturen in die ökonomische Bestimmung des Ausbeutungsverhältnisses selbst ein?" (Editorial, Argument 140, 1983, S. 49). Wieso diese Fragestellung nicht auch für Marxist*en* provozierend ist, bleibt unerfindlich. Es scheint eine Art Arbeitsteilung innerhalb der linken Zeitschriften praktiziert zu werden, daß Männer sich nicht mit Ansätzen von Feministinnen auseinandersetzen. Nach dem Motto: Laßt doch die Weiber streiten (vgl. Christel Neusüß). Auch hier wird wieder das Märchen verbreitet, daß die patriarchalischen Stukturen vorkapitalistisch seien. Es läßt sich historisch aber nachweisen, daß z. B. Hausarbeit in ihrer heute verbreiteten Form, erst durch den Kapitalisten geschaffen wird, genau wie Lohnarbeit (Gertraude Kittler 1977). Im übrigen wird so getan, als sei die oben ausgeführte Position gerade von Sigrid Pohl entwickelt worden. Es wird nicht darauf hingewiesen, daß diese theoretischen Ansätze mindestens seit 1977/78 publiziert und von anderen Feministinnen aufgenommen und diskutiert worden sind (Gertraude Kittler 1977, Brunhilde Sauer-Burghard 1979, u. a.). Der Zerstörungsprozeß der Frauengeschichte durch die Linke geht weiter oder sollte ich besser sagen, hat immer noch nicht aufgehört!

Anmerkungen

Hervorhebungen in den Zitaten sind alle von mir.

Literatur

AMIN, Samir: L' accumulation á l'echelle mondiale, Cristique de la théorie du sons-developpement, Paris 1971

BEER, Ursula: Marx auf die Füße gestellt? Zum theoretischen Entwurf von Claudia von Werlhof, in: Prokla 50, 1983, S. 22 — 32

BENARD, Cheryl/SCHLAFFER, Edit: Der Mann auf der Straße, Reinbek 1980

BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika: Subsistenzproduktion und erweitere Reproduktion, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie, FFM 1980

dies.: Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, 9/10, 1983, S. 207 — 222

BRAUER, Sylvia/HARDT, Renate/MÄURER, Irene/MIES, Maria/MÖLLER, Carola/SMOLKA, Astrid/TIEWES, Marianne: Nachrichten aus dem Ghetto 'Liebe', Frankfurt 1980

BRAIG, Marianne/LENTZ, Carola: Wider die Enthistorisierung der Marxschen Werttheorie. Anmerkungen zur Kategorie: Subsistenzproduktion, in: Prokla 50, 1983, S. 5 — 21

BURGDORF, Dagmar: Zur Lage der Fabrikarbeiterinnen im 19. Jahrhundert, in: Das Argument 135, 1982, S. 664 — 671

CERUTTI, Furio: Lebendiges und Totes in der Theorie von Karl Marx, in: Das Argument 138, 1983, S. 231 — 238

DONNER-REICHLE, Carola/ERLBECK, Ruth/RAUCH, Gunhild: Frauenarbeit im unterentwickelten Kapitalismus, in: Prokla 33, 1978, S. 118 — 126

EDITORIAL, in: Das Argument 132, 1982, S. 168 — 173

ENDERWITZ, Elke: Feministische Wisenschaftsfeindlichkeit — Natur oder Dressur?, in: Das Argument 119, 1980, S. 16 — 19

HAUG, Frigga: Opfer oder Täter? Über das Verhalten von Frauen, in: Das Argument 123, 1980, S. 643 — 649

dies.: Vorstoß zur Gründung einer Frauenredaktion in Argument, in: Das Argument 129, 1981, S. 627

dies.: Männergeschichte, Frauenbefreiung, Sozialismus. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Arbeiterbewegung, in: Das Argument 129, 1981, S. 649 — 664

dies.: Frauenfrage und Gewerkschaftspolitik — Das Beispiel: Setzen, in: Das Argument 135, 1982, S. 644 — 652

HICKS, Emily: Kultureller Marxismus. Ungleichzeitigkeiten und feministische Praxis, in: Das Argument 138, 1983, S. 197 — 210

KEITEL, Evelyne: Frauen, Texte, Theorie, in: Das Argument 142, 1983, S. 830 — 841

KITTLER, Gertraude: Hausarbeit. Zur Geschichte einer „Natur-Ressource", München 1977

MANTHEY, Helga: Hausarbeit als theoretische Kategorie eines Emanzipationskonzeptes von Frauen?, in: Prokla 33, 1978, S. 89 — 117

MIES, Maria: Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis. Frauen und „dritte" Welt, Heft 3, 1980, S. 61 — 76

NEUSÜSS, Christel: Laßt doch die Weiber streiten. . . (unveröff. Manuskript)

PINL, Claudia: Das Arbeitnehmerpatriarchat, Köln 1977

POHL, Sigrid: Frauenlohndiskriminierung. Feministische Überlegungen zur Marxschen Arbeitswertlehre, in: Das Argument 140, 1983, S. 525 — 535

SAUER, Brunhilde: Ausbeutung der Frauen — Phänomen einer „Übergangsgesellschaft" oder integraler Bestandteil eines elitären Herrschaftssystems des sogenannten realen Sozialismus, in: Die Eule. Diskussionsforum für feministische Theorie, Heft 1, 1979, S. 39 — 72

WERLHOF, Claudia von: Frauenarbeit: Der blinde Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Erste Orientierungen, Heft 1, 1978, S. 18 — 32

Monika Bolbrügge/Sabine Hermann/Sabine Heuck/
Brigitte Papen/Brigitte Salzmann

Von der Theorie zur Praxis
Erfahrungen und Ergebnisse aus dem Umgang mit einem feministischen Forschungsansatz

Wer wir sind

Wir fünf Frauen haben gemeinsam mit einer weiteren Frau, also zu sechst eine Diplomarbeit im Fachbereich Psychologie, Institut 1, der Universität Hamburg geschrieben, mit dem Titel „Sechs Frauen — ein Thema — ein neuer Weg". Dabei haben wir die Postulate von Maria Mies (Mies 1978) aufgegriffen und versucht, Frauenforschung in die Praxis umzusetzen. Nach einem Arbeitsprozess von 1 1/2 Jahren war das „Werk" fertiggestellt. Es umfaßt 570 Seiten und besteht — wie der Titel schon sagt — aus drei großen Teilen: „Sechs Frauen": Beschreibung unseres Arbeitsprozesses, unsere Höhen und Tiefen auf inhaltlicher, methodischer und zwischenmenschlicher Ebene. „Ein Thema": Die historische Aufarbeitung von „Mütterlichkeit"; von ihrer Entstehung, über die Beurteilung, wie die Alte Frauenbewegung und die Neue Frauenbewegung mit „Mütterlichkeit" umgegangen ist, bzw. umgeht, und welche gesellschaftliche Funktion dieses Phänomen heute noch immer hat. „Ein neuer Weg": Darstellung unseres feministischen Forschungsansatzes.
Im folgenden Aufsatz versuchen wir, unser methodisches Vorgehen darzustellen, von den Ansprüchen, die wir zu Beginn der Arbeit hatten, über die Darstellung unseres Prozesses bis zu der Frage, was wir erreicht haben und was nicht.

Unser Hintergrund

Seit Beginn unseres Studiums haben wir uns mit psychologischen Forschungsmethoden auseinandergesetzt. In Arbeitsgruppen (sogenannten Methoden-Kritikgruppen) diskutierten und kritisierten wir das am Fachbereich überwiegend vertretene herkömmliche Wissenschaftsverständnis und befaßten uns auch mit Aktionsforschung. Auch dieser Ansatz befriedigte uns nicht restlos. Wir waren auf der Suche nach einem Forschungsweg, der sowohl an gesellschaftlich relevanten Problemen ansetzt, sich an den Erfahrungen und den Zielen der „Betroffenen" selbst orientiert, Parteilichkeit der Forscherinnen/der Forscher voraussetzt, als auch von einer feministischen Sichtweise aus die Situation von Frauen in dieser Gesellschaft erforscht.
Als das erste Frauenforschungsseminar — von Feministinnen erkämpft — am Fachbereich entstand, schienen sich unsere Hoffnungen zu erfüllen.
Wir begannen das Seminar mit der Frage: Was ist für uns Frauenforschung? Um darauf eine Antwort zu finden, gingen wir viele Wege, probierten, verwarfen, stellten infrage, verzweifelten auch manchmal:
Zu Beginn machten wir eine Selbsterfahrungseinheit zum Thema: Wie haben wir gelernt, die Welt zu erforschen bzw. wodurch wurde unsere Neugierde (oder Forscherinnendrang) in unserer Kindheit beschnitten?
Mit einem brain-storming versuchten wir der Frage näherzukommen: Was ist für uns Wissenschaft, was verbinden wir mit dem Begriff? Lange und ausführlich setzten wir uns dann mit den Postulaten von Maria Mies zu Frauenforschung (Mies 1978) auseinander. Problem- und Diskussionspunkte dabei waren: Wie macht frau Frauen nicht zu Forschungsobjekten? Gibt es „falsches" oder „richtiges" Herangehen an ein Forschungsthema? Liegt in einer Forschung, die sich mit allerkleinsten Details befaßt nicht die Gefahr, den Gesamtzusammenhang zu verlieren oder zu zerstören?

Als nächstes untersuchten wir Frauenforschung unter dem Blickwinkel von „Sprache" und „Praxis". Anhand von mitgebrachten anonymen Texten versuchten wir Kriterien zu entwickeln, um herauszufinden, ob sie von einer Frau oder einem Mann geschrieben wurden. In der Diskussion wurde uns bewußt, daß nicht nur die Geschlechtsrolle, sondern auch Inhalt und Auftrag/Absicht die Ausdrucksform eines Textes bestimmen. Daraufhin versuchten wir, uns diesem Thema „historisch" zu nähern und fragten: Was ist Sprache überhaupt? Wie hat sie sich entwickelt? Welche/wessen Realität spiegelt sie wider? Wurde auch weibliche Erfahrung mit Sprache benannt?
Danach verwendeten wir einige Sitzungen, um über unsere Zukunft als Psychologinnen zu sprechen, über unsere Träume, Utopien, Praxisängste. Dabei stellten sich uns folgende Fragen: Wie kann ich (männliche) Herrschaft bekämpfen? Kämpfen — wofür/wogegen/warum/wie? Vieles blieb unklar, Maos Text „Über die Praxis" (Mao Tsetung 1937) gab uns neue Anstöße: Wie machen wir Erfahrungen? Haben wir ein Bedürfnis nach Erkenntnis und Praxis? Haben wir noch eine Ahnung von unseren „ureigenen" Bedürfnissen? Gibt es „richtige" und „falsche" Bedürfnisse?
Nach drei Semestern Frauenforschung stellten wir fest, zum Thema „Frauenforschung" gibt es wenig, auf das frau zurückgreifen kann. Die Forscherinnen sind wir! Manchmal waren wir entmutigt, wollten gern etwas „ganz Neues" schaffen und mußten feststellen, Frauenforschung läßt sich nicht losgelöst von der Männerwelt entwickeln. Unsere Ansätze zu Theorie und Praxis sind gebrochen durch die Tatsache, daß wir in einer männlichen Welt leben. Ein Weg damit umzugehen ist, stets zu beobachten, was wir tun, wofür, wie, unter welchen Bedingungen, mit welchen Strukturen?
Wir stellten weiterhin fest, daß die Postulate von Maria Mies (Mies 1978) eine wichtige Grundlage von Frauenforschung darstellen, daß sie uns Hilfen und Ansatz bieten, wir sie jedoch nicht als Dogmen setzen wollen, sondern als Anregung verstehen und daß jede Frauen-Forscherin auf dieser Basis ihren eigenen Weg finden und gehen muß.
Dabei haben wir folgende Grundvoraussetzungen als wesentlich erkannt:

— Einbeziehen und analysieren von Alltagserfahrungen — Dialektik aufzeigen zwischen gesellschaftlichen Bedingungen und subjektiven Erfahrungen

— Prozess verändert die Forscherin — diese Veränderungen dokumentieren

— Methoden immer aus der konkreten Situation entwickeln und ihren Nutzen hinterfragen

— „Sprache" als Spiegel des eigenen Selbstverständnisses nutzen.

Vor diesem Hintergrund begannen wir unsere Diplomarbeit.

Was wir wollten

Innerhalb des von der Uni gesetzten Rahmens wollten wir unsere Zeit nutzen und das Bestmögliche daraus machen. Wir wollten einen neuen Forschungsweg gehen, etwas Ganzheitliches machen. Wir wollten uns ein Jahr lang mit etwas beschäftigen, was uns betrifft, was uns zugute kommt, uns weiterbringt, woraus wir etwas lernen und auch andere etwas lernen können. Wir wollten von unserer Betroffenheit als Frauen in dieser Gesellschaft ausgehen, unsere alltäglichen Erfahrungen von Ausbeutung und Unterdrückung zum Ausgangspunkt unserer Forschung machen.
Wir wollten eine Verbindung herstellen zwischen unseren individuellen Erfahrungen, den Erfahrungen aller Frauen und den herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen. Wir wollten parteilich sein, Strukturen offenlegen und auf ihre Veränderung hinwirken. Wir wollten Methoden finden, die diesen Interessen dienlich sind. Wir wollten den Forschungsprozess durchsichtig machen, Meinungen, Standpunkte und damit auch Ergebnisse in einen Kontext stellen, verstehbar und nachvollziehbar machen.
Wir wollten nicht vorher ein Konzept festlegen, was und wie etwas erarbeitet werden sollte, sondern Fragen immer wieder neu stellen, das Vorgehen immer wieder neu entscheiden.

Wir wollten immer von dem ausgehen, was gerade ist, wollten machen und gucken was passiert, was bei relativ spontanem Umgehen mit Wissenschaft so zutage tritt und erst hinterher beurteilen, einschätzen und kritisieren. Wir wollten sehen und zeigen, was dabei herauskommt, wenn sechs Frauen mit diesen und vielen anderen Ansprüchen im Kopf ein Thema bearbeiten.
Wir waren selber neugierig auf unseren Weg, gespannt, was sich verändern würde.
Wir wollten alles aufschreiben in einer klaren, verständlichen Sprache, möglichst nichts beschönigen, begradigen, klarer machen als es uns selbst zu der Zeit war, allenfalls hinterher erklären, analysieren.
In der Diplomarbeit sollte genau das stehen, was auch gewesen war, was wir in diesem Zeitraum erarbeitet haben, und wie wir das erarbeitet haben, welche Wege wir gegangen sind, wie es uns dabei ergangen ist und was dabei herausgekommen ist, was wir daraus gelernt haben und was andere daraus lernen können. Wir wollten den geheimnisvollen Schleier lüften und zeigen, wie eine wissenschaftliche Arbeit gemacht wird und wie so etwas aussehen kann, wenn es nicht glatt- und geradegerückt ist, nicht einem Verwertungsprinzip untergeordnet und für andere als perfektes, makelloses Ergebnis angerichtet ist, d. h. unmenschlich und realitätsfern ist, weil die Realität — das Leben und die Menschen — eben nicht gradlinig und logisch ist.

Was wir gemacht haben

Vorbemerkung: Bevor wir jetzt ausführlich unser methodisches Vorgehen darstellen, erscheint uns zum grundsätzlichen Verständnis unserer Arbeit noch wichtig zu erwähnen, welche große Rolle gruppendynamische Probleme bei unserer Zusammenarbeit immer wieder gespielt haben und wahrscheinlich bei jeder Gruppenarbeit spielen werden.
Zuerst haben wir das oft nicht erkannt, nur über den thematischen und methodischen Aspekt eines Problems diskutiert, und nicht selten haben wir sogar die eigentlichen Probleme über Sachfragen auszutragen versucht. Ein wesentlicher Teil unserer Prozesse wurde dadurch betimmt, daß wir einerseits auf jeden Fall die Gruppe zuammenhalten wollten, andererseits unterschiedliche Vorstellungen über unser inhaltliches und methodisches Vorgehen diesen Zusammenhalt bedrohten.
Der Versuch, eine Balance zwischen Einigkeit und Interessenverwirklichung herzustellen, hat unseren Gruppen- und Arbeitsprozeß wesentlich geprägt. So weit wie möglich haben wir versucht, gegen Ende unserer Arbeit diese Dynamik zu erkennen, offenzulegen und zu verarbeiten, um besser zu verstehen und daraus zu lernen.
Damit wurden Beschreibung und Analyse dieses Prozesses zu einem gleichrangigen Schwerpunkt unserer Arbeit neben dem Thema „Mütterlichkeit" und der Darstellung unseres Forschungsansatzes.

Wir suchen nach einem Thema

Das erste halbe Jahr unseres Forschungsprozesses sollte dazu dienen, ein gemeinsames inhaltliches Interesse herauszufinden und festzulegen, wie wir methodisch vorgehen wollten. Wir haben uns in der Zeit regelmäßig getroffen und versucht, unsere verschiedenen thematischen Interessen auf einen Nenner zu bringen und vor allem ein Thema zu finden, das unseren — im Laufe des Studiums entwickelten — Anspruchskriterien standhielt. Bei jedem Themenvorschlag fragten wir uns:

— nach *Machbarkeit und Umfang:* Ist es möglich dieses Thema im Rahmen der gegebenen Prüfungsordnung zu bearbeiten? Sind die nötigen Informationen überhaupt zu beschaffen? Ist das Thema soweit von anderen Beeichen abgrenzbar, daß die Fragestellung noch sinnvoll und in unserem zeitlichen Rahmen zu bearbeiten ist?

— nach *Mißbrauchsmöglichkeiten:* Jedes veröffentlichte Forschungsergebnis kann für Ziele und zur Durchsetzung oder Legitimation von Interessen genutzt werden, die den Zielen und Interessen der Forscher/in nicht entsprechen. Wir versuchten also das Risiko des Mißbrauchs gegen den angestrebten Nutzen abzuwägen.

— nach der *Zielssetzung:* Welches Ziel wird mit der Forschung angestrebt? Für wen sind die Ziele dienlich?

— nach dem *eigenen Bezug:* Der eigene Bezug zum Thema hat einen ganz wesentlichen Einfluß auf die Herangehensweise und die Ergebnisse der Forschung. Was steckt hinter meinem Forschungsinteresse? Warum interessiert mich gerade diese Frage?

— nach der *praktischen Relevanz:* Setzt das Thema an konkreten gesellschaftlichen Problemen an, dient es dazu, Veränderungsprozesse voranzutreiben? Kann das Ergebnis der Forschung von den Betroffenen sinnvoll genutzt werden oder hat es außerhalb des sogenannten Elfenbeinturms keinerlei Bedeutung?

Das Thema ist da

Diese Auseinandersetzung beendeten wir nach einem halben Jahr mit einem Thema, das unseren Ansprüchen standhielt und das auch den unterschiedlichen Interessen in der Gruppe gerecht wurde. Wir wollten den neuen Trend zum Kinderkriegen (auch) in der Frauenbewegung einschätzen, dokumentieren, Bezüge herstellen zur gesamtgesellschaftlichen Situation (Baby-Boom) und zu unseren eigenen Kinderwünschen und ebenso verfahren mit dem Trend zu „professioneller Mütterlichkeit", die wir in den vielen neuen Frauenprojekten verwirklicht sahen, in denen wir nach Abschluß unseres Studiums eventuell auch arbeiten wollten. Wir hatten dabei die These: Frauen werden zur „Mütterlichkeit" erzogen (= Gesamtheit von Fertigkeiten und emotionalen Fähigkeiten, die Frauen wesensmäßig zugeschrieben werden und die auf andere Menschen in der Absicht gerichtet sind, deren physisches und psychisches Wohlergehen zu sichern bzw. zu entwickeln und wiederherzustellen).
Auch frauenbewegte Frauen scheinen diese Festschreibung zu akzeptieren, indem sie in der privaten Mutterschaft oder der professionellen Gefühlsarbeit in einem Frauenprojekt eine neue Möglichkeit der Selbstverwirklichung sehen.
Wir fragten uns: Was ist an der neuen Mütterlichkeit alternativ, fortschrittlich, anders, und was ist nur Uralt-Ideologie im neuen Kleid? Das Oberthema „Private und professionelle Mütterlichkeit in der neuen Frauenbewegung" wollten wir in zwei Untergruppen „Feministin und Mutter, (wie) geht das?" und „Feministin und professionelle Gefühlsarbeiterin (wie) geht das?" bearbeiten und damit die unterschiedlichen Interessenschwerpunkte und Sympathien in der Gruppe unter einen Hut bringen.
Gleich nach den Semesterferien wollten wir uns unsrem Verständnis von Wissenschaft zuwenden. Wir hofften durch gegenseitige Inerviews Antworten auf unsere Fragen zu bekommen: Welche Ansprüche haben wir an die Diplomarbeit? Welche noch uneingestandenen Normen und Vorstellungen spuken in den Hinterköpfen der einzelnen Frauen? Welche Erwartungen und Befürchtungen haben wir in Bezug auf das Thema, die Art der Arbeit, auf die Zusammenarbeit in der Gruppe? Von welchem Verständnis von Wissenschaft gehen wir aus: Was ist dazu in Kopf und Bauch, wenn wir die bewußten Ansprüche einmal weglassen?
Die Interviews sollten in Dreier-Konstellationen durchgeführt werden, d. h. es gibt eine Fragerin, eine Befragte und eine Beobachterin, die eingreifen soll, falls ihrer Meinung nach der rote Faden verlorengeht oder Sachen unter den Tisch fallen. Neben der Abklärung unseres Wissenschaftsverständnisses sollten die Interviews einen sogenannten status quo dokumentieren, sie sollten unsere Vorstellungen vor dem Schreiben der Arbeit festhalten, damit am Ende der Arbeit deutlich wird, was sich durch das konkrete Umgehen mit Wissenschaft bei uns verändert hat, welche Ansprüche wir über Bord geworfen haben, welche auch in der Praxis Bestand hatten und welche neu hinzugekommen sind.

Nach den Ferien ist alles anders

Nach drei Monaten Ferien ist alles anders. Fast alle Frauen sind von mehr oder weniger schwerwiegenden Lebenskrisen betroffen, alles ist offen und wir wissen nicht mehr, wie und ob es weitergehen kann, die Planung wird hinfällig und wir versuchen nur noch die Gegenwart zu bewältigen. Um erst einmal zu erfassen, was alles passiert ist und wo jede Frau im Moment steht im Hinblick auf Thema, Gruppe und gemeinsame Arbeit, schreibt jede Frau zuhause eine „Bestandsaufnahme", die wir uns gegenseitig vorlesen und die dann wiederum von jeder Frau bearbeitet wird, um noch ungeklärte Fragen herauszuziehen und Übereinstimmungen festzuhalten. Als uns unsere Situation durchsichtig genug erscheint, schreibt jede Frau ein „Fazit", in dem sie ihren Vorschlag zum weiteren Vorgehen macht. Nach einem Monat Krisenintervention glaubten wir wieder auf so festem Boden zu stehen, um uns inhaltlichen Themen zuzuwenden.

Wir wenden uns unserem Wissenschaftsverständnis zu

Die nachfolgende Zeit wurde durch zwei Schwerpunkte bestimmt: Klärung unseres Wissenschaftsverständnisses und die Suche nach der inhaltlichen Ausfüllung unseres Themas. Zunächst wandten wir uns unserem Wissenschaftsverständnis zu. Jede von uns schrieb einen Aufsatz darüber, wie wir in Bezug auf Wissenschaft sozialisiert worden sind, welche Erfahrungen wir bisher mit der herkömmlichen Wissenschaft gemacht hatten, was wir daran kritisierten, und was wir anders machen wollten. Die Aufsätze sollten uns einstimmen auf die geplanten Interviews zu diesem Thema. Die Ergebnisse waren sehr unterschiedlich, weil jede Frau einen anderen Schwerpunkt gewählt hatte. Um eine Vergleichbarkeit unserer Standpunkte sicherzustellen, wollten wir die Interviews mit einem Leitfaden vorstrukturieren. Die Interviews sollten uns gleichzeitig bei der Entscheidung helfen, ob wir später „guten Gewissens" auch andere Frauen interviewen könnten.
Trotz des Leitfadens ermöglichten auch die Interviews keinen Vergleich unserer Standpunkte, wir waren wieder alle sehr unterschiedlich an die Beantwortung der Fragen herangegangen, insbesondere auch an die Fragen wie wir die Frauenforschungs-Postulate von Maria Mies (Mies 1978) einschätzen, und ob wir sie mit unserer Arbeit erfüllen würden. Daraus entwickelte sich eine lebhafte Diskussion darüber, ob wir uns mit der entschiedenen Erfüllung der Postulate nicht wieder einem (wenn auch feministischen) Wissenschaftsdogma unterordnen und damit evtl. unsere Arbeitsweise behindern würden. Wir wollten unsere eigenen Wege gehen und verstanden Frauenforschung als etwas Veränderliches, das wir durch unsere Arbeit erfahren, bewegen und weiterentwickeln wollten.
Mit einer zunächst mehr pauschalen Kritik und Ablehnung der „Methode Interview" beschlossen wir den Abschnitt über unser Wissenschaftsverständnis. Wir waren enttäuscht über die Ergebnisse, die nichts wesentlich Neues zutage gefördert hatten. Später revidierten wir dieses harte Urteil, nachdem wir eingesehen hatten, daß wir die „Methode Interview" im Hinblick auf das, was sie leisten kann, überschätzt hatten: Antworten können nicht besser sein als die Fragen und mit platten Fragen ist niemandem auf die Schliche zu kommen. Außerdem hatten wir zwei verschiedene Ziele mit dieser Methode verbunden und sie damit mit Ansprüchen überfrachtet. Einmal wollten wir mit ihrer Hilfe Veränderung erforschen und zum anderen sollte sie das liefern, was wir glaubten uns einfach nicht so sagen zu können. Was wir bisher nicht erreicht hatten — eine wirklich klärende Diskussion über die latent spürbaren Unterschiedlichkeiten in der Gruppe — sollten uns die Interviews „bescheren".
Die vehemente Ablehnung der „Methode Interview" stellte uns erneut vor das Problem, auf welche Weise wir in Kontakt mit betroffenen Frauen treten könnten, um sozusagen das Praxisfeld zu erforschen. Einige Zeit später kam uns dazu der rettende

Gedanke, wir entschieden uns auf der Hamburger Frauenwoche einen Workshop über private und professionelle „Mütterlichkeit" anzubieten.

...und suchen immer noch nach unserem eigentlichen Thema

Parallel zu unseren Interviews versuchten wir mit verschiedenen Strukturvorschlägen eine Einigung über den thematischen Schwerpunkt unserer Arbeit herbeizuführen, lange Zeit ohne Erfolg. Erst nachdem uns von einer Frau die „Pistole auf die Brust" gesetzt wurde, konnten wir zu einem für alle akzeptierbaren Kompromiß kommen. Heraus kam unser altes Thema: „Private und professionelle Mütterlichkeit in der neuen Frauenbewegung. Feministin und Mutter (wie) geht das? Feministin und professionelle Gefühlsarbeiterin (wie) geht das?"
Wir hatten uns scheinbar im Kreise gedreht, waren aber auf einer höheren Ebene angekommen, die unsere Bedürfnisse, Hintergründe etc. offengelegt hatte, so daß wir sicher sein konnten, einen tragfähigen Kompromiß gefunden zu haben.

Was hat das Thema mit uns ganz persönlich zu tun?

Wir beschlossen, daß als nächstes jede Frau ihren Bezug zum Thema schriftlich darlegt. Damit sollte gewährleistet sein, daß wir selbst und spätere Leserinnen nachvollziehen könnten, vor welchem persönlichen Hintergrund und mit welcher Absicht jede von uns an das Thema herangegangen ist. Wir gingen davon aus, daß unser inhaltliches Vorgehen und unsere Ergebnisse auch von unseren persönlichen Erwartungen und Fragen geprägt werden.
Da unser Thema mehrere Aspekte umfaßte, zu denen wir jeweils differenziert Stellung nehmen wollten, schrieben wir drei Aufsätze: „Bezug zur Frauenbewegung", „Bezug zu privater Mütterlichkeit" und „Bezug zu professioneller Mütterlichkeit". Darin wurde jeweils die persönliche Geschichte und der aktuelle Standpunkt bezüglich des Aspektes beschrieben und jede Frau legte dar, worin ihr spezielles Forschungs-Interesse lag. Wir lasen uns die Aufsätze in der Gruppe vor und versuchten bei jeder Frau die Kernfragen herauszuschreiben.
Die Methode „schriftliche Hausaufgabe" führt dazu, nur sehr rationale und wohldurchdachte Aspekte aufs Papier zu bringen. Unser Interesse war aber, auch an die versteckten Hintergedanken im Kopf heranzukommen, an Ängste und Hoffnungen, die bei der Methode „schriftliche Hausaufgabe" der Zensur-Schere im Kopf zum Opfer fielen. Wir hofften mit anderen Methoden zu anderen Ergebnissen zu kommen und probierten es mit assoziativen Methoden wie „Traumreise" [1]), „Tarot-Karten" und „Assoziieren zu einem Begriff". Tatsächlich gelang es uns auf diese Art und Weise eher, unsere bisher uneingestandenen Gefühle wahrzunehmen und Wünsche und Gedanken offenzulegen.

Alles über den Workshop

Parallel zu der Auseinandersetzung über unseren Bezug zum Thema bereiteten wir unseren Workshop vor. Ausgangspunkt war zunächst das Bedürfnis, uns mit Frauen auseinanderzusetzen, die Feministin und Mutter bzw. Therapeutin sind. Der Workshop bot gegenüber der „Methode Interview" eine Menge Vorteile: Wir waren in der Rolle der Anbietenden, d. h. die Frauen kamen nur zu uns, wenn sich ihr Interesse mit unserem Angebot deckte. Wir waren nicht die einzigen Gesprächspartnerinnen, sondern wir ermöglichten ein Kennenlernen und einen Erfahrungsaustausch zwischen Frauen in ähnlicher Situation. Im Rahmen der HH-Frauenwoche waren zudem Bildungsurlaub und Kinderbetreuung gewährleistet, so daß die Frauen wirklich Raum für ihre eigenen Bedürfnisse hatten.

Wir planten zwei Veranstaltungen, mit den Titeln: „Feministische Mutter — alte Mütterlichkeit im neuen Kleid? — Feministin und Mutter, (wie) geht das?" und „Feministische Gefühlsarbeiterin — alte Mütterlichkeit im neuen Kleid — Feministin und Therapeutin, (wie) geht das?" Ausgangspunkt der Diskussionen sollten Widersprüche sein, die wir bei unseren Auseinandersetzungen mit dem Thema herausgefunden hatten. Widersprüche zwischen dem Selbstverständnis als Feministin und der Rolle als Mutter bzw. Gefühlsarbeiterin.
Bei der Vorbereitung des Workshops entstand an diesem Punkt eine heftige Diskussion. Einige Frauen aus der Gruppe wollten diese Widersprüche von den Teilnehmerinnen (Tn) des Workshops bestätigt bzw. verworfen haben. Die andere Fraktion in der Gruppe bezeichnete dieses Interesse als Ausdruck eines bürgerlichen Forschungsansatzes, bei dem es darum geht, eine These aufzustellen und diese dann im Forschungsprozess von anderen bestätigen bzw. ablehnen zu lassen. Sie meinten, für uns blieben die Widersprüche existent, selbst wenn alle Tn des Workshops sie für sich nicht akzeptieren würden. Wir hatten die Widersprüche aus der Theorie von Frauenunterdrückung und aus eigenen Erfahrungen hergeleitet und halten sie in diesem Rahmen für richtig. Uns wurde klar, daß wir von daher auch nur an den Frauen Interesse hatten, die diesen Rahmen akzeptierten. Um unseren eigenen Standpunkt offenzulegen, beschlossen wir, ein Papier zu verfassen, in dem wir unsere Sichtweise von „Mütterlichkeit" und unser feministisches Selbstverständnis darstellen, und in dem wir zum Ausdruck brachten, daß unser Interesse nur den Frauen galt, die unsere Sichtweise teilten.
Am Ende des Workshops waren wir alle sechs mehr oder weniger enttäuscht. Wir waren über eine Bestandsaufnahme der Probleme nicht hinausgekommen, die Frauen hatten von ihren individuellen Wegen berichtet, mit den Widesprüchen umzugehen. Erst zu diesem Zeitpunkt konnten wir uns eingestehen, daß für jede von uns mit dem Workshop eine große heimliche Hoffnung verbunden gewesen war: die Hoffnung auf eine radikal feministische Lösung der Widersprüche. Die eigentliche Triebfeder des Workshops war die Frage gewesen: Welche Lösung gibt es für die Widersprüche, die wir in unserer zukünftigen Praxis als feministische Mütter bzw. als feministische Therapeutin sehen? Als die Tn von ihren individuellen Ansätzen berichtet hatten, war der Traum von der „Lösung" zerplatzt und wir konnten akzeptieren, daß jede von uns für sich selbst entscheiden muß, ob sie bereit ist, sich den Widersprüchen zu stellen und welche Kompromisse sie dafür eingehen will. Wir hatten uns bis dahin oft gegenseitig beteuert, daß wir mit einer Diplomarbeit keine Entscheidungen über zukünftige Lebensfragen treffen können. Trotzdem konnten wir diese Hoffnung erst aufgeben, als wir konkret damit gescheitert waren.
Die Frage „...(wie) geht das?" war für jede von uns nach dem Workshop uninteressant geworden. Spannend erschienen uns nun die Fragen nach den Strukturen von „Mütterlichkeit" und der gesellschaftlichen Funktion. Entsprechend unserem Anspruch, immer von dem Interesse auszugehen, das uns am wesentlichsten ist und kein altes Konzept nur um seiner selbst willen aufrechtzuerhalten, veränderten wir unseren Themenschwerpunkt und beschlossen, uns als nächstes mit der historischen Entwicklung von „Mütterlichkeit" zu beschäftigen.

Wir suchen in der Geschichte nach den Wurzeln von „Mütterlichkeit" und verfolgen ihre Entwicklung bis heute

Daß „Mütterlichkeit" eine Geschichte hat, wußten wir schon aus den Diskussionen aus den Frauenseminaren, die wir an der Uni besucht hatten. Wir gingen von der Annahme aus, daß „Mütterlichkeit" kein den Frauen angeborener Instinkt sein kann, sondern daß es sich um — im Laufe der Geschichte — erlernte Fähig- und Fertigkeiten handelt, die den Frauen aufgrund ihrer Gebärfähigkeit wesensmäßig zugeschrieben wurden und daß diese Zuschreibung in engem Zusammenhang mit den Veränderungen der Produktionsverhältnisse (z. Z. der Industrialisierung) erfolgt ist.

Wir wußten: Früher hat es zwischen Frau und Mann keine Liebe im heutigen Sinne gegeben, und auch der spezielle Lebensabschnitt „Kindheit" war den Menschen kein Begriff. Daraus schlossen wir, daß es demnach auch die „mütterliche" Frau im heutigen Sinne nicht gegeben haben kann. Konkret waren diese Aussagen für uns jedoch kaum vorstellbar. Keine Liebe? Keine Kindheit? Wir wollten es ganz genau wissen, um für uns und andere Frauen die Entwicklungsgeschichte von „Mütterlichkeit" begreifbar zu machen.
Konkret sind wir folgendermaßen vorgegangen: Jede Frau befaßte sich intensiv mit einer Phase bzw. einem Aspekt der Entstehungsgeschichte von „Mütterlichkeit". Der Rohentwurf jedes Kapitels wurde in der Gruppe diskutiert, die jeweilige „Fachfrau" konnte somit überprüfen, ob sie das von ihr Erarbeitete schlüssig darlegen kann, ob es für uns andere nachvollziehbar ist, wo noch Wissenslücken geschlossen werden mußten.
Die Erarbeitung des historischen Teils bereitete uns erhebliche Schwierigkeiten. Drei Frauen wollten nach bestimmten Fragestellungen die geschichtliche Entwicklung durchforsten und darstellen, während die anderen sich genau am Alltag und Leben der damaligen Menschen, speziell der Frauen, orientieren wollten, d. h. beschreiben, wie die Menschen tatsächlich gelebt haben. Wir entschieden uns dann für letzteres. Es fiel uns auch schwer, aus der Fülle von Material das herauszusuchen, was für die Entstehungsgeschichte von „Mütterlichkeit" wirklich relevant ist. Wir mußten eingrenzen, wollten gleichzeitig nicht verfälschen, Geschichte nicht gradliniger machen als sie ist und das Ganze sollte nachprüfbar sein. So fielen die Kapitel auch unterschiedlich aus hinsichtlich Ausführlichkeit, Gewichtung und Stil. Die Konsequenz war, daß wir die Texte mehrmals überarbeiteten, um aus sechs verschiedenen Teilen ein Ganzes werden zu lassen.

Insgesamt dauerte die Erarbeitung des historischen Teils vier Monate, viel länger als wir erwartet haten. Zum Schluß hatten alle Frauen alle Texte durchgearbeitet — eine sehr aufwendige und manchmal nervenzermürbende Methode, von der wir aber am meisten profitierten.
Die Erarbeitung dieses Teils brachte uns zwei wichtige Erkenntnisse. Wir haben uns Geschichte anders genähert und angeeignet als wir dies von unserer Schulzeit her gewöhnt waren: Wir orientierten uns am wirklichen Alltag der Menschen, versuchten Phänomene genau zu beschreiben. Dabei haben wir erfahren, wie stark sich gesellschaftliche Verhältnisse im alltäglichen Leben der Menschen widerspiegeln, anschaulicher und eher nachvollziehbar als die bloße Wiedergabe von Fakten bzw. Ereignissen dies vermag.
Darüber hinaus ist uns deutlich geworden, wie stark die herkömmliche Geschichtsschreibung von männlicher Sicht geprägt ist, die die Frauen und ihr Leben wenig oder kaum miteinbezieht.
Nachdem wir uns ausführlich mit der Geschichte von „Mütterlichkeit" befaßt hatten, zeigten wir auf, wie die Alte Frauenbewegung „Mütterlichkeit" eher noch manifestiert hat und wie die Neue Frauenbewegung mit „Mütterlichkeit" umgeht.
In einem weiteren Teil stellten wir dar, warum „Mütterlichkeit" ihre Funktion bis heute nicht verloren hat und wie wir uns selbst in unserer „Mütterlichkeit" halten.
Zum Abschluß gaben wir einen kurzen Ausblick auf die zukünftige gesellschaftliche Entwicklung, die gekennzeichnet ist durch eine tiefgreifende Weltwirtschaftskrise, und welche Rolle „Mütterlichkeit" dabei spielen könnte.
Auch bei den zuletzt erwähnten inhaltlichen Teilen behielten wir die Arbeitsweise bei, daß eine oder zwei Frau(en) zuständig war(en) für ein bestimmtes Themengebiet, in der Gruppe wurde jedoch nach wie vor über Herangehensweise, Inhalt und Umfang diskutiert und über Veränderungen entschieden.

Wir schreiben unsere Chronik und decken Hintergründe auf

Wir beschäftigten uns nun mit der Chronik unseres Gruppen- und Arbeitsprozesses. In unserer Arbeit sollten nicht nur die Ergebnisse unserer Forschung enthalten sein, son-

dern auch der Weg, den wir dabei gegangen sind mit all seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Widersprüchlichkeiten und all den Fragen, die dabei offen geblieben sind. Unsere Absicht war, mit dieser Chronik und ihrer nachfolgenden Analyse einen Abschnitt unserer Geschichte zu beschreiben und aufzuarbeiten und damit dem ständigen Prozeß der Geschichtszerstörung in unserer Gesellschaft entgegenzuwirken, von dem auch die Frauenbewegung nicht unbeeinflußt ist. Wir hofften, daß andere Frauen so eher auf unserer Arbeit aufbauen können, nicht wieder von vorne beginnen müssen, auch wenn damit konkrete eigene Erfahrungen nicht ersetzt werden.
Jede von uns war „Fachfrau" für einen bestimmten Zeitabschnitt unseres Prozesses, den sie anhand von Protokollen, Tagebuchaufzeichnungen und Aufsätzen genau und detailliert rekonstruierte.
Wir durchlebten noch einmal sehr intensiv den ganzen Prozeß. Einige Konflikte und Irrwege fielen uns erst zu diesem Zeitpunkt auf, und wir entdeckten hinter so mancher Auseinandersetzung unsere eigentlichen, oft recht persönlichen Motive.
Das führte dazu, daß unser Interesse an einer anschließenden Analyse unseres Prozesses noch größer wurde.
Wir einigten uns darauf, drei Aspekte genauer zu beleuchten und zu verarbeiten:
— unseren Themenfindungsprozeß zu Beginn der Arbeit
— unsere gruppendynamischen Muster, Konflikte, Rollenverteilung
— die Darstellung und Bewertung der von uns angewandten Methoden
Während der Aspekt des *Themenfindungsprozesses* sich relativ problemlos gestaltete, war die *Analyse unserer gruppendynamischen Muster* für uns alle ein sehr heikles Thema, weil dabei nicht ausgetragene Konflikte aufbrachen (Dominanz, Verantwortung tragen oder abgeben).
In diesem Zusammenhang wurde uns immer klarer, welche wesentliche Rolle auch in unserer Gruppe „mütterliche" Verhaltensweisen gespielt und wieviel subtiler und beständiger sie unser Miteinanderumgehen bestimmt hatten, als wir es je vermutet hätten. Wir setzten uns intensiv damit auseinander und suchten für uns nach Alternativen. Wir wollten nicht länger in alten anerzogenen Verhaltensmustern verharren, die uns einseitig auf einen Pol der menschlichen Fähigkeiten — den „mütterlichen" — festschreiben, sondern auch sogenannte „männliche" Eigenschaften in unser Selbstbild integrieren. In erster Linie heißt das: unsere eigenen Bedürfnisse wahrnehmen und offen und eindeutig zu vertreten, um uns unabhängig zu machen und nicht mehr unsere Existenzberechtigung aus dem Leben für und durch andere abzuleiten.
Bei der Darstellung der von uns im Laufe der Arbeit angewandten *Methoden* unterschieden wir zwischen:
— Methoden, die unsere Gruppenarbeit unterstützt haben (Protokolle, Blitzlicht, Kassettenaufzeichnungen ...)
— Methoden, die die Zusammenarbeit ergänzt und entlastet haben (Problemgespräche, Diplomarbeitstagebuch ...)
— Methoden, mit deren Hilfe wir von uns selbst oder von anderen Frauen etwas zum Thema erfahren haben (schriftliche Hausaufgaben, Traumreisen, Workshop, Interviews ...).
Mit diesen Methoden haben wir versucht, unsere Vorstellungen von ganzheitlicher Arbeit zu verwirklichen. Wichtig war uns neben der Darstellung und Beurteilung einer jeden Methode, ihren Zusammenhang mit unserem jeweiligen Forschungsinteresse deutlich zu machen, aufzuzeigen, aus welcher Situation wir sie entwickelt haben und welche Ergebnisse sie gebracht hat.
Die Erarbeitung von Chronik und Analyse dauerte zwei Monate. Sie wurden zu einem wesentlichen Bestandteil unserer Arbeit. Deshalb änderten wir noch einmal unser Thema. Von nun an sollte es heißen: „Sechs Frauen — ein Thema — ein neuer Weg". Damit betonten wir die drei Hauptaspekte unserer Arbeit nämlich den Gruppenprozeß, den thematischen Schwerpunkt und die Darstellung unseres feministischen Forschungsansatzes.

Resumée

Als diese großen Kapitel fertiggestellt waren, schrieb jede Frau noch ein Resumée — was sich für sie durch die Arbeit in Bezug auf das Thema „Mütterlichkeit" verändert hat, und beschäftigte sich noch einmal mit den Fragen unseres Interviews, um auch hier Veränderungen zu erkennen und festzuhalten. Wir beendeten die Arbeit mit einem gemeinsamen Papier, in dem wir einschätzten, was wir erreicht hatten bzw. was wir nicht erreicht hatten. Besonders wichtig im Hinblick auf Frauenforschung waren uns dabei folgende Punkte:
Bei der Beschäftigung mit der historischen Entwicklung von „Mütterlichkeit" haben wir gelernt, wie genau sich gesellschaftliche Strukturen im Alltag widerspiegeln. Das scheinbar Nebensächliche, Unbedeutende teilt uns die Funktion von Normen anschaulicher und eindringlicher mit als Theorien über soziologische Phänomene. Wir haben daraus eine weitere Erkenntnis für Vorhaben im Bereich Frauenforschung gezogen: Die am Forschungsprozeß Beteiligten sollten versuchen, den Gegenstand ihrer Forschung auch in ihrem unmittelbaren Alltag zu dokumentieren. Wenn wir erkennen, wo sich gesellschaftliche Strukturen in unserem „privaten" Alltag festmachen und sich durch unser Verhalten immer neu stabilisieren, sind Ansätze zur Veränderung eher sichtbar — was nicht heißt, daß es auch leichter ist, sie umzusetzen. Doch in unseren eigenen Handlungen stecken Möglichkeiten, Strukturen aufzubrechen und zu verändern — das zu erkennen, ist uns wichtig.
Weiterhin ist uns bewußt geworden, wie stark das eigene Forschungsinteresse den Forschungsprozeß und seine Ergebnisse beeinflußt. Wir haben zu Beginn der Arbeit unseren Bezug zum Thema dargestellt — zum einen, um uns selbst Klarheit darüber zu verschaffen, zum anderen, um es dem(r) Leser(in) zu erleichtern, unsere Beweggründe nachzuvollziehen und unser Vorgehen einzuschätzen. Aus dieser Erfahrung leiten wir die Forderung ab, daß jede Frauen-Forscherin sich selbst bewußtmachen sollte, welchen persönlichen Bezug sie zu ihrer Fragestellung hat und welche Motive ihre Handlungen steuern, und daß sie dies auch in ihrer Forschungsarbeit offenlegen sollte.
Ein weiterer Punkt betrifft Sprache. Wir wollten in einer klaren, verständlichen Sprache schreiben und bemerkten im Verlauf der Arbeit, wie schwer uns das fiel. Wir haben versucht, immer wieder eine kritische Distanz zu unserem Geschriebenen zu entwickeln und dabei entdeckt, daß bestimmte Begriffe oft die Funktion hatten, unsere Unsicherheit zu verschleiern. Eine klare Sprache — frei von Fachausdrücken und Wörtern einer bestimmten „Szene" — ist keine großzügige Geste gegenüber anderen, sondern ein Spiegel des eigenen Selbstverständnisses, der verdeutlicht, mit wem und womit sich die Forscherin identifiziert. „Sprache" zu hinterfragen, sollte deshalb eine zusätzliche Bedingung von Frauenforschung sein.
Zum Schluß wollten wir noch auf die „Entstehungsgeschichte" unserer Arbeit hinweisen. Die Möglichkeit, eine solche Arbeit als Diplomarbeit anerkannt zu bekommen, die nicht dem herkömmlichen Wissenschaftsstil entspricht, ist ein Ergebnis kontinuierlicher politischer Arbeit. Gemeinsam mit vielen anderen Feministinnen setzten wir uns semesterlang energisch und beharrlich für unsere Interessen und Forderungen ein. Dabei schöpften wir auch den Rahmen der studentischen Mitsprache in den entsprechenden Gremien voll aus, um sowohl die Einrichtung von autonomen Frauenseminaren als auch die Annahme von Frauenforschungs-Diplomarbeiten bei den männlichen Profs zu erreichen.

Anmerkung

[1]) Eine Traumreise ist eine Übung, mit der die Phantasie angeregt werden soll. Durch das Vorlesen einer Situation sollen Gedanken, Gefühle, Ahnungen wachgerufen oder entwickelt werden, als wichtige Ausdrucksformen des Selbst und der eigenen Lebenssituation.

Literatur

MAO TSETUNG, Über die Praxis, in: Band 2 der „Ausgewählten Werke Mao Tsetungs", Peking 1937

MIES, Maria, Methodische Postulate zur Frauenforschung, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1, München 1978

Donna Kate Rushin

Die Brücke

Ich habe es satt
Es macht mich krank
Immer beide Seiten zu sehen und zu fühlen
Ich bin es leid die Brücke für alle zu sein.

Niemand
Kann mit irgendjemand sprechen ohne mich
Stimmts?

Ich erkläre meiner Mutter meinen Vater meinen Vater
Meiner kleinen Schwester meine kleine Schwester meinem Bruder
Meinen Bruder den weißen Feministinnen die weißen Feministinnen
Den schwarzen Christen die schwarzen Christen den Ex-Hippies
Die Ex-Hippies den schwarzen Separatisten die schwarzen
Separatisten den Künstlern die Künstler den
Eltern meiner Freunde

Und dann . . .
Muß ich mich selbst allen erklären

Ich übersetze mehr als
Die gottverdammte U.N.O.

Vergiß es
Ich habe die Schnauze voll

Ich habe es satt
Deine Lücken auszufüllen.

Ich will nicht mehr Deine Versicherung sein
Gegen die Isolation in Deinem selbst gebauten Gefängnis

Ich bin es leid die Verrückte auf Euren Festen zu spielen
Leid die Attraktion bei Eurem Sonntagsfrühstück zu sein
Leid die einzige schwarze Freundin von 34 einzelnen Weißen zu sein

Sucht Euch einen anderen Draht für den Zugang zur übrigen Welt

Sucht Euch was anderes um Euch zu legitimieren

Macht was anderes um Euch politisch und „in" zu fühlen

Ich werde nicht die Brücke sein
zu Deinem Frau-Sein
zu Deinem Mann-Sein
zu Deinem Mensch-Sein

Ich habe es satt Dich immer daran erinnern zu müssen

Dich nicht zu lange und zu dicht abzukapseln

Ich will nicht länger um Deiner guten Seiten willen
Deine schlechten Seiten bekämpfen

Es macht mich krank
Dir immer sagen zu müssen
Das Atmen nicht zu vergessen
Damit Du nicht an Deinem eigenen idiotischen Selbst erstickst

Genug davon
Tu was Du willst
Rühr Dich oder ertrinke
Wachse oder stirb

Die Brücke die ich sein muß
Kann nur die Brücke zu meiner eigenen Kraft sein
Ich muß meine eigenen Ängste verstehen
Meine eigenen Schwächen erklären

Die Brücke die ich sein muß
Führt nirgendwo hin
Außer zu meinem wahren Selbst
Erst dann kann ich was bewirken

Aus: Cherrie Moraga u. Gloria Anzaldúa (Hrsg.): This Bridge Called my Back, Writings by Radical Women of Color (Übersetzt aus dem Englischen von Wassy Tesfa).

Claudia von Werlhof

„Vom Boden des Fasses aus ..."

Ein Forschungsbericht aus Venezuela

Ausgangspunkt unseres Forschungsprojektes war die allgemeine These, daß die Arbeits- und Produktionsverhältnisse, die außerhalb der Lohnarbeit liegen, nicht begriffen werden können, wenn man sie als Reste vorkapitalistischer Produktionsweisen bzw. als nicht-kapitalistische Verhältnisse einordnet.
Wir fragten, was geschehen würde, wenn die Analyse von typischerweise nichtentlohnten Produktionsverhältnissen — und das sind diejenigen im Agrarsektor und im Bereich der Frauenarbeit in der Dritten Welt — von vornherein unter der Perspektive ihres patriarchalisch-kapitalistischen Charakters durchgeführt würde? Was wären die Konsequenzen einer solchen Analyse für die Klassenanalyse, die Analyse des Geschlechterverhältnisses, die Analyse des Widerstands und der sozialen Organiation sowie die Analyse des Staates?
Diese allgemeine These war der rote Faden des Forschungsprojektes, das wir von 1977—1979 in Venezuela durchführten (vgl. auch Claudia v. Werlhof/Hanns-Peter Neuhoff 1979; v. Werlhof 1983 a, b, c).
1975 lernte ich bei einer Durchreise durch Zufall einen Bauern-Anwalt kennen, der seit Jahrzehnten die Rechte der Landbevölkerung in Venezuela vertrat, an der Agrarreform mitgewirkt hatte und nun Professor am Forschungsintitut der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Zentraluniversität von Venezuela in Caracas war. Dieser Mann, Raúl Domínguez, und ich entdeckten eine Reihe gemeinsamer Fragestellungen im Hinblick auf den Agrarsektor, die Frauenarbeit, die Perspektiven der kapitalistischen Entwicklung und der sozialen Bewegungen gegen sie. Nachdem wir uns etwas kennengelernt und ein gewisses Vertrauen zueinander gefaßt hatten, erzählte er mir von der Gegend, aus der er selbst stammte und in der er in den fünfziger Jahren eine örtliche Bauernbewegung beraten, vertreten und teilweise angeführt hatte. Es war die Bewegung der ehemaligen Subsistenzbauern von Chivacoa im Bundesstaat Yaracuy im Mittelwesten Venezuelas.
Der Kampf der Bauern um die Rückgewinnung ihres Landes, bei dem sie der Staat eigentlich hätte unterstützen müssen, wurde stattdessen von Gruppen und Bewegungen aus allen Teilen Venezuelas unterstützt: Es war die Zeit wachsenden sozialen Drucks auf das Land, der 1958/1960 mit der Agrarreform beantwortet wurde.
Weiter erfuhr ich, daß die damalige Bauernbewegung heute eine Nachfolgerin hat (vgl. S. 27/28), daß allerorten Landbesetzungen stattfanden, und daß die Frauen von der Verschlechterung der Situation am meisten betroffen waren und zum Teil besonders aktiv und militant an der Organisation neuer sozialer Bewegungen beteiligt sein sollten.
Raúl Domínguez beklagte darüber hinaus das fast völlige Fehlen eines Interesses an der Agrarfrage innerhalb der Universität. Dies sei um so erstaunlicher, als sich das internationale Agri-Business immer mehr im ganzen Lande ausbreite.
Es bestehe eine völlige Ignoranz über das, was auf dem Lande geschehe. Dies sei um so bedauerlicher, weil nicht nur ein zunehmendes Interesse an der Ausbeutung der landwirtschaftlichen Ressourcen bestünde sondern auch deshalb, weil eine anwachsende soziale Bewegung auf dem Lande versuche, sich dagegen zur Wehr zu setzen und daher dringend die Unterstützung und Solidarität seitens städtischer und universitärer Kreise benötige.
Bei Diskussionen mit weiteren Mitgliedern der Universität zeigte sich in der Tat, daß das Hauptinteresse der Wissenschaftler auf den Ölsektor, die Industrialisierung und die urbane Entwicklung gerichtet war. Aufgrund der Erdöl-Devisen, die es Venezuela ermöglichten, einen Großteil seines Inlandskonsums an Waren durch Importe zu be-

streiten, sah es nicht nur für die Ökonomen so aus, als hätte Venezuela „lange ohne seine Landwirtschaft gelebt'' (Mieres 1974, S. 39). Auch die Wissenschaft Venezuelas lebte lange ohne eine Analyse ihrer Landwirtschaft (und der Frauenarbeit).
Als wir 1978 am Ende unserer Feldforschungsphase dort eine Art Work-Shop zur Agrarfrage in Venezuela veranstalteten, der im Rahmen der Projektarbeit entstanden war, war dies die erste Veranstaltung zum Thema seit Jahren. Erst 1980, anläßlich des Versuchs von 10 000 Bauern aus dem Mittelwesten, mit ihren Traktoren von Yaritagua im Bundesstaat Yaracuy (unserem Untersuchungsgebiet) aus zu einem Protestmarsch gegen die Agrarpolitik der Regierung nach Caracas aufzubrechen, nahmen die nationale Presse und die Universität überhaupt erst wahr, daß auf dem Lande offenbar etwas vor sich ging. Und erst 1981, schließlich, wurde ein endlich einmal umfassenderes empirisches Forschungsprojekt von Raúl Domínguez über die Agrargeschichte Venezuelas am Beispiel des Bundesstaates Yaracuy und speziell der Gemeinde von Yaritagua, also unserem Forschungsgebiet, genehmigt.

Der Forschungsprozeß als bewußte Herstellung einer auf Erkenntnis und Veränderung gerichteten Kommunikation

Unser erster Besuch auf dem Land fand Anfang 1977 statt, nachdem ich mit Raúl Domínguez ausgemacht hatte, daß ich baldmöglichst für einen längeren Zeitraum zurückkommen würde.
In der Zwischenzeit hatte ich eine Stelle an der Universität Bielefeld bekommen und konnte über den Universitätsschwerpunkt Lateinamerikaforschung Mittel für eine sogenannte „Anforschungsphase'' beantragen, die ich „Reproduktionsverhältnisse unter Bedingungen zunehmender Marginalisierung'' nannte. Dieses Vor-Projekt führte ich zusammen mit Hanns-Peter Neuhoff durch, einem Ökonomen, mit dem ich schon lange Jahre befreundet und der inzwischen in der Entwicklungspolitik tätig war. In den Wintersemesterferien Anfang 1977 fuhren wir also gemeinsam nach Venezuela und nach dem Besuch bei einigen „einschlägigen'' Institutionen in Caracas ziemlich bald nach Yaracuy ins rund 350 Kilometer entfernte Kleinstädtchen Yaritagua. Raúl Domínguez hatte uns gesagt, wir sollten dort im Restaurant „Barbaco'' nach einem gewissen „Negro'' fragen. Das war alles. Das einzige, was unsere plötzliche Anwesenheit im Städtchen zu erklären schien, war die Tatsache, daß wir offenbar von Raúl Domínguez geschickt waren. Den aber kannte jeder, und auch für den ahnungslosen „Negro'' bedeutete der Name Raúl Domínguez, daß wir vielleicht doch nicht zum CIA gehörten, wie immer erst einmal pauschal vermutet wird, wenn „gringos'', weiße Ausländer, auftauchen. Wir haben uns mit diesem Negro, der sich hinterher als eine Art informeller Volksführer und -forscher „ohne Diplom'', ohne Parteizugehörigkeit und ohne „Caudillo''(„Führer, politischer Boß'')-Attitüde herausstellte, eigentlich auf Anhieb verstanden. Das äußerte sich darin, daß wir, nachdem wir von uns erzählt hatten, von unserem generellen Vorhaben und von unserem Kontakt mit Raúl Domínguez, in eine Diskussion über die Verhältnisse am Ort gerieten, die seitdem eigentlich nur noch durch unsere zuweilen notwendige Heimkehr nach Deutschland bis zu unserer Wiederkehr unterbrochen wurde. Ohne diesen uneingeschränkt positiven menschlichen Kontakt, aus dem sich später eine Freundschaft entwickelte, wäre mit Sicherheit dieses Forschungsprojekt nicht, oder nicht so, wie es nachher der Fall war, entstanden.

Dies ist insofern bemerkenswert, als es die Fiktion von der objektiven und neutralen Rolle des Wissenschaftlers offenbart: Ohne diese letztlich persönliche und daher eben nicht neutrale Beziehung (vgl. Gerrit Huizer, o. D., S. 6 f.), über die sich wahrscheinlich nur der „beunruhigt'', der „die sozialen Schäden (seiner) Ausbildung ‚noch nicht' abgebaut hat'' (Cheryl Benard/Edit Schlaffer 1981, S. 20), hätte es womöglich gar kein Forschungsprojekt und damit auch keine irgendwie geartete, wissenschaftliche Erkenntnis gegeben. Dabei war es nicht einmal ein Zufall, daß sich dieser erste und

wichtige Kontakt positiv gestaltete. Ein Prozeß, in dem Wissen nicht bloß angehäuft wird, sondern auch zu einer Erkenntnis im dialektischen Sinne führt (vgl. Shulamit Reinharz 1981, S. 71), setzt voraus, daß es zwischen Forscher- und Erforschten zu einer Überschneidung des Interesses kommt. Nicht die „ideale" Heterogenität zwischen beiden, dem „Vollstrecker der Wissenschaft" und seinem Opfer (vgl. Benard/Schlaffer 1981, S. 19), aber auch nicht die vollkommene Homogenität beider ist hierfür die richtige Konstellation. Stattdessen scheint die Mischung zwischen heterogenen und homogenen Elementen die beste Voraussetzung für eine erfolgreiche Forschungskommunikation zu sein, zumal wenn beide Seiten sie zu nutzen wissen. Erst wenn beide Teile wissen, was sie unterscheidet und was sie gleichzeitig gemeinsam haben (vgl. Maria Mies/Mia Berden 1981, S. 46), wenn also Klarheit über beider individuelle und soziale, objektive und subjektive Lage besteht, ist ein Fortschreiten im gemeinsamen Erkennen möglich. Vielleicht ist der Forschungsprozeß in diesem Sinne nur die bewußte Herstellung einer auf Erkenntnis und Veränderung gerichteten Kommunikation und insofern geradezu davon abhängig, daß es zu einer derartigen Mischung oder Überschneidung von Interessen kommt. In unserem Falle bestand sie darin, daß wir, die Forscher, engagiert waren und sie, die Betroffenen, ihre Situation erforschen wollten. Sie verschafften sich durch uns die Distanz, die sie brauchten, um in der Analyse ihrer Situation weiterzukommen, und wir bekamen durch sie die Nähe, die wir brauchten, um unsere Erkenntnisse zu differenzieren und dabei zu erweitern. Diese Gemeinsamkeit im Sinne einer Ergänzung der Interessen war dabei noch umfaßt von jener nicht-neutralen Motivation auf beiden Seiten, die dem Wunsch und der Notwendigkeit entsprang, sich von Ausbeutung und Unterdrückung zu befreien, wie verschieden die Ausgangssituation dabei auch immer wäre.

Aktionsforschung als Methode einer sozialen Bewegung

Der konkrete Anlaß für den Wunsch und die Notwendigkeit, die Verhältnisse mit „wissenschaftlichen" Methoden zu erforschen, war für die ortsansässige Bevölkerung und deren „Führer", die darum auch gleichzeitig „Forscher" sein mußten (vgl. Orlando Fals Borda 1979, Gail Omvedt 1979), aus der ständigen Verschlechterung der Produktions- und allgemeinen Lebensbedingungen entstanden, die im Zuge der Agrarreform und der Entwicklung der Agro-Industrie eingetreten waren. Dabei war die Verschlechterung der ökonomischen Lage für praktisch alle Bevölkerungsschichten bis zur sogenannten Mittelschicht nicht nur sehr plötzlich, nämlich in einem Zeitraum von weniger als 20 Jahren, gekommen, sie hatte auch zu einer außerordentlichen Verkomplizierung der Verhältnisse geführt, so daß es für die Betroffenen immer schwieriger geworden war, eine gemeinsame Basis für eine gemeinsame Gegenstrategie zu finden. Wir hätten den Antrag auf Forschungsmittel, den wir nach diesem ersten Besuch im späteren Forschungsgebiet verfaßt haben, ohne den Kontakt mit den unmittelbaren Produzenten am Ort schon wegen des Mangels an sinnvollen Fragestellungen und Daten nicht schreiben können. Unser lokaler Bezug erwies sich so nicht nur als die beste, sondern auch als die einzige Möglichkeit, sich den fraglichen Problemen in angemessener Weise zu nähern. Nach mehreren Wochen der Diskussion mit den verschiedensten Produzenten am Ort (den Kleinbauern in den Genossenschaften der Agrarreform, den Subsistenzbauern, Landlosen, Saisonarbeitern und bäuerlichen Hausfrauen), fuhren wir wieder zurück nach Deutschland. Wir hatten nun die Formulierung des Problems und seines derzeitigen gesellschaftlichen Hintergrunds so weit geklärt, daß wir den Antrag auf Drittmittel für ein größeres Forschungsprojekt bei der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung (DGFK) stellen konnten. Wir waren mit den Produzenten am Ort, mit „Negro" und Raúl Domínguez übereingekommen, gemeinsam zu versuchen, das „Rätsel" der sich wandelnden Produktionsverhältnisse am Ort zu klären, um auf dieser Grundlage die Weiterentwicklung einer Politik des Widerstands gegen neue und alte Formen der Ausbeutung und für eine Politik der Veränderung im

Sinne der Betroffenen zu erleichtern. Jedenfalls hatte sich unsere allgemeine und einfache These vom kapitalistischen Charakter aller heutigen Produktionsverhältnisse auch außerhalb der Lohnarbeit schon so weit bewährt, daß sie nicht nur spontanen, ja erleichterten Anklang bei den unmittelbar Betroffenen fand, sondern auch im ersten Überblick über die Situation allgemein anwendbar und insofern offen war, als sie die Einbeziehung anderer Problembereiche und die Neuinterpretation der Realität geradezu herausforderte. In diesem Sinne zeigte sich bereits im ersten Anlauf, daß unsere wissenschaftlich so umstrittene und auch bekämpfte These eigentlich wissenschaftlicher und zugleich „menschlicher" war als die übliche Gegenthese von einer laufenden oder bevorstehenden allgemeinen „Proletarisierung" der Arbeitskraft (auch der ländlichen und weiblichen), weil sie ganz offensichtlich der Erfahrung derjenigen entsprach, deren Realität wir erforschen wollten (vgl. Huizer, S. 8; Mies, Berden 1981, S. 38; Hartwig Berger u. a. 1978, S. 36).
Nach der Rückkehr nach Deutschland schrieb ich den Projektantrag mit dem Titel „Gegenwärtige und alternative Reproduktionsformen der Arbeitskraft in Venezuela" (Werlhof 1977), der dann schließlich auch genehmigt wurde. Wir bekamen eine Summe zwischen 50 000 und 60 000 DM. Ich konnte eine weitere Mitarbeiterin suchen, die im Gegensatz zu mir und Hanns-Peter Neuhoff das ganze nächste Jahr über in Venezuela würde bleiben können, während wir aufgrund unserer Berufe nur in den (Semester-)Ferien bzw. während nur eines Semesters in Venezuela arbeiten konnten. Die Stelle einer wissenschaftlichen Hilfskraft im Projekt bekam dann die Haushaltswissenschaftlerin Kerstin Dede, die gerade mit einer Arbeit über die Agrarreform in Chile ihr Examen gemacht hatte. Sie sollte vor allem eine Untersuchung über eine Reihe von Haushalten am Ort durchführen, während Hanns-Peter Neuhoff vor allem für den Kontakt zu den Institutionen und ich für den mit den unmittelbaren Produzenten zuständig war.

Die Sicht der Unterdrückten ist nicht unbedingt die Wahrheit, aber nur sie enthält die Wahrheit

Wenn man sogenannte andere „Kulturen" nur als von der unseren „abweichende" untersucht, dann nimmt man sie nicht ernst, selbst wenn man ihnen eine „innere Logik" zugesteht (vgl. Martin Kohli 1981, S. 280). Das Abweichende und das Auch-Logische könnten dann bestenfalls nichts weiter sein als letztlich beliebig oft zu erhebende Auch-Wahrheiten, die nichts weiter als bloß relativ und damit bedeutungslos wären. Solche „Wahrheiten" könnten lediglich als Beweis dafür dienen, daß „jeder Fall anders" und alles so „komplex" sei. Die Langeweile, die man beim Lesen derart angeblich verschiedener „Fälle" und sogenannter „Tatsachen" empfindet, könnte jedoch schon als ein Indikator dafür gelten, daß hier weder „Komplexes" noch „Besonderes", sondern nur Oberflächliches ausgebreitet wird. Eine solche „Stoffhuberei" (vgl. Lynd, zitiert bei Institut für Sozialforschung 1956, S. 109) kann nämlich nur zu zwei Schlußfolgerungen führen:

1. Forschung macht „keinen Spaß", weil „Daten" keinen Spaß verstehen (der ideale Forscher wäre sonst Buchhalter geworden); und
2. Wahrheit gibt es nicht (die „Daten" ausgenommen).

Solange der Forschungsprozeß nicht der Wahrheitsfindung über den Charakter der Gesellschaft dient, also voraussetzt, daß diese Wahrheit zwar vorhanden, aber unbekannt ist, so lange gibt es eigentlich auch keine mögliche Forschungsmethode. Der Forschungsprozeß muß aber auch generell von einer „richtigen" Fragestellung geleitet sein. Es gilt, die „innere Sicht der Unterdrückten" (June Nash 1974) zu erforschen, weil nur sie die „Wahrheit" über die Gesellschaft enthält. „Aus der Position des Knechts ist im Prinzip das Funktionieren des Ganzen erkennbar, weil seine gegenwärtige Praxis das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt schafft, so wie es aus der Per-

spektive des Herrn erscheint ... Die Organisation, welche beide teilt, ist nur von der Basis her sichtbar ... Die soziale Organisation der Bewußtseinsformen, die eine herrschende Klasse charakterisieren, kann nicht vom Standpunkt der herrschenden Klasse aus untersucht werden, weil diese Organisation aus einer solchen Perspektive oder Verhaltensweise nicht sichtbar ist" (Dorothy E. Smith, E. 1979, S. 165, 169).
Bei jedem Forschungsprozeß ist es also notwendig, von dieser „Sicht der Unterdrückten" auszugehen, nicht weil die Unterdrückten die besseren und klügeren Menschen wären, sondern weil nur sie ein Interesse daran haben können, ihre Situation nicht länger zu verdrängen und zu verschweigen, wie dies auch die Unterdrücker tun. Die Sicht der Unterdrückten *ist* also nicht unbedingt die Wahrheit, sie enthält sie nur, und nur sie.

Das Problem muß also erst „geschaffen werden" (Mies 1978, S. 53), nicht weil es sonst nicht existierte, sondern weil es sonst nur existiert, ohne sichtbar und reflektiert zu werden. (So hat die Frauenbewegung die Geschlechter nicht gespalten, wie ihr oft vorgeworfen wird, sondern die bestehende Geschlechterspaltung sichtbar gemacht). Wir mußten also als erstes versuchen, diese Sicht der Unterdrückten kennenzulernen, um aus dieser Perspektive alles andere, was oder wer es auch immer sei, im Sinne der Wahrheit untersuchen zu können. Es genügte eben nicht, daß wir von unserer eigenen Unterdrückung als Arbeitende, als Frauen etc. ausgingen und bei der dabei gewonnenen Sicht der Gesellschaft stehenblieben. Wir mußten immer wieder und so lange auf den „Boden des Fasses", den Unterdrücktesten der Unterdrückten, zurückkehren, bis wir ihre Sicht wirklich verstehen gelernt hatten, indem wir sie zu unserer eigenen machten.
Was also können wir tun, um eine Perspektive zu erlernen, die unsere eigenen Erfahrungen mit Unterdrückung noch weit überschreitet, vorausgesetzt, wir sind „guten Willens" und es erschreckt uns nicht die Aussicht, auf unsere eigene, historisch gegebene und objektiv feststellbare Beteiligung an der Ausbeutung der Kolonien zu stoßen, die wir letztlich nicht anders verdrängen als die weißen Männer?

Erforschung des Tabus — Erforschung der alltäglichen Arbeit

Auf jeden Fall müssen wir mit dem Alltag beginnen. Es ist dabei weder nötig noch oft überhaupt möglich, beim Alltag der Frauen zu beginnen (vgl. auch Berger, u. a. 1978, S. 24, 41). Da die Frauen ihre Arbeit und allgemein ihr Leben entweder tabu sind, wie oft in den Kolonien, oder als allgemein bekannte Selbstverständlichkeit gelten, wie meist in den Industrieländern, geraten sie zunächst nicht in den Blick, weil sie (im wahrsten Sinne) unsichtbar gemacht wurden oder der Eindruck entsteht, man brauche nicht zu erforschen was man schon kenne. Auch in Venezuela war es nicht möglich, die Forschungsmethode unmittelbar in einer Art Chronologie der Forschung umzusetzen. Bevor wir direkt mit Frauen arbeiten konnten, haben wir erst mit den Männern gearbeitet. Genauso haben wir Einblicke in besonders tabuisierte Frauenarbeitsbereiche, wie z. B. die Prostitution, erst erhalten, nachdem wir das „Milieu" besser kannten und sich auch unter den Frauen herumgesprochen hatte, daß die Bekanntschaft mit uns nicht gefährlich oder irgendwie schädlich war. Dasselbe gilt auch für verschiedene tabuisierte Bereiche der Männerwelt, wie etwa die Situation „illegaler" Wanderarbeiter aus Kolumbien. Auch über das Innere der Zuckerfabriken — zumal der privaten — haben wir erst nach und nach etwas erfahren. Man muß es eben aushalten können, mit der Verarbeitung von Informationen zu warten, bis man wirklich auf eben jenem „Boden des Fasses" nämlich der Sicht der Realität aus der Perspektive der Landfrauen in den Kolonien angekommen ist. Bis dahin ist es nur wichtig, nach unten offen zu bleiben und die Analyse nicht frühzeitig abzubrechen, weil sonst das erneute Aufrollen aller Informationen aus der Perspektive von unten nicht zum „richtigen" Ergebnis führen kann. Aus diesem Grunde habe ich noch nachträglich, bei der Auswer-

tung der Gesamtinformation, so viel über das gelernt, was ich in Venezuela erfahren hatte. Diese Phase der Reflexion ermöglichte es nämlich erst, wirklich „von unten" und unabhängig von der Reihenfolge der Erfahrungen in der Praxis vorzugehen.
Wie weit man schon das Unten erreicht, die Tabuzone berührt oder den Alltag in den Mittelpunkt des eigenen Interesses gestellt hat, merkt man daran, wie sehr diese Tatsache bei anderen lächerlich, ja sogar peinlich wirkt oder wieweit sie Schweigen und das Gefühl, etwas Unrechtes, Falsches oder Gefährliches getan zu haben, auslöst.

Erst nach der Forschungsphase in Venezuela wurde mir klar, daß den „sozialen Raum" zu erforschen also heißt, immer bis an die Grenzen dieses Raums gelangen zu wollen. Den Alltag erforschen, kann also nicht heißen, ihn nur passiv mitzuerleben, es muß auch aktiv ausgelotet werden, ob und inwieweit er auch anders sein könnte, veränderbar ist. Erst bei diesem Versuch begegnet man auch derjenigen Gewalt, die sich sonst versteckt hält. Ähnlich wie mit dem Tabu kann man also auch nicht mit dem Problem der Gewalt direkt beginnen, sondern muß sich erst dort hineinarbeiten. Der Schlüssel zu diesen Fragen nach der sozialen Organisation und ihrer Aufrechterhaltung, der Politik, Ideologie usw. ist nirgend anderswo als in der alltäglichen Arbeit zu sehen, in ihrer Teilung und Verteilung, Häufung und Abwesenheit, Notwendigkeit und Dauerhaftigkeit usw., und das nicht nur im Falle der Lohnarbeit, sondern aller Arbeit. Wir müssen also die Untersuchung dort anfangen, wo die materiellen Grundlagen der Gesellschaft gelegt werden, weil erst von hier aus erkennbar wird, warum direkte und latente Gewalt gesellschaftlich „notwendig" sind. Die Gewalt gegen Frauen ist nicht zu erklären ohne die Arbeit, die man von Frauen erwartet und erzwingt. Ohne ökonomisches Ausbeutungsinteresse ist auch eine Politik der Unterdrückung sinnlos.
Wir haben also zunächst einmal die alltägliche Arbeit von Männern und Frauen, Alten und Jungen, Wohlhabenderen und Ärmeren, Entlohnten und Nicht-Entlohnten, städtischen und ländlichen Produzenten untersucht und dabei nicht nur verschiedene Arten von Arbeit, sondern auch verschiedene Verhältnisse bei der Arbeit, Arbeits- und Produktionsverhältnisse festgestellt. Diese Verhältnisse haben wir dann aufeinander bezogen und dabei versucht, die innere Logik ihrer Verschiedenheit, Teilung und Kombination zu entdecken sowie sie als Tendenz, als einen sich entwickelnden Prozeß zu verstehen. Man könnte dies als eine Art „Pfadanalyse" der Produktionsverhältnisse bezeichnen.
Unter dieser Perspektive der Arbeits- und Produktionverhältnisse im engeren Sinne haben wir die soziale und politische Organisation der Produktion, nämlich die Produktionseinheiten untersucht: die Familie, die kleinbäuerliche Produktionseinheit, Genossenschaften, „normale" Unternehmen und Fabriken. Auch die Produktionseinheiten haben wir dann in ihrem gesellschaftlichen Verhältnis zueinander untersucht. Nicht nur die quasi naturwüchsige Entwicklung dieser Verhältnisse, sondern auch ihre bewußte politische Steuerung von oben durch den Staat konnten nun „fundierter" hinterfragt werden. Dasselbe gilt für die Bewegung von unten, die lokalen und überregionalen sozialen und politischen Bewegungen der Produzenten, die versuchen, den Prozeß in ihrem Sinne zu beeinflussen.
Im Verlauf des Forschungsprozesses wurden zwar nach und nach immer mehr Fragen geklärt, es entstanden aber gleichzeitig immer neue und weiterreichende Fragen. Je länger wir da waren, desto mehr entfaltete sich jenes „Universum der Aktion" (Fals Borda), nun jedoch nicht mehr als Chaos „an sich" (in unseren Augen), sondern als eine vielfältige Realität „für uns", deren innerer Zusammenhang uns nicht mehr fremd war. Der Versuch, die gesellschaftlichen Widersprüche von unten und als Teil eines Ganzen zu entwirren und sie dabei weder einzuebnen noch als jeweils „eigenes Ganzes" zu verabsolutieren (zu verklären, zu verhöhnen), trug wesentlich zur Überwindung der Probleme des sogenannten Ökonomismus, Subjektivismus und Determinismus bei. Schließlich war auch meine eigene Betroffenheit als Frau und Weiße keine Frage mehr, die verdrängt werden mußte — sei es ins Unsichtbare, sei es ins Übertriebene. Sie hatte in gewissem Sinne den Platz eingenommen, der ihr zwischen allem anderen zukam.

Forschungsrealität und Forschungsmethoden

Wie ist die Erforschung unserer Fragestellung konkret abgelaufen? Wenn Praxis dem „positivistischen Paradigma (entsprechend) eine rein technologische Manipulation und ... Kontrolle natürlicher und gesellschaftlicher Prozesse" (Fals Borda 1979, S. 41) sein soll, dann war unsere Praxis sicherlich das Gegenteil davon. So war es z. B. vollkommen unmöglich, eine Reihenfolge oder gar einen Netzplan einzuhalten, den wir uns sogar einmal gemacht hatten. Wie im wirklichen Leben, so geschah auch im Forschungsprozeß alles gleichzeitig und wirkte gerade anfangs fast chaotisch auf uns. Es war überhaupt nicht zu vermeiden, gleichzeitig mit sämtlichen Produzenten in Kontakt zu geraten oder treten zu müssen, wo immer möglich, und sei es, um spätere Kontaktaufnahmen vorzubereiten. Es war nie möglich, sich allein mit einer Produzentengruppe zu befassen, es sei denn, wir lebten mit und in einer Familie und verließen sie auch nicht. Eine solche Situation habe ich nur im Falle einer Subsistenzbauern-Familie erlebt, mit der ich eine Zeitlang weit ab vom sonstigen Trubel in den Bergen gelebt habe. Auch die möglichen „Instrumente" der empirischen Sozialforschung, von verschiedenen Arten des Interviews, der Beobachtung und teilnehmenden Beobachtung bis hin zur Aktion, nebst dem üblichen Sammeln von Statistiken, Dokumentationen und sonstigem Sekundärmaterial, haben wir allesamt und in ständigem Wechsel angewandt, anwenden müssen, einfach deshalb, weil die Realität in dieser Weise auf uns einstürmte, und weil wir natürlich nicht unbeschränkt Zeit hatten.

Da wir die soziale Situation am Ort über unseren Anfangskontaktpartner Carlos Rojas, El Negro, gewissermaßen von unten aus betreten hatten, trafen wir auch auf keine „Kultur des Schweigens", die diejenigen antreffen, die von oben und durch Vermittlung einer Institution „einsteigen". In Begleitung unseres Freundes Negro öffneten sich sämtliche Türen, und sie taten es später auch ohne seine Begleitung. Wir waren in Bezug auf die Situation ja „dumm" und daher wissensdurstig und auf alles neugierig, was sich zunächst einmal von selbst bot. Erst nach diesem ersten Ansturm der Realität versuchten wir wieder, unseren Forschungsalltag mehr zu planen. Nachdem wir einen gewissen Überblick hatten, konnten wir auch selbst vermehrt agieren, hinterfragen und kritisieren, ja an Veränderungen mitwirken und sie auch teilweise in Gang setzten. Die zeitlich gesehen letzte Phase der Feldforschung verbrachten wir vor allem damit, mit den wichtigsten Kontaktpersonen noch einmal ausführliche Gespräche über das zu führen, was wir die ganze Zeit über diskutiert hatten und diese auch als Ergebnis gemeinsamer Aktion und Reflexion sowie als Beitrag der Betroffenen zur Zeitgeschichte zu dokumentieren.

Insgesamt blieb unser Alltag von Anfang bis Ende der Feldforschungsphase randvoll gefüllt mit Terminen, Treffen, Reisen, Besuchen, Versammlungen, Fahrten usw., so daß es nicht immer leicht und zuweilen unmöglich war, die nötige Ruhe und Einsamkeit zur Reflexion des Erlebten, Gehörten, Gesehenen und Empfundenen zu finden. Mit Mühe und Not habe ich es immer gerade noch geschafft, Gedächtnisprotokolle und Tagebücher rechtzeitig mit den erhaltenen Informationen und den dazu aufkommenden Assoziationen, Ideen und Fragen zu füllen. Papier und Bleistift überall dabei zu haben und auch zu benutzen, erwies sich insgesamt überhaupt als die wichtigste, effizienteste, ja schlechthin unverzichtbare Art und Weise, sich im Gewirr der Realtität nach und nach zurechtzufinden und die verschiedenen Möglichkeiten ihrer Interpretation im Auge zu behalten.

Selbstverständlich kommt kein Forscher darum herum, sich Dinge aufzuschreiben, über sie nachzudenken, sie zu ordnen und zu planen. Da man ohne „Leitfragen", Leitfäden und „Fragenkataloge" (Berger u. a. 1978, S. 33) ohnehin keine sinnvollen Gespräche, „Interviews", führt, noch führen kann, sollte man sie sich auch bewußt machen, d. h. aufschreiben.

Der Stellenwert dieser sehr detaillierten „Instrumente" war in der Praxis aber gering, zumal eine größere, quantifizierende und nur durch zusätzliche Mitarbeiter zu erbringende Untersuchung sowieso nicht möglich war. Dazu fehlten nicht nur die geeigneten

Mitarbeiter, das Geld und die Zeit. Es hatte sich nach einigen Versuchen auch gezeigt, daß Quantifizierungen auf einer so detaillierten Ebene auch von seiten der Betroffenen kaum gemacht werden konnten.

Die Formen der Gespräche und Interviews, die wir führten, waren sehr verschieden, sie reichten vom Plausch an der Ecke beim mittäglichen oder abendlichen „just hang around" (vgl. Huizer, S. 16) über die gezielte Erfragung einzelner Informationen sowie ganzer Informationskomplexe (vor allem in den Institutionen) bis hin zu einzelnen und in Gruppen geführten Dialogen, Gesprächen, Diskussionen, ja Debatten und einer Art Tiefeninterviews, die die Informationen und Erkenntnisse aus einer ganzen Folge vorangegangener Gespräche während mehrerer Monate am Schluß noch einmal konzentriert zusammenfaßten. Die meisten Interviews hatten Gesprächs- und Diskussionscharakter, d. h. sie schlossen Kommentare, Stellungnahmen und Meinungen beider Seiten mit ein und waren dementsprechend auch Teil der Aktionsforschung. So ist z. B. eine Gruppendiskussion von Repräsentanten der verschiedenen Produzentengruppen von uns nicht mit dem Ziel angeregt worden, etwas Bestimmtes zu erfahren, sondern um mit diesem Treffen etwas zu verändern. Wir hatten nämlich inzwischen festgestellt, daß — so verschieden die Produzentengruppen auch waren — ein gemeinsames Interesse bestehen mußte, sich an einen Tisch zu setzen. Sie hatten das bisher nicht getan, weil die Arbeitsteilung zwischen ihnen auch sonst zu einer Teilung zwischen ihnen geführt hatte. Wie sich später zeigte, hat diese erste gemeinsame Diskussion mit dazu beigetragen, daß gewisse Vorurteile abgebaut, Gemeinsamkeiten entdeckt und Kontakte geknüpft werden konnten, die später der neu entstehenden ländlich-städtischen Sozialbewegung in der Mittelwest-Region Venezuelas dienlich waren.

Selbstverständlich gab es auch Interviews, in denen wir die Interviewten waren. So wurden wir nicht nur als Privatpersonen und „Wissenschaftler", Europäer und Geschlechtswesen ausgefragt, sondern zunehmend auch deshalb, weil wir im Laufe der Zeit auch Informationen über die dortige Situation hatten, die anderen fehlten oder die sie noch nicht hatten. (Zur Umkehrung der Interviewsituation vlg. Berger u. a 1978, S. 30). Es kam sogar dazu, daß wir Versammlungen einberiefen um unsere Informationen weiterzugeben (z. B. über aktuelle Ereignisse in anderen Landesteilen, die wir systematisch bereisten), oder daß wir einzelnen und auch Gruppen von Aktionen unsererseits berichteten bzw. solche auch vorschlugen. Die „Aktion" während solcher Treffen bestand zum Beispiel teilweise auch darin, daß wir als Frauen die Mitarbeit und Redemöglichkeit für die dortigen Frauen verlangten, die meist gar nicht an solchen Treffen teilnahmen, weil sie nicht informiert waren, weil sie keine Zeit hatten, weil ihre Teilnahme noch nicht einmal eine Möglichkeit zu sein schien. Die Methode, Frauen am Sprechen zu hindern, weil sie — wie mir ein Bauer versicherte — „sowieso nicht den Mund aufmachen" würden oder weil sie angeblich nichts Wesentliches zu sagen hätten, war auch hier weit verbreitet.

Viele Frauen ließen sich durch unsere Gegenwart ermutigen, mit uns zu sprechen, und in einem Falle benutzte eine Frau die Gelegenheit, sich von mir interviewen zu lassen, zu einem offenen Akt des Widerstands gegen die Männer ihrer Familie. Umgekehrt versuchten manche Männer — und zwar immer solche, die sich für besonders fortschrittlich und „kultiviert" hielten — uns Frauen zu zeigen, daß wir trotz Hochschulbildung und europäischer Herkunft dennoch auch „nichts weiter" als „Frauen" seien:

Solche Versuche, die aber immer von Angehörigen der kleinstädtischen Mittelschicht und „Feinden" unseres Projekts unternommen wurden, bestanden zum Beispiel darin, öffentlich eine Runde für uns zu schmeißen, die Rechnung zu bezahlen etc., begleitet von dem anschließenden demonstrativen Versuch, uns den Regeln eines Gesprächs zu unterwerfen, für das man glaubte, auf diese Weise bezahlt zu haben, d. h. die Männer betimmten Thema und Art und Weise des Gesprächs.

Die Beispiele zeigen, daß das Interviewen und Sprechen generell oft genug nicht von dafür notwendigen Aktionen getrennt gesehen werden kann.

Auch für die letzte Form des sprachlichen Austauschs, der das Projekt kennzeichnete, nämlich den bereits erwähnten Work-Shop über Produktionsverhältnisse auf dem Lande, den wir in der Universität von Caracas im November 1978 durchführten, gilt ähnliches. Das, was man dabei als „Aktion" bezeichnen könnte, bestand darin, daß die Teilnehmer dieses Work-Shops nicht nur aus uns, Angehörigen der dortigen Universität und Studenten bestanden, sondern auch aus Bauern und Arbeitern (leider jedoch keinen Frauen) aus der Projektregion. Diese Art des Zusammentreffens von sogenannten Experten und betroffenem Volk zeichnete sich vor allem durch die große Überraschung der Experten darüber aus, daß das Volk nicht nur etwas zu sagen hatte, sondern dies auch tatsächlich tat und daß das Gesagte den Expertenanalysen widersprach. Das Treffen war für manche Experten daher ein Schock, für die Nicht-Experten ein Stück der für ihr Sebstbewußtsein notwendigen Götterdämmerung. Für viele, gerade auch Studenten, war dieses Seminar aber ein Aha-Erlebnis, das einige gemeinsame Aktionen und ein neues Interesse am Studium der Agrarfrage nach sich zog.
Wir haben nur diejenigen Gespräche auf Tonband aufgenommen, die von langer Hand vorbereitet worden waren und nach Absprache mit den Betroffenen als das Resultat der gemeinsamen Bemühungen, Klarheit über bestimmte Fragen zu erhalten, aufgezeichnet werden sollten. Wir haben sonst auf die Anwendung technischer Hilfsmittel weitgehend verzichtet, weil ihre Anwendung nur kompliziert, Mißtrauen erweckend und meist auch gar nicht notwendig gewesen wäre. Die wichtigste Methode, das Erfahrene auch festzuhalten, bestand im Führen von Tagebüchern. In diese Tagebücher haben wir alles geschrieben, was wir erfahren hatten, was uns aufgefallen war, was an Fragen noch offengeblieben war, was an Querverbindungen und Assoziationen dazu entstand und wie es sich abgespielt hatte. Bei Gesprächspartnern, die uns vertrauter waren, und solchen, die sehr „sachlich" waren, schrieben wir während des Gesprächs oft mit. In anderen Situationen wiederum war dies weder möglich noch angebracht, und wir fertigten Gedächtnisprotokolle an. (Manchmal habe ich Tempo-Taschentücher und Toilettenpapier beschrieben, weil ich kein anderes Papier hatte und um bestimmte Gedanken oder Informationen nicht zu vergessen.
Das Wichtigste an diesen Tagebüchern war nicht nur, daß darin Daten und Gedanken festgehalten waren, zumal sie dabei miteinander in Beziehung gesetzt waren, sondern auch, daß sich beim späteren Lesen dieser Tagebücher immer auch der dazugehörende soziale Kontext und das spezifische Lebensgefühl als Ebene der auch sinnlich gemachten Erfahrung wieder mit vermittelte. Womöglich ist ja die Ebene der sinnlichen Erfahrung nicht nur eine gute Erinnerungsstütze, sondern als Resultat von Praxis auch — richtig angewandt — zentrales Erkenntnismittel.
Wie die Ergebnisse von Gesprächen notierten wir auch unsere Beobachtungen. Die Methode der Beobachtung, vom anonymen „hang around" bis zur teilnehmenden Beobachtung, haben wir genauso oft, ja permanent angewandt wie die des Interviews. Auch im Falle der Beobachtung wendeten wir aber nicht ihre standardisierte Formen an.
Gerade bei der Anwendung der Beobachtungsmethode waren wir Frauen im Vorteil, weil wir sowohl die Arbeit von Männern wie die von Frauen beobachten und teilen konnten, während ein Mann auf diejenige der Männer beschränkt war. Auch das Leben mit einer Familie war als Frau völlig problemlos, während ein Mann im Prinzip erst einmal „eine Gefahr" dargestellt hätte, wie es ein Bauer ausdrückte. Gerade in einer ärmeren Familie hätte ein Mann auch zusätzliche Arbeit und eventuell Kosten verursacht, weil es unmöglich gewesen wäre, ihn an der Hausarbeit zu beteiligen oder ihm nicht ein besonders gutes Essen vorzusetzen. Bei einer Frau dagegen war das alles einfacher, wurde die Mitarbeit eher akzeptiert, ja belustigt und neugierig beobachtet, die Fremdheit und „Höflichkeit" schneller überwunden. Frauen entdecken auch schneller, was sie verbindet, und die Konkurrenzsituation zwischen ihnen ist — zumindest außerhalb der Mittelschichten — wesentlich unwichtiger als zwischen Männern. Insgesamt bin ich sicher, daß das Leben und vor allem Arbeiten mit den Forschungs-„Objekten" letztlich die einzige Möglichkeit ist, überhaupt etwas von dem zu verstehen, was sie bewegt. Nichts ist gewissermaßen so „erleuchtend" wie die erste Reihe selbst

geschlagenes Zuckerrohr und der erste 20-Kilogramm-Sack Mais, den man bei sengender Hitze und hungrigem Magen mehrere Kilometer weit auf dem eigenen Buckel transportiert hat. Gerade das Mitarbeiten schafft eine gemeinsame Erfahrung und gegenseitige Akzeptanz, die es zum Beispiel auch ermöglicht, Dinge zu hinterfragen oder gar zu kritisieren, ohne deswegen automatisch als arroganter Besserwisser zu gelten.

Die Geschichte der sozialen Bewegung aufschreiben

Als zentral stellte sich im Laufe der Zeit das Verhältnis zur Arbeit, das Verhältnis zum Geld und das Verhältnis zwischen den Geschlechtern heraus. Es wurde immer deutlicher — und das war ja letztlich auch der Grund für den Versuch der Ortsansässigen, fremde Forscher zu „engagieren" —, daß die Veränderung der Situation sowieso eine allgemeine und nicht bloß partielle Veränderung im Verhalten der Betroffenen hervorrufen mußte. Konkret ging es dabei um den Widerstand der Agrarreformbauern gegen die Agrarreform. Wie konnte man sich aus der Kredit-Mühle befreien, ohne gleichzeitig das Land zu verlieren. Und wie konnten sich die Landlosen Land beschaffen, ohne dabei wieder in die Kredit-Mühle zu geraten? Was mußte man tun, damit man von dem Land, wenn man es ohne Kreditbindung hatte, leben konnte? War es besser, auch für den Markt zu produzieren oder nur für die Subsistenz?

Die Versuche zu einer kritischen und gegen die herrschende Entwicklung gerichteten Veränderung begannen zuerst in der Individual-Genossenschaft von Jobo Liso bei Yaritagua, einer sogenannten „Kreditnehmervereinigung" von Parzellenbauern der Agrarreform. Die Bedingungen, Möglichkeiten und Konsequenzen eines solchen Beginns waren das allgemeine Thema, das die ganze Feldforschungsphase und alle weiteren Themen und Aktionen durchdrang. Dieses gesellschafts- und nicht forschungspolitische Experiment und seine Vorbereitung waren die konkrete Praxis, auf die sich letztlich alle Aktion und Reflexion, alle Gespräche und alle Beobachtungen bezogen. Die Bewegung von Jobo Liso ist das Ergebnis von 10 Jahren Kreditabhängigkeit, 20 Jahren Agrarreform und 200 Jahren Landraub (von der Kolonialgeschichte und der ersten Zeit der Unabhängigkeit ganz zu schweigen). Diese Bewegung setzt an bei dem Problem, daß die Basis der individuellen Bedürfnisbefriedigung durch die weitere „Modernisierung" immer mehr zerstört wird und daß ohne eine neue Subsistenzproduktion noch nicht einmal die Ernährungsfrage gelöst werden würde. Als die Bauern erkannten, daß sie trotz Landbesitz nicht satt wurden, begannen sie die Nutzung des Landes zu verändern. Dazu stellten sie folgende Berechnungen an: Sie fragten sich zunächst, was und wieviel eine Person essen muß, um gut ernährt zu sein. Zusammen mit einigen Subsistenzbauern und der Ernährungswissenschaftlerin (aus unserem Forschungsprojekt) erstellten sie dann einen Warenkorb, der nicht einer minimalen, sondern einer optimalen Ernährung entsprach. Anschließend errechneten sie, wieviel sie von den einzelnen Produkten brauchten, um die 138 Parzellenbauern der Genossenschaft zusammen mit ihren Familien (insgesamt ca. 1000 Personen) über das Jahr zu ernähren. Diese Menge an Produkten rechneten sie daraufhin um auf die dafür nötige Landmenge, wobei sie die Bodenqualität und die real bestehende Möglichkeit der Bewässerung berücksichtigten. Das Ergebnis war eine Überraschung: Unter durchschnittlichen Bedingungen würden lediglich 47 Hektar ausreichen, um 1000 Menschen gut zu ernähren. Mit weniger als 7% der zur Verfügung stehenden Fläche konnten sich die Bauern also theoretisch bereits ausreichend ernähren, wenn man sie nur ließe, während unter den Bedingungen der Vertragsproduktion selbst mit hundertprozentiger Nutzung des Bodens noch nicht einmal die Hälfte der Ernährung gesichert war.

Würden sie also nur 47 Hektar für die Eigenversorgung mit Lebensmitteln abzweigen, dann hätten sie immer noch über 650 Hektar, um für andere bzw. den Markt zu produzieren und sich auf diese Weise die Mittel für die Befriedigung der weiteren Grundbedürfnisse zu besorgen.

Auf der Grundlage dieser Berechnungen entwickelte sich die neue Bewegung, bekam der Druck auf das Land ein neues Ziel, begann eine neue Form des „Nachdenkens" und der „Partizipation der Massen", fingen die Bauern und Landlosen an, ihre eigenen „Forschungsergebnisse" in den „Landkomitees" der Landbesetzer zu diskutieren und veränderte sich langsam das Verhältnis der Menschen zum Boden und zur Ökonomie überhaupt: anstelle angeblich notwendiger „Naturbeherrschung" zur Produktivitätssteigerung tauchte die altindianische Philosophie der „Liebe zur Erde" wieder auf. Dabei waren gerade die Frauen besonders aktiv und klar in ihrem Engagement, ging es doch letztlich um die Perspektive einer im besten Sinne „weiblichen" Ökonomie.

Unsere Forschungs-„Tat" soll daher auch ein Beitrag zur Dokumentation der Geschichte dieser sozialen Bewegung sein. Wenn Geschichte aufgeschrieben werden muß, um als solche für Veränderung, Identitätsfinden und Widerstand verwendbar zu sein (vgl. Mies 1981, S. 54 f), zumal die bloß mündliche Überlieferung von Geschichte heute als Möglichkeit weitgehend ausscheidet, dann war das auch ein Motiv derjenigen unter unseren Gesprächs- und Aktionspartnern, die in den „Interviews" zu Wort kommen. Da sie zu denen gehörten, die ihre und die allgemeine Situation am intensivsten reflektierten, wobei es kein Zufall ist, daß sie zum Teil auch diejenigen waren, die zur Veränderung dieser Situation am meisten agierten, hatten sie auch ein Interesse daran, daß ein Teil ihrer Erfahrungen und ihrer Interpretation der Realität diskutiert und aufgezeichnet würde. Sie wollten auch ausdrücklich, daß man anderswo darüber erführe, „alle Welt" sollte es wissen. Wir haben uns bemüht, das unsere dazu beizutragen, indem wir die Ergebnisse unserer Forschung nicht nur zurückgegeben, sondern auch publiziert und bei vielen akademischen und nicht-akademischen Gelegenheiten diskutiert und die Ergebnisse daraus wieder in den — zeitweise unterbrochenen — Forschungsprozeß eingespeist haben.

Literatur

BENARD, Cheryl/SCHLAFFER, Edit: Notizen über Besuche auf dem Land. Ein grauer Blick ins Grüne, Reinbeck 1981

BERDEN, Mia/MIES, Maria: Experimenting with a new methodological approach: Fieldwork in Women's Studies, Institute of Social Studies 1979—1981, Den Haag 1981 (paper).

BERGER, Hartwig/HESSLER Manfred/KAVEMANN, Barbara: „Brot für heute, Hunger für morgen", Landarbeiter in Südspanien, Frankfurt 1978

FALS BORDA, Orlando: Investigating Reality in Order to Transform it: The Colombian Experience, in: Dialectical Anthropology, Nr. 4, 1979, S. 33—55

HUIZER, Gerrit: Action Research and Peasant Resistence, Some Experiences in the Third World, Manuskript o. D., Nijmegen

INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG: Soziologische Exkurse. Nach Voträgen und Diskussionen, Frankfurt 1956

KOHLI, Martin: Wie es zur „biographischen Methode" kam und was daraus geworden ist: Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie Nr. 10 (H. 3), 1981, S. 273—293

LYND, Robert S.: Knowledge for What? The Place of Social Science in American Culture, Princeton, N. J. 1939

MIERES, Francisco: Critica a los análisis sectoralistas de la problemática agrícola, in: Opinion Agraria 3, 1974, S. 32—41

MIES, Maria: Methodische Postulate zur Frauenfoschung — dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 1, München 1978, Wiederabdruck in diesem Heft.

dies.: Weibliche Lebensgeschichte und Zeitgeschichte, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 7, München 1981

dies.: Frauenforschung oder feministische Forschung — die Debatte um feministische Wissenschaft und Methodologie, abgedruckt in diesem Heft.

NASH, June: Report on the Conference on Feminist Perspectives in Social Science Research, Buenos Aires 1974

OMVEDT, Gail: On the Participant Study of Women's Movements: Methodological, Definitional and Action Considerations, in: Huizer, G. end Mannheim B. (Hrsg.): The Politics of Anthropology, From Colonialsism and Sexism toward a View from Below, The Hague, Paris 1979, S. 373—379

REINHARZ, Shulamit: Experimental Analysis: A Centribution to Feminist Research, in: Bowles, G./Duelli-Klein, R. (Hrsg.): Theories of Women's Studies, London, Boston, Melbourne and Henley 1983

SMITH, Dorothy, E.: A Sociology for Women, in: J. A. Sherman and E. Tarton Beck (Hrsg.): The Prism of Sex, Madison, Wisc. 1979, S. 135—187

WERLHOF, Claudia v.: Gegenwärtige und alternative Reproduktionsformen der Arbeitskraft in Venezuela, Projektantrag, Bielefeld 1977 (Manuskript)

dies./NEUHOFF, H. P.: Zur Logik der Kombination verschiedener Produktionsverhältnisse, Beispiele aus dem venezolanischen Agrarsektor, in: Bennholdt-Thomsen, V., u. a. (Hrsg.): Lateinamerika, Analysen und Berichte, 3, Berlin 1979, S. 86—117

dies.: Auf dem Wege zu einer neuen Zwangsarbeit? Frauenarbeit im Agrarsektor Venezuelas, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 9/10, Köln 1983, S. 135—156

dies.: Neue Formen der Warenproduktion ohne Lohnarbeit. Die Organisation ländlicher Kollektivgenossenschaften in Venezuela nach dem Muster von Kleinfamilie und Vertragsproduktion: das Großprojekt Quibor, in: Evers/Senghaas/Wienholz (Hrsg.): Auf dem Weg zu einer neuen Weltwirtschaftsordnung? Baden-Baden 1983, S. 307—325

dies.: Neue Formen genossenschaftlicher Agrarproduktion und staatlich verordnete Geschlechterpolarisierung, in: dies. Mies, Maria und Bennholdt-Thomsen, Veronika dies. u. a.: Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek 1983

Lisa Fernkorn, Gabi Förder, Petra Zwaka

„Mit ihnen kann ich darüber sprechen, mit meiner Tochter konnte ich das nie!"

Erfahrungen und Probleme mit dem narrativen Ansatz in der Frauengeschichtsforschung

Ein institutionell nicht gebundenes, finanziell sporadisch unterstütztes Frauengeschichtsprojekt, durchgeführt von 1982-1983 in Berlin Schöneberg

Vorgeschichte des Projekts

Dieses Frauenforschungsprojekt ist die Weiterführung bzw. Modifizierung eines Stadtteilprojekts vom Herbst 1981, das zunächst weniger mit einer frauenspezifischen als einer allgemein lokalhistorischen Fragestellung das Alltagsleben der Bewohner/innen Berlin-Schönebergs im Hinblick auf die Veränderung der Kommunikationsstrukturen innerhalb der letzten 60 Jahre untersuchen wollte. Die Entstehungsgeschichte dieses Oral-History-Projektes[1] stand in Zusammenhang mit den damaligen politischen Ereignissen (Hausbesetzungen und -räumungen, Demonstrationen) in Schöneberg, einem Stadtteil, in dem die Sanierungspolitik des Berliner Senats einscheidende soziale Umstrukturierungen zur Folge hatte. Denn mit der Zerstörung der städtebaulichen Substanz ging die Zerstörung der Sozialstruktur, der gewachsenen Kommunikationsbeziehungen der Bewohner/innen[2] einher.
Auf der Suche nach geeigneten Interviewpartner/innen machten wir kleinere „Werbeaktionen" auf dem Wochenmarkt und vor U-Bahnhöfen, gingen zu Seniorentreffen in Seniorenheimen und Altentagesstätten. Dabei trafen wir im wesentlichen auf Frauen, die fast überall nicht nur zahlenmäßig stärker repräsentiert waren, sondern meist auch ein größeres Interesse an unseren Aktionen bekundeten. Doch nicht nur der quantitative Aspekt, auch die Erfahrung, daß Frauen ihrer traditionellen Rolle gemäß wesentlich mehr und detaillierter über so alltägliche Lebensbereiche wie Wohnen, Nachbarschaftsbeziehungen, Versorgung, etc. berichten können, waren maßgebend für die Entscheidung zur inhaltlichen Festlegung auf das Thema „Frauenalltag in Schöneberg". Die zeitliche Eingrenzung auf das Erleben des Nationalsozialismus war bedingt durch den Entschluß, einen Beitrag zu den von verschiedener Seite geplanten Veranstaltungen und Ausstellungen zum 50. Jahrestag der „Machtergreifung" zu leisten.
Ende 1982 stellten wir einen Antrag bei der Landeszentrale für Politische Bildung Berlin zur finanziellen Unterstützung der letzten Phase des Projekts, der Anfang 1983 bewilligt wurde. Im Oktober 1983 beendeten wir die Erstellung der vierteiligen Ton-Dia-Serie: „‚Das war eine Zeit . . .' Stationen im Leben von Frauen während der Zeit des Nationalsozialismus', die im Rahmen einer Ausstellung des Kunstamtes Schöneberg gezeigt wurde.

Unser Erkenntnisinteresse

Unsere Ausgangssituation war die Frage, wie Frauen, die in den 30er Jahren so alt waren, wie wir heute (zwischen 24 und 30), die „Machtergreifung" und ihre Folgen in Schöneberg erlebt bzw. wie die politischen Ereignisse und gesellschaftlichen Bedingungen jener Zeit ihren Alltag und ihren Lebensweg beeinflußt haben.
Die Lebensgeschichten der Frauen sollten uns einen Einblick in die alltäglichen Repressionen des Faschismus und — somit dieser vorhanden war — in den „kleinen" privaten Widerstand geben. Sie sollten uns aber auch Zugang verschaffen zu den

individuellen Schnitt- und Wendepunkten im Leben einer Frau, zu den Brüchen und nachhaltigen Erfahrungen, die sich für sie — so wenigstens war unsere Vermutung — aus dem subjektiven Erleben des Nationalsozialismus ergeben haben müssen.
Die Vermittlung von Lebensgeschichte und Zeitgeschichte, das Einbetten des individuellen weiblichen Lebenslaufs in seine Epoche, sollte als grundlegende Orientierung für dieses Projekt dienen. Diese Herangehensweise erklärte sich aus unserem eigenen politischen Bewußtsein und Verständnis weiblicher Identität, die mit ihren individuellen und kollektiven Merkmale auch immer eine historische ist und daher bei der Untersuchung der Lebenswirklichkeit von Frauen nicht unberücksichtigt bleiben darf. Wenn wir dementsprechend kein Frauenleben, auch wenn es sich in noch so abgeschlossener Privatheit abgespielt hat, unhistorisch betrachten und darüberhinaus behaupten, daß es eine frauenspezifische Wahrnehmung, Verarbeitung und Interpretation der damaligen gesellschaftlichen Bedingungen gegeben hat, dann müssen die Lebensläufe der heute 60 — 80 jährigen Frauen auch etwas mit unserer Gegenwart, mit unserer Rolle als Frau heute zu tun haben. Die Auseinandersetzung mit den Krisenzeiten damals, den Kriegs- und Nachkriegsphasen, die Suche nach weiblichen Widerstandsformen gegen Repressionen und Depressionen, die Frage nach Anpassungsmechanismen — kann all dies dazu beitragen, unsere eigenen Existenzängste und Ohnmachtsgefühle angesichts zunehmender atomarer Bedrohung zu überwinden und in gemeinsames politisches Handeln umzusetzen? Wir wollten etwas über das Leben der Frauen in den 30er Jahren erfahren. Können und wollen wir aber tatsächlich etwas aus der Geschichte dieser Frauen, die unsere Mütter und Großmütter sein könnten, lernen? Steht da nicht ewig ein historisches gewachsenes und scheinbar kaum noch verändertes Potential an Vorurteilen zwischen uns? Die Jungen, die die Alten ständig unter einen politischen Legitimationsdruck setzen und ihnen Rechtfertigungen für unterlassenes politisches Handeln abverlangen, die von ihnen erwarten, daß sie uns Jüngeren angesichts des eigenen Erlebens der Nazi-Zeit heute Mut machen zum Widerstand gegen demokratische Zersetzungserscheinungen. Die Alten, die sich unverstanden fühlen und diese Phase ihrer Vergangenheit endlich ruhen lassen möchten, sich aber bereitwillig „positiver" Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus bedienen, wenn es darum geht, Umgangsformen mit jugendlichen „Störern" und „Krawallmachern" zu finden. Verständnislosigkeit also auf beiden Seiten? Eine unüberbrückbare Distanz zwischen Müttern und Töchtern? Auch wir haben bisher nur andeutungsweise unsere Mütter und Großmütter nach ihrer Geschichte befragt. Entweder weil wir es nicht ertragen konnten, was die eigenen weiblichen Familienangehörigen an Angst, Abwehr und Verdrängung durchscheinen ließen oder aber, weil wir oft allzu schnell bereit waren, jeden privaten Verstoß gegen nationalsozialistische Reglementierungsversuche und verordneten Alltag (wie z. B. den Eintopfsonntag) als Widerstands- oder Resistenzhandlung anzuerkennen, um im Nachhinein die eigene Familie von nationalsozialistischer Durchdringung reinzuwaschen.

Die Suche nach geeigneten Interviewpartnerinnen war somit auch indirekt eine Suche nach der historischen Vergangenheit unserer Mütter und Großmütter, ein Umweg zur Aufhebung ihrer und unserer Geschichtslosigkeit.
Als wir zu Beginn des Jahres 1982 unsere Themenstellung in dieser Weise spezifiziert hatten, war uns klar, daß wir nicht nur verstehen, sondern auch verändern wollten. Das bedeutete für die Strukturierung des Projektverlaufs: nicht auf der Forschungsebene stehenbleiben, sondern eine Form der Rück- und Weitervermittlung unserer Arbeitsergebnisse zu finden. Unser Projekt läßt sich von daher grob in zwei Verlaufsphasen einteilen: während die erste Phase eher bestimmt war von der Erarbeitung der historischen Rahmenbedingungen (insbesondere lokalhistorischer Besonderheiten) anhand des vorhandenen Quellenmaterials in Berliner Archiven und der Durchführung und Auswertung zahlreicher Einzelinterviews, orientierten wir uns in der darauffolgenden Phase mehr an der Frage nach möglichen Formen der Vermittlung und Präsentation unserer Arbeitsergebnisse.

Sichtbares Ergebnis dieser vorwiegend produkt-orientierten Arbeitsweise war die aus vier Sequenzen bestehende Ton-Dia-Serie.
Hier sollen in erster Linie unsere Erfahrungen mit der methodischen Praxis lebensgeschichtlicher Einzel- und Gruppengespräche dargestellt werden. Da die Projektarbeit erst vor kurzem beendet wurde, steht eine umfassende inhaltliche Auswertung noch aus.

Schwierigkeiten mit dem narrativen Verfahren bei der Erforschung und Vermittlung weiblicher Lebenserfahrungen

Entsprechend den inhaltlichen Zielsetzungen unserer Projektarbeit, das Verhältnis von Lebensgeschichte und Zeitgeschichte in einer Weise transparent zu machen, die den Betroffenen als den Erzählenden und den Zuhörenden als den Fragenden eine reflexive Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten von Frauen vor dem Hintergrund der 30er und 40er Jahre ermöglichen konnte, mußte Formen der Untersuchung, Vermittlung und Präsentation gefunden werden, die einerseits dem eigenen wissenschaftlichen Forschungsinteresse genüge tun, andererseits aber auch solche Menschen interessieren und verstehen, die weniger erfahren im Umgang mit historischen Theorien und historischen Darstellungen sind.
Es soll hier darauf verzichtet werden, die grundsätzlichen Probleme der Methode lebensgeschichtlicher Interviews zu diskutieren (vgl. Niethammer 1980 und 1983; Thompson 1982; Lehmann 1983). Ein wesentlicher Bestandteil unserer Arbeit war die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung eines Gesprächskreises, der als eine Weiterentwicklung der Erfahrungen mit den 19 durchgeführten Einzelinterviews angesehen werden kann. Unsere Erwartungen an diese methodische Entscheidung, sowie die erlebten Enttäuschungen und Erfolge im Vergleich zu den Einzelgesprächen sollen hier im folgenden ausgeführt werden.

Eine der wesentlichsten Erfahrungen bei der Durchführung der Einzelinterviews war das Feststellen relativ „abgeschlossener Formen der Erinnerung" bei fast allen befragten Frauen.
Neben festen Interpretationsmustern bestimmter Erlebnisse und Ereignisse aus dem „privaten" Leben, gab es eine Reihe von „Löchern" in der Erinnerung, die auch durch Nachfragen nicht zu füllen waren. Das Verschweigen bestimmter Lebensphasen einerseits, ausführliche Schilderungen einiger Erlebnisse andererseits, Erzählbrüche, Wiederholungen und Sprünge — dies waren Beobachtungen, die uns immer neugieriger machten auf die Frage, welchen Zusammenhang es gibt zwischen der Erzählweise der Frauen und ihrem jeweiligen biographischen Hintergrund.
Kindheit und Jugend und die zugehörigen Sozialisationsinstanzen Familie, Schule, Jugendgruppen, Ausbildungsplatz, etc. tauchten in einer lebhaft erzählten Folge von Fakten und Geschichten aus der Erinnerung auf. Bei den älteren Frauen, den 70-80 jährigen, lag die „Jugendphase" noch vor der Nazi-Herrschaft, bei den 60jährigen fiel sie genau in diese Zeit. Der Rückzug ins Private — etwa zum Zeitpunkt der Heirat — drückte sich im Gespräch als Versiegen der Erzählungen aus. Für die etwa 1910 geborenen Frauen fiel diese Abschottung im Familienleben zusammen mit den Jahren 1933-43 der Nazi-Diktatur. In der Erinnerung der Frauen gibt es kaum ein Bewußtsein der kontinuierlichen Zunahme der Repressionen. Ab und zu treffen in den scheinbar zeitlosen Familienalltag mit seinen wenigen (zeitlichen) Fixpunkten, wie z. B. der Geburt der Kinder, „spitze Pfeile" von der Hinterbühne des Zeitgeschehens. Da wird von einer Meldeaufforderung der NSV[3] berichtet, weil die Familie sich ein drittes Kind anschaffen sollte, Pogrome und Kriegsbeginn aber werden weniger spontan erinnert.
Der Erzählfluß wird erst mit der Schilderung des Bombenkrieges wieder dicht und lebhaft. Was als kollektives Ereignis erlebt wurde, ist offenbar auch als erzählbare, d. h. wieder kollektivierbare Erfahrung präsent.

Welche Anteile in der Erinnerung sind Merkmale weiblicher Biographie, welche die zeitgeschichtlichen Bedingungen? Gibt es hier nicht ein verhängnisvolles Zusammenfallen biographisch und politisch bedingten Schweigenmüssens?

Nach einem halben Jahr intensiver Interviewarbeit hatten wir also eine Reihe von Fragen, die wir anhand der inhaltlichen Aussagen der Einzelgespräche nicht mehr beantworten konnten. Um der Gefahr oberflächlichen Psychologisierens entgegenzuwirken, wollten wir eine Form der Gesprächsführung finden, die einerseits für uns neue Inhalte hervorbringen, andererseits aber auch für die erzählenden Frauen den reflexiven Umgang mit der eigenen Geschichte in Gang setzen konnte.
Wir initiierten einen Gesprächskreis, der einige der von uns bis zu diesem Zeitpunkt interviewten Frauen für einen befristeten Zeitraum (10x1 wöchentliches Treffen) zusammenbringen sollte. Einige von uns vorgeschlagenene Themenbereiche (z. B. Wohnen und Nachbarschaft; Ernährung und Versorgung; Ausbildung und Berufstätigkeit) als Gesprächsorientierung für das wöchentliche Treffen sollten den Frauen die Auseinandersetzung über das Alltagleben der 30er und 40er Jahre erleichtern.
Den entscheidenen Vorteil gegenüber den Einzelinterviews sahen wir darin, daß hier mehrere Frauen mit dem gleichen zeitgeschichtlichen Hintergrund eine Gelegenheit zum Austausch ihrer lebensgeschichtlichen Erfahrungen haben sollten. Die Gruppensituation sollte Identifikationsmöglichkeiten schaffen und die Frauen dazu ermutigen, das persönlich Erlebte und Erfahrene im Sinne einer produktiven Distanzierung zu sich selbst neu zu betrachten, starre, längst abgeschlossene Interpretationsmuster aufzubrechen, andere als die eigenen Deutungen zuzulassen. Die Hoffnung war, daß durch das Aufeinanderreagieren der Gesprächspartnerinnen neue als die von uns bisher für bedeutsam gehaltenen Inhalte zur Sprache kämen.
Wir sahen ferner einen weiteren Vorteil, der eher die formale Seite der Gesprächsführung betraf: die Möglichkeit, bei dem einen oder anderen Thema schweigen zu können, ein Nichtantwortenmüssen bzw. den Zeitpunkt der Gesprächsteilnahme selbst bestimmen zu können im Gegensatz zur direkten Konfrontation Befragte/Interviewerin.
Unsere konkreten Erfahrungen im Umgang mit der Gesprächskreissituation als weiterführender Methode der Einzelinterviews sollen hier in den wesentlichsten Punkten dargestellt werden.

1. Im Vergleich zu den Einzelgesprächen kam in der Gesprächskreissituation der „Generationskonflikt" und die damit verbundene Skepsis und Polarität der Meinungen wesentlich stärker zum Ausdruck.

Die ersten Treffen waren nicht nur geprägt von einem abwartenden und taktierenden Verhalten der Frauen untereinander, sondern auch von einer Fraktionierung innerhalb der Gruppe, wachsender Skepsis und Mißtrauen gegenüber uns als Initiatoren dieser Veranstaltung. Obwohl wir unsere Interessen und Absichten in der Gesprächsrunde breit und ausführlich dargestellt hatten (und dies bereitwillig auch noch ein zweites und drittes Mal taten) trugen die versteckten Anspielungen einiger Frauen bezüglich unserer „politischen Tendenz" zu einer konfliktgeladenen Atmosphäre bei. Wir fanden uns rasch in der Ecke jugendlicher „Krawallmacher" wieder, mußten uns gegen die Behauptung zur Wehr setzen, ihre Erzählungen zur Diffamierung der „Kriegsgeneration" zu mißbrauchen. Es gab eine Solidarisierung vor allem der Frauen, die sich uns auch in den Einzelinterviews weitgehend verschlossen hatten. Diese vier von insgesamt zehn teilnehmenden Frauen kamen dennoch fast fünf Wochen lang regelmäßig zu den einzelnen Treffen, brachten teilweise sogar von sich aus persönliche Fotos und Schriftdokumente mit. Leider sahen sie sich ohne für uns sichtbaren Anlaß meistens unter einen politischen Legitimationsdruck gesetzt: statt erzählte Lebensgeschichte präsentierten sie eine Aneinanderreihung eher allgemeiner als persönlichkeitsbezogener Rechtfertigungen und Entschuldigungen der Geschehnisse jener Zeit. Obgleich sie scheinbar trotz allem ein persönliches Interesse an der Auseinandersetzung über ein bislang in-

nerfamilär weitgehend tabuisiertes Thema hatten, verzichteten sie nach Ablauf des ersten Drittels des Gesprächskreises auf eine weitere Teilnahme. Diese Entscheidung wurde ihnen besonders von den übrigen Gesprächskreisteilnehmerinnen nahegelegt, denen ihr Mißtrauen unserer Arbeit gegenüber unverständlich blieb und deren Interesse an den Lebenserfahrungen der anderen allmählich gewachsen war.
Der weitere Verlauf des Gesprächskreises war dann auch wesentlich entspannter. Die Bereitschaft, sich auch an der Organisation der Treffen zu beteiligen, vermittelte uns den Eindruck, daß die Frauen gerne kamen. Sie hörten den Redebeiträgen der anderen interessiert zu und fragten gelegentlich auch schon mal nach unserer Sichtweise des einen oder anderen Sachverhalts.
Am Ende des Gesprächskreises wurde unser Versuch, den Alltag von Frauen zur Zeit des Nationalsozialismus anhand erzählter Lebensgeschichte zu rekonstruieren, insgesamt positiv bewerter, auch wenn es ihnen zu Beginn „komisch" vorgekommen sei, daß sich jemand für ihre Lebensgeschichte, die doch eigentlich keine „besondere" gewesen sei, interessierte. Vor allem diejenigen Frauen, die selbst Kinder hatten, stellten mit Bedauern fest, daß sie ähnliche Gespräche mit ihren Töchtern und Söhnen nie führen konnten. Auf unsere Frage hin, woran denn dies gelegen haben könnte, hatten sie keine Antwort.

2. Bei politischer, intellektueller und sozialer Inhomogenität innerhalb der Gruppe kann es noch eher zu einer „Erzählblockierung" kommen als bei den „persönlich-privaten" Einzelgesprächen.

Der gemeinsame Erfahrungshintergrund der Frauen schien sich weitgehend zu beschränken auf die Versorgungskrisen und Notgemeinschaften des Bombenkrieges sowie auf die eher unverfänglichen Themen, die „Glanzlichter" ihres Alltagslebens: die Mode, Filmstars, Cafés, Revuen, etc. Hier wurde lebhaft erzählt, wenn auch viel in Anekdoten, Bildern, Episoden.
Das Gemeinsame verschwand hinter dem Trennenden, den unterschiedlichen Voraussetzungen, die die einzelnen Frauen in den Gesprächskreis mitbrachten und die uns aufgrund der Einzelgespräche zum großen Teil bekannt waren. Nur selten aber kamen diese Unterschiede zur Sprache, wurden von den Frauen selbst zum Gesprächsthema gemacht. Im Vordergrund stand das Bemühen aller Frauen — zugunsten einer gemeinsamen Gesprächsebene — das eigentlich Trennende, das voneinander Unterscheidende zu verbergen. Das Verschweigen des persönlich anderen Lebensverlaufs ging sogar soweit, daß eine Halbjüdin (geboren 1918), die sich während des Faschismus erfolgreich vor ihren Verfolgern schützen konnte, daneben sogar noch in der Lage war, den sozialdemokratischen Widerstand zu unterstützen, sich erst bei dem letzten Treffen zu „erkennen"gab; eine Frau, die bis heute politisch aktiv gewesen ist, aber deren Persönlichkeit noch immer von dem Zwang, sich zu verbergen, durchdrungen scheint. Sie sei „belastet" gewesen, sagte sie mit den Worten ihrer Verfolger. Keine der übrigen Gesprächskreisteilnehmerinnen fragte nach, in welcher Hinsicht, stilles Einverständnis scheinbar darüber, daß die Lebensgeschichte dieser Frau im Grunde ganz anders verlaufen sein mußte als die eigene.
Ebenso verschwieg eine drei Jahre ältere Frau, daß sie mit einem SS-Mann verheiratet war und von ihm zwei Kinder bekommen hat. Die Angst, sich plötzlich der Kritik der anderen ausgesetzt zu sehen, ließ sie diese Phase ihres Lebens ohne zeitgeschichtlichen Bezug schildern.

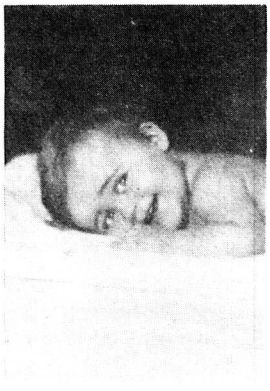
Unsere Hoffnung, daß die Frauen im Gespräch miteinander die Variationsbreite individueller lebensgeschichtlicher Erfahrungen, aber auch die kollektiven Merkmale weiblicher Biographien vor dem gleichen historischen Hintergrund erkennen, hat sich nur sehr bedingt erfüllen können. Dazu wurde zu schematisch und verkürzt berichtet. Selbst das chronologisch Erzählte — in den Einzelgesprächen noch sehr ausführlich — wurde hier in einem quasi öffentlichen Rahmen reduziert um das rein „Private". Der

Wunsch nach einer gemeinsamen Gesprächsebene brachte die vielen unverfänglichen Erzählungen, die entlastenden oder erheiternden Geschichten hervor, bewirkte eine „Harmonisierungstendenz", die oft den Eindruck zeitloser Lebensgeschichten entstehen ließ. Und doch gab es Situationen, in denen die Frauen eigenständig den Bezug zur Zeitgeschichte herstellten, in denen deutlich wurde, daß die Frauen ihre Biographie in der Rückschau keineswegs ohne den dazugehörenden historischen Hintergrund sahen. So berichteten sie bei dem Thema „Wohnen und Nachbarschaft" von Denunziationen im Haus, schilderten persönliche Verweigerungsstrategien, wenn es um das Herumkommen der Mitgliedschaft in einer NS-Organisation ging.
Ob diese oder andere Beispiele unbewußte Konzessionen an unser formuliertes Erkenntnisinteresse waren oder den Versuch darstellten, sich innerhalb des gleichen historischen Erlebnisrahmens stückweise vorzutasten, um abzuschätzen, was man den anderen erzählen kann oder besser verschweigen sollte, können wir erst nach einer umfassenden inhaltlichen Auswertung klären.

3. Auch bei narrativen Verfahren gibt es Forscher und Erforschte. Die Asymmetrie der Kommunikation kann weniger krass ausfallen als bei herkömmlichen Methoden der Sozialforschung, aber nicht vollständig aufgehoben werden. Das Interesse an der direkten Verwertbarkeit der aufgezeichneten Gespräche, der Wunsch nach Authentizität der Ergebnisse wirkte auch als Blockierung. Er verhinderte oftmals gerade die Authentizität der Erzählungen.

In Zusammenarbeit mit den Gesprächskreisteilnehmerinnen sollte durch die Verknüpfung visueller (authentischer, d. h. persönlicher Bilder der Frauen) und auditiver (ihre Erzählungen im Originalton) Materialien ein Medium erstellt werden, das Dritten das Individuelle und Kollektive weiblicher Lebensgeschichte während des Nationalsozialismus nahebringen sollte. Dabei sollte nicht nur das ständige Wechselspiel von „von oben gemachter" und „selbst gemachter" Geschichte zum Ausdruck kommen, sondern auch der Prozeß der inhaltlichen Auseinandersetzung, die zum Teil sehr mühselige Erinnerungsarbeit der beteiligten Frauen. Die Erzählenden sollten über die Gesprächsebene hinaus am Prozeß der „materiellen" Aufarbeitung ihrer Lebensgeschichte beteiligt werden, sollten in interpretativer Zusammenarbeit mit uns die Ausschnitte ihrer Erzählungen und deren Zuordnung zu den persönlichen Foto- und Schriftdokumenten diskutieren.
Unser Interesse an der Verwertbarkeit des Interviewmaterials, an „brauchbaren" Aufzeichnungen mußte zwangsläufig die Gesprächssituation verzerren. Die Befürchtung, daß aus den Tonbandaufzeichnungen eines dreistündigen Gesprächskreises Material für nur 20 Minuten in der zu erstellenden Ton-Dia-Serie verwendet werden könnte, weil der Rest ein heilloses Durcheinander und Stimmengewirr wäre, veranlaßte uns immer häufiger, in den Gesprächsverlauf einzugreifen und die Gespräche im Sinne einer Diskussionsleitung organisatorisch und gelegentlich auch inhaltlich zu steuern.
Um nicht zu riskieren, daß die Frauen uns ihre Mitarbeit entziehen und damit unser anvisiertes „Produkt", in das wir schon eine Menge Arbeit investiert hatten, unmöglich machen würden, verhielten wir uns oft genug opportunistisch. So vermieden wir grundlegende politische Auseinandersetzungen, wie z. B. über die damals noch aktuelleren Hausbesetzungen und Demonstrationen gegen die Berliner Wohnungsbaupolitik. Wir merkten, daß selbst bei einigen von den Frauen, die in einer politisch eher sozialdemokratischen Tradition standen (und stehen), Unverständnis und Wut gegen diese Form zivilen Ungehorsams so starr und stark waren, daß wir fürchteten, ihr Mißtrauen uns „jungen Dingern" gegenüber, die für sie sicher auch zu den den „Krawallmachern" gehörten, könnte das uns bis dahin entgegengebrachte Wohlwollen zerstören. Wir empfanden unseren Opportunismus häufig genug als blockierend für die Gespräche. U.E. liegt hier eine viel zu wenig beachtete methodische Klippe narrativer Forschung, die sich direkt aus deren Prämissen ableitet, sehr unterschiedliche Ebenen der Kommunikation miteinander zu verknüpfen. Die *Erhebung,* der wissenschaftliche Aspekt des Gesprächs, ist fast ausschließlich für die Forscher/innen interessant. Sie sammeln, strukturieren, interpretieren, werten aus und wollen verwerten und zwar nicht irgendetwas, sondern möglichst persönliche lebendige *Erzählungen.* Für die Erzähler/innen stehen aber dem alltagssprachlichen Verständnis von erzählter Geschichte zufolge neben Informationen und Belehrung die Unterhaltung und der gegenseitige Austausch im Vordergrund. Daneben existieren Versuche der Selbstvergewisserung und Reflexion des eigenen Lebens, die aufgrund der relativ ungleichen Motivationslage von Forscherinnen und Erforschten eine quasi therapeutische Situation hervorbringen. Die Erwartungen, sich persönlich so weit einzulassen, daß Freundschaften entstehen könnten oder den Interviewten ein „therapeutisches Ohr" zu leihen, sind unserer Meinung nach im allgemeinen schwer zu erfüllen. Allerdings sahen wir uns bei unserer Arbeit aufgefordert, eine solche Rolle teilweise anzunehmen und zwar oft in größerem Ausmaß, als es den tatsächlichen emotionalen Beziehungen zu manchen Gesprächspartnerinnen entsprach. Gerade Ansätze, die über die beschränkte Erhebung hinausweisen, haben wir selbstkritisch weiterzudiskutieren.

Die Ton-Dia-Serie haben wir letztendlich aus den Tonbandaufzeichnungen der Einzelinterviews zusammengestellt.[4)]
Als wir den Gesprächskreisteilnehmerinnen die Rohfassung der einzelnen Sequenzen zur Diskussion stellten, erfuhren sie noch Neues voneinander. Sie waren einverstanden mit unserer Interpretation ihrer Lebensgeschichte, fühlten sich teilweise sogar geschmeichelt durch die Aufwertung, die ihre Leben durch unser Interesse und die Form der Veröffentlichung erhielt.
Bisherige Vorführungen der Ton-Dia-Serie stießen auf großes Interesse sowohl bei den Älteren, die vieles wiedererkannten und sich zu eigenen Erinnerungen angeregt fühlten, als auch bei den Jüngeren, die diese Zeit aus eigenem Erleben nicht kennen.
Wir beabsichtigen, die Ton-Dia-Serie in Seniorenheimen, Schulen, Jugendfreizeitheimen und -bildungsstätten vorzustellen.



Anmerkungen

1) *In der mündlich erzählten Lebensgeschichte sahen wir eine sinnvolle und notwendige Ergänzung unserer Arbeit mit schriftlichem Quellenmaterial (Pläne, Statistiken, Zeitungen, Polizeiberichte, behördlichen Verfügungen, etc.). Die längsschnittartige Untersuchung verschiedener Lebensläufe sollte uns einen Einblick verschaffen in das subjektive Erleben und Erfahren der baulichen, sozialen und politischen Veränderungen des Lebens im Stadtteil.*

2) *Wir suchten Menschen, die über einen längeren Zeitraum hinweg den gleichen regionalen Bezugsrahmen hatten und von daher mit gleichem äußeren strukturellen Bedingungen und deren Veränderungen konfrontiert wurden. In der Beschränkung auf einen relativ kleinen räumlichen Einzugsbereich sahen wir die Möglichkeit, die erzählten Lebensgeschichten im Hinblick auf ihre individuellen und kollektiven Merkmale zu untersuchen und zu vergleichen.*

3) *Den städtischen Gesundheitsämtern und Beratungsstellen waren die Hilfsstellen der NSV angegliedert. Sie sollten „ergänzenden Charakter" haben und auf diese Weise eine „rassenhygienische" Betreuung gewährleisten. In dem hier genannten Fall ging die Aufforderung von der Hilfestelle „Allgemeine Familienhilfe" aus, die für die Betreuung von Schwangeren, Säuglingen, Wöcherinnen und Müttern mit Kleinkindern zuständig war. (Vgl. hierzu: Rees, 1938; Die „Soziale Praxis", 1936)*

4) *Die Ton-Dia-Serie besteht aus insgesamt vier Sequenzen von je 20 Minuten, die jeweils eine in sich abgeschlossene thematische Einheit bilden, untereinander aber dennoch in einem inhaltlichen Zusammenhang zu sehen sind. In den ersten beiden werden jeweils zwei weibliche Lebensgeschichten einander gegenübergestellt, um das Trennende und Gemeinsame der verschiedenen Lebensläufe vor dem gleichen zeitgeschichtlichen Hintergrund zum Ausdruck zu bringen. Die dritte Sequenz befaßt sich mit dem Thema „Wohnen und Nachbarschaft in Berlin-Schöneberg", die vierte mit den Kriegserlebnissen und -erfahrungen der Frauen.*
Die Ton-Dia-Serie kann voraussichtlich ab März/April 1984 bei der Landeszentrale für Politische Bildung Berlin entliehen werden.

Literatur

LEHMANN, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf — Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt/M./New York 1983

NIETHAMMER, L. (Hrsg.): Lebenserfahrung und Kollektives Gedächtnis, Frankfurt/M. 1980

ders. (Hrsg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll." Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983

REES, H.: Frauenarbeit in der NSV, Berlin 1938, Die „SOZIALE PRAXIS", 1936

THOMPSON, Paul (Hrsg.): Our Common History — The Transformation of Europe, New Jersey, USA, 1982

Ulrike Büchner

Frauenwissenschaft und Frauenstudien als radikale Wissenschaftskritik — dargestellt am Beispiel hochschuldidaktischer Praxis

Ich wähle das Thema Didaktik von Lehrveranstaltungen an der Universität. Didaktik ist eine Form der Praxis, der Umsetzung radikaler Wissenschaftskritik. Erst in der *Praxis* (vgl. Mies 1978) wird die Ernsthaftigkeit von Kritik sichtbar und überprüfbar. Die Forderungen und Erfahrungsberichte feministischer Wissenschaftskritik bezogen sich bisher überwiegend auf Frauen-*Forschung*.

Seit 1970 habe ich Lehrerfahrungen in (und außerhalb) der Universität. Als Studentin erlebte ich die herkömmliche Seminarpraxis, die ich in ihrer Fremdheit, Abstraktheit und ihrem verdinglichten Umgang mit den Menschen und dem Stoff ablehnte.

Mein Ziel ist es, Ähnlichkeiten und Differenzen zur Wissenschaftskritik der *kritischen Theorie* herauszuarbeiten. Ich wähle die kritische Theorie und nicht den Positivismus, weil es mir wichtig ist, mich gegen Verwandtes abzugrenzen. Die Unterschiede zur kritischen Theorie sind zudem viel schwerer erkennbar als z. B. die zum Positivismus. Um so wichtiger ist es, sie zu benennen. Schließlich gilt auch für die Abgrenzung zur kritischen Theorie, daß sich die Differenzen weniger *verbal* als im *praktischen Umgang* mit Wissenschaft „offenbaren", z. B. in der Didaktik von Lehrveranstaltungen mit „kritischem Gehalt".

Wenn ich im folgenden Grundlagen einer Didaktik vor dem Hintergrund eines Verständnisses von radikaler Wissenschaftskritik entwickle, so bedeutet dies, daß die Ergebnisse prinzipiell gleichermaßen für männliche und weibliche Studenten gelten, da ich unter „männlicher Wissenschaft" die kapitalistisch-patriarchalisch strukturierte Wissenschaft verstehe. Diese Aussage gilt jedoch nur auf einer sehr *prinzipiellen* Ebene. Im einzelnen bestehen erhebliche Unterschiede, insbes. in bezug auf die Sozialisationsvoraussetzungen (Büchner 1983) der Studenten/innen, in bezug also auf ihre Motive, Interessen, Verhaltensweisen, so daß ich meine Ausführungen *hier* auf Frauenseminare konzentrieren werde. Nach wie vor haben wir davon auszugehen, daß die herrschenden Normen an den Hochschulen überwiegend nicht für Frauen gelten, wohingegen auch für den kritischsten Mann gilt, daß die Normen und Muster seiner Sozialisation mit denen der herrschenden Normen und Erwartungen korrespondieren — sowenig auch er dadurch die Möglichkeit gewinnt, zu sich selber zu finden. (vgl. Büchner 1982, S. 6).

Im folgenden beziehe ich mich vorwiegend auf das Seminar „Inhaltliche, methodische und psychische Probleme bei der Examensvorbereitung", das ich im SS 1983 und WS 1983/84 in Hamburg anbot. Es kamen unaufgefordert nur Frauen. Die Frauen, die kamen, hatten bis dahin wenig mit der Frauenbewegung zu tun.

Nicht umsonst wählte ich das Thema „Prüfungsangst". Aus eigenen schmerzlichen Erfahrungen kannte ich die Ängste bei Prüfungen und kenne sie noch: bei der Diplomarbeit, Promotion, Habilitation und jetzt bei den ständigen Bewerbungsgesprächen. Dabei hatte ich die Erfahrung gemacht, daß Prüfungsprobleme in erster Linie Probleme des psychischen Umgangs damit, Probleme der intellektuellen Fähigkeiten sind, und daß ich und die Frauen, die ich kannte, bei weitem mehr Prüfungsprobleme hatten als die uns bekannten männlichen Studenten; dies aufgrund unserer größeren Selbstunsicherheit, Selbst-Abwertung, unserer größeren Versagensängste, unserer viel größeren Fremdheit an der Institution Uni etc.

Ziel des Seminars war es, den Studentinnen die Prüfungsängste bewußt zu machen, diese in Rollenspielen zu antizipieren und durchzuspielen, den Frauen schon frühzeitig bei der Suche nach einem Examensthema behilflich zu sein, sie zu unterstützen, Themen zu wählen, die sie berührten, statt abstrakte, ihnen fremde Themen; sie ständig zu

ermutigen, bei unüblichen Themen durchzuhalten (wie z. B. Themen der Frauenforschung, die bisher noch überhaupt nicht bearbeitet worden sind), ihnen methodische und inhaltliche Hilfen zu geben und ihnen immer wieder klarzumachen, daß sie nicht etwa nichts wüßten, wie sie so oft behaupteten, sondern schon ihre ersten Erfahrungen und Einfälle zum Thema der erste wissenschaftliche Schritt sei. So wurden allmählich die Ängste abgebaut, daß Wissenschaft identisch damit sei, daß man sich ohne jegliche Motivation erst einmal einen riesen Literaturapparat aneignen müßte. Die Beschäftigung mit Literatur erfolgte dann ganz von selbst. Auffallend war und ist, daß die Frauen nach und nach sicherer wurden. Zu Beginn des Seminars stille Frauen begannen, sich zu äußern, erste Thesen zum Thema zu formulieren, oder wagten, ihre Interessen an der Universität genauer zu formulieren und wahrzunehmen: indem sie z. B. ihre Probleme thematisierten , nur noch Seminare aufsuchten, die ihren Interessen entsprachen. Sie veränderten nicht nur den Umgang mit der Prüfung, sondern zugleich *sich selber.*

Kritik an der Konstitution von Wissenschaft

Die Frage nach dem spezifischen Charakter von Frauenforschung stellt sich mir weder *zuallererst und allein* als Frage nach neuen Gegenständen noch als Frage nach möglicherweise spezifischen Methoden *in* der Frauenforschung[1]. Abgesehen von der Tatsache, daß in einem dialektischen Verständnis Gegenstand und Methode miteinander vermittelt sind, geht es mir hier darum, festzustellen, daß es erst einmal grundlegendere Fragen gibt, die vor Gegenstand und Methode gehören, wenn es um die *Konstitution* von Wissenschaft geht.
Damit meine ich eine grundlegende Infragestellung der bisher in der kapitalistisch/patriarchalisch strukturierten Wissenschaft gültigen Standards, Paradigmata, Terminologien, Verfahrensweisen, Rituale, Sprache etc. Es geht also zuallererst um eine Art Entrümpelung und damit um die Freilegung eines neuen Feldes. Danach erst können wir uns — neben vielem anderen — fragen, inwieweit spezifische Methoden der Frauenforschung adäquat sind. Ich betone dies, weil in der Diskussion um die Methodenfrage oft vorschnell vorgegangen wird: Bevor grundsätzliche Fragen unseres Wissenschaftsverhältnisses geklärt worden sind, geht es schon unvermittelt um die Frage des Verhältnisses von quantitativen oder qualitativen, harten oder weichen methoden (vgl. Müller 1983, S. 6 ff), um Aktionsforschung oder nicht ect. Auf diese Weise werden falsche Gegensätze konstruiert, weil vorschnell und einseitig vorgegangen wird.

Die übermäßige Verobjektivierung

Im folgenden möchte ich einige Grundannahmen der herrschenden Wissenschaft kritisieren, die ich für wesentliche Eckpfeiler der kapitalistisch-patriarchalisch strukturierten Wissenschaft halte. Zusammengefaßt bestehen die Mängel in einer Verabsolutierung des Gegenstandes, dem Verlust eines sinnlichen Kontaktes zwischen forschendem Subjekt und Gegenstand, in der instrumentellen Anwendung von Wissenschaft als Herrschaft. D. h. im einzelnen:

— Die Wissenschaftler abstrahieren von sich selbst.

— Sie betreiben eine übermäßige Verobjektivierung des Gegenstandes. Damit verlieren sie jeden Kontakt zum Gegenstand. Anders gesagt: Der Gegenstand — z. B. die Natur — wird soweit verobjektiviert, als hätte sie nichts mit dem forschenden Menschen zu tun, als käme dieser nicht selber aus ihr hervor.

— Dadurch entmenschlichen sie sich selber und nehmen zugleich dem Gegenstand jegliche Lebendigkeit.

— Schließlich wird auch bei der Rückanwendung der Ergebnisse der Forschung diese abstrakte, übermäßige Trennung von Subjekt und Objekt wirksam: Die Wissenschaftler wissen nicht mehr, wozu sie was produziert haben. Sie wissen nicht mehr, worauf sie es zurückanwenden sollen. Damit tritt — nicht nur auf dem Gebiet der Naturwissenschaften — der sog. Oppenheimer Effekt ein. Oppenheimer will nicht gemerkt haben, was er produziert hat (die Atombombe), weil das Produkt sich verselbständigt hat.

Diesen Effekt gibt es auch in den Sozialwissenschaften, so daß das Ergebnis ihrer Forschung sich verselbständigt, zu einem „reinen" Objekt wird, unberührt von Subjektivität bleibt. Denn — kommt das Objekt mit Subjektivität in Berührung — wird der Gegenstand „unrein".
Auch die Sozialwissenschaften produzieren Atombomben, jedoch latente. Diese sind weniger sichtbar, sie explodieren gewissermaßen in den Individuen, indem sie diese von innen zerstören. Bezogen auf das Verhältnis von Wissenschaftler und Wissenschaftsobjekt wird dieses Verhältnis unsinnlich, unlebendig, unreflektiert.
Das Verhältnis von Subjekt und Objekt, bisher beschrieben als Verhältnis vom Forscher und Forschungsgegenstand, muß ausgeweitet werden auf das Verhältnis von Forscher und Forscher oder Dozent und Student. Denn die beschriebene übermäßige Verobjektivierung, die Herrschaft impliziert, wirkt sich natürlich auch auf *die Beziehungen der im Wissenschaftsprozeß beteiligten Menschen aus.*
Die Gegenposition zu dem eben Beschriebenen lautet: Es wird ein wechselseitiges Verhältnis von Subjekt und Objekt, Forscher und Forschungsgegenstand, hergestellt, beide beeinflussen sich gegenseitig. Der Gegenstand bleibt also nicht rein, er wird immer beeinflußt von Subjektivität — dieser Vorgang aber muß reflektiert werden.

Ähnlichkeiten und Differenzen zur Kritischen Theorie

Die eben beschriebene Kritik ist nicht neu. Sie wurde zum großen Teil schon in der kritischen Theorie formuliert, unter anderem in dem berühmten Methodenstreit von seiten der kritischen Theorie gegenüber der positivistischen. Wesentlich erscheint mir daran, das Postulat der kritischen Theorie, das Subjekt-Objekt-Verhältnis nicht mehr, wie bisher, als ein Verhältnis der Herrschaft des Subjekts über das Objekt zu betrachten, sondern als gewissermaßen ein *gleichrangiges,* ein geschwisterliches. Gegenüber dem instrumentellen, auf Herrschaft über die Natur ausgerichteten Umgang mit Wissenschaft, setzt Adorno den „mimetischen" Umgang mit der Natur. Hier sehe ich Berührungspunkte der kritischen Theorie mit der Frauenforschung: Ein mimetischer Umgang mit der Natur heißt für uns, die abstrakte Subjekt-Objekt-Spaltung insofern aufzuheben, als wir Natur als etwas uns Verwandtes begreifen, dem wir selber entstammen, statt, wie bisher in der herrschenden und damit insbes. der positivistischen Wissenschaftsauffassung geschehen, Subjekt und Objekt als etwas nicht miteinander Verwandtes aufzuspalten.

Sind feministische Wissenschaftskritik und das Wissenschaftsverständnis der kritischen Theorie identisch oder ist die kritische Theorie ist in Gefahr, Subjektivität wiederum als objektiven Faktor mißzuverstehen?
Man kann die Differenz zwischen dem Subjektverständnis der kritischen Theorie und der feministischen Wissenschaftskritik wie folgt zusammenfassen:

— Während die kritische Theorie die Subjekt-Objekt-Dialektik sowie die begleitende Reflexion von Subjektivität postuliert, überläßt sie dies 1. einem nachgeordneten Prozeß, d. h., die Reflexion erfolgt im nachhinein; 2. verläuft dies wiederum abstrakt, d. h. über die konkrete und gleichzeitige Mitteilung des Individuums.

— Wenn also in der kritischen Theorie überhaupt von der Subjektivität der lebendig anwesenden Menschen die Rede ist — dann wird Subjektivität nur als nachgeordnete

verstanden; d. h. die Menschen sollen nachher das Gehörte verarbeiten und auf sich als Menschen zurückbeziehen.

— In der kritischen Theorie wird die Subjekt-Objekt-Dialektik postuliert, jedoch wird von einem abstrakten Subjekt Mensch ausgegangen. Es handelt sich z. B. bezogen auf den Prozeß von Dozent/Student, nicht um den lebendigen Menschen im Hörsaal, sondern vielmehr um einen Kunstmenschen, um ein verobjektiviertes Abstractum Subjekt. Auf dieses Abstractum Mensch sollen dann die vorgetragenen Themen zurückwirken.

— Die kritische Theorie postuliert die Bewußtseinsveränderung des Menschen, zielt - über die Bewußtwerdung hinaus nicht auf die Veränderung der gesamten Persönlichkeit.
Die grundsätzliche Differenz zwischen feministischer Wissenschaftskritik und kritischer Theorie wird also sichtbar im *praktischen Umgang mit Subjektivität.*

Traditionelle Hochschuldidaktik: abstrakte Beziehungen.

Im folgenden möchte ich dies am Beispiel des praktischen Umgangs mit Subjektivität in Lehre und Studium an der Universität, ihrer Didaktik, verdeutlichen.
Ein Seminar: Der Dozent spricht überaus redegewandt, versiert, gekonnt z. B. über folgendes kritische Thema: „Die Schwierigkeiten der Subjektwerdung in einer Gesellschaft, in der die objektiven Verhältnisse die Individuen weitgehend bestimmen. Wie kann sich Subjektivität äußern — angesichts des Totalitätsdiktats dieser Gesellschaft?"
Die Teilnehmer/innen lauschen seinen langen und klugen Ausführungen, schreiben fleißig mit. Sie werden nicht als Teilnehmer/innen in den Lernprozeß mit einbezogen. Wenn sie sich doch mal äußern, dann möglichst auf der hoch-abstrakten, hoch-elaborierten Ebene des Dozenten; oder sie wagen wenigstens, kluge Fragen zu stellen. Sie können sich selber hier nicht zum Thema machen, sie werden zu Objekten des Seminarprozesses.
Die Reflexion des Wissensaneignungsprozesses gestaltet sich wie folgt: Den einzelnen Studenten wird es gewissermaßen als Hausarbeit überlassen, zu Hause den ihnen vom Dozenten vorgesetzten Stoff nachzuarbeiten, zu reflektieren. Den Subjektbezug muß damit jeder selbst für sich individuell erledigen. Damit wird die Selbst-Reflexion *abstrakt,* d. h. sie erfolgt nicht über die *konkrete* und *gleichzeitige* Mitteilung des Individuums im Wissensaneignungsprozeß — also im Seminar.
Um gleich den Einwänden, die üblicherweise an dieser Stelle formuliert werden, zu begegnen: Auch reine Vorlesungen können u. U. sinnvoll sein, bzw. Seminare, in denen eine Theorie erst einmal vorgegeben wird. Jedoch geht es darum, daß insbes. Frauen die Möglichkeit bekommen, sich zu äußern, sich zu entfalten. Denn gerade Frauen sind an der Universität zumeist Fremde.

Unausgesprochen angenommene „Sozialisationsvoraussetzungen" der Teilnehmer: Die „intakte" Sublimationsfähigkeit

Üblicherweise wird an der Hochschule vorausgesetzt, wie auch in diesem Beispiel deutlich wurde, eine gewissermaßen „intakte Sublimationsfähigkeit" der Studenten. Vorausgesetzt wird damit ein Paradestudent, der es versteht, an dem Vorgesetztenniveau anzusetzen, von sich selbst abstrahierend, still und interessiert den Ausführungen des Dozenten zuzuhören, eventuell intelligente Fragen zu stellen und Einwände zu formulieren, viel mitzuschreiben und alles zu Hause selbst zu verarbeiten. Die Studenten werden so verpflichtet, sich allein gegenstandsorientiert zu verhalten; auch ihre Subjektivität haben sie in sublimierter Form einzubringen, d. h. distanziert, abstrakt, schon verarbeitet. Dies ist m. E. ein *zynischer* Umgang mit Sublimation: Jeder/Jede, die/der nicht sublimieren kann, wird als dumm oder neurotisch denunziert.
In diesem Umgang mit Sublimation offenbart sich Herrschaft: Das Subjekt soll sich be-herrschen, seine Gefühle, Triebe, Einfälle, Assoziationen im Zaume halten.

Ich betone, daß ich hier nicht die Bedeutung des Sublimationsvermögens in Frage stelle, sondern allein den Umgang damit. Unter Sublimation verstehe ich das Vermögen der dem angeeigneten Objekt adäquaten Formgebung, der geleisteten Verarbeitung. Ich halte ein so beschriebenes Vermögen gerade für uns Frauen für überaus wichtig: sind wir doch gerade insbes. auf die Ausbildung von Fähigkeiten ohne Form hinsozialisiert worden, auf Gefühle, Beziehungsfähigkeiten, viele gute Gedanken und Assoziationen zu haben — die nie eine Form in einem „Werk" erhalten. Überwiegend unter diesem Aspekt sah ich den eigentlichen, persönlichen Sinn bei meiner Arbeit an der Dissertation und an der Habilitation. Ich wollte endlich diesen Zustand der Lose-Gedanken-Verstreuende-Frau überwinden, deren Anregungen dann zu oft durch einen Mann angeeignet und in seine Form, d. h. kluge Reden, Aufsätze etc., gebracht wurden. Ich wollte die Formgebung lernen und meine Gedanken — in Sprache — verarbeiten. Diese Seite des ansonsten mühsamen Prozesses hat mich tatsächlich *persönlich* weitergebracht.
Zurück zum Seminarbetrieb: Ich betone nochmals, daß ich allein die Tatsache kritisiere, daß das Sublimationsvermögen in herkömmlichen Seminaren a) unausgesprochen vorausgesetzt wird, ohne zu hinterfragen, ob dies überhaupt bei Studenten insbes. bei Studentinnen heutzutage ausgebildet werden konnte; b) den repressiven Umgang damit: Der beste Sublimierer hat gewissermaßen die Macht im Seminar. Studenten und Studentinnen, die sich „nur" assoziativ äußern, gelten als „nicht so ganz auf der Höhe" des intellektuellen Niveaus.
In diesem Zusammenhang werden dann auch *autobiographische Aufsätze* insbes. in der Frauenforschung als unwissenschaftlich denunziert. Als Wissenschaftler gilt allein, wer von sich selbst so weit wie irgend möglich abstrahierend den möglichst sehr fremden Gegenstand in höchst distanzierter, verarbeiteter Weise zu erfassen vermag.

Der — unausgesprochen — an der Universität gemeinhin angenommene Adressat ist der des diskursfähigen, eleganten Sublimierers; angeblich ichstark — ganz im Sinne der Vorstellung des bürgerlichen Ego: Er ist ‚realitätstüchtig', seine Triebe und Gefühle weiß er zu beherrschen, er kann von sich selbst abstrahieren.
Nicht die Inadäquanz dieser Annahme als Sozialisationsvoraussetzungen für männliche Studenten interessiert mich hier, als vielmehr die Tatsache, daß dieser Maßstab in ganz besonderem Maße für Frauen keine Gültigkeit besitzt: Weder trifft für sie die dem bürgerlichen Ego-Typus vorausgesetzte Balance von Ich, Es und Überich faktisch zu, noch gilt ihr Erwerb als feministisches Lernziel. Ich lehne nicht die Bildung des Vermögens zur Sublimationsfähigkeit ab, sondern den an der Universität üblichen zynischen Umgang damit bzw. unausgesprochene Voraussetzung.
Meiner Vorstellung von Sublimation liegt ein spezifischer Begriff von Ich-Stärke zugrunde. Ich meine nicht die dem bürgerlichen Subjekt zugrundeliegende Ich-Stärke, die weitgehend auf dem Vermögen, Ellenbogenstärke anzuwenden, sich gegen andere durchzusetzen, beruht. Mir geht es hier vielmehr um die Unterstützung und Entwicklung einer ich-starken Frau in der Weise, daß sie zu sich *selbst* findet, sich und ihren spezifischen Weg ernstnimmt.
Gemeinhin gelten Frauen an der Hochschule aufgrund ihrer am bürgerlichen Egobegriff gemessenen Ich-Schwäche als nicht hochschulfähig. Sie bleiben in den üblichen Seminarprozessen draußen. Sie werden als Schweigerinnen, graue Mäuse, neuerdings als strickende Masse denunziert. Meine eigene Erfahrung war, daß ich in solcher Art Seminarzusammehängen absolut fremd war. Frauen brauchen andere Zusammenhänge, solche, die es ihnen ermöglichen, mit ihren anders gearteten Erfahrungen und Bedürfnisse den Seminarstil und das Seminarziel zu bestimmen. Meine Erfahrungen als Dozentin in Seminaren mit einer subjektbezogenen Didaktik war, daß sich diese bisher als farblos diskriminierten Frauen als sichere Persönlichkeiten erwiesen, deren bisherige Unsicherheit sich allein auf den Umgang mit Wissenschaft bezog. Wie oft mußte ich erfahren, daß eine Frau, die im sog. Alltag sicher ihre vielen Lebensprobleme bewältigt, in der Universität plötzlich ängstlich, unsicher und schwach erscheint.

Eine Schlußfolgerung: Die Universität erstickt Leben, sie produziert unsichere graue Mäuse, die sich dann noch selbst abwerten.
Eine weitere Folgerung: An der Universität wird nicht die gesamte Persönlichkeit, der Mensch, gewertet, sondern nur ein Teil: Der intellektuelle, überausgearbeitete und zugleich durchsetzungsstarke Teil eines Menschen wird disproportional zu seinen sonstigen Fähigkeiten und Eigenschaften bewertet. Daraus folgt: In einer wissenschaftskritischen Didaktik geht es um die Einbeziehung und Aufwertung der gesamten Persönlichkeit des Studenten bzw. der Studentin.

Hochschuldidaktik im Interesse von Frauen

Vorweg möchte ich Thesen zu Grenzüberschreitungen der herkömmlichen Hochschuldidaktik vorstellen:

— Oberstes „Lernziel" ist die Veränderung des Subjekts im Sinne von: zu sich selber finden, seinen eigenen Weg finden.

— Es geht um Selbst-Aufklärung als einem sowohl psychischen als auch intellektuellen Prozeß, beide Ebenen sind miteinander verschränkt.

— Der „heimliche Lehrplan" der Universität wird bewußt gemacht: Negativ Sanktioniertes wird zugelassen und ggf. aufgewertet wie: die Äußerung von Gefühlen, von Assoziationen, Lebenserfahrungen, ungeordneten Gedanken etc. Es wird versucht, bisher psychisch Tabuisiertes zur Sprache zu bringen als Bedingung für eine mögliche Verarbeitung.

— Die oben genannte Form der Artikulation der Teilnehmerinnen gilt nicht als „propädeutischer" didaktischer Prozeß, als ein „Vor"-Prozeß; sie gilt schon als der wissenschaftliche Prozeß selber.

— Es geht um den Versuch, eine qualitative Veränderung der Persönlichkeit der Studentinnen zu initiieren, statt darum, an die Sozialisationsvoraussetzungen der Teilnehmerinnen anzknüpfen im Sinne einer linearen Fortschreibung des Status quo.

— Ebensowenig werden die Sozialisationsvoraussetzungen der Studentinnen nur abstrakt-theoretisch vorausgesetzt; sie werden zugleich im Seminarprozeß selber konkret ermittelt.

— Eine „intakte Sublimationsfähigkeit" wird nicht abstrakt vorausgesetzt.

— Universität ist nicht nur ein Raum der intellektuellen Erkenntnis, sondern zugleich auch Lebens-, Erfahrungsraum und Handlungsraum.

— Das Verhältnis von Dozentin/Studentin ist eines unter Menschen, die sich respektieren; die Dozentin bewahrt ihre Berufsrolle und damit ihre Verantwortung als „Katalysatorin" des Seminarprozesses.

An dem oben beschriebenen Seminarbeispiel wird deutlich, daß der Dozent etwas vorgibt, dem die Teilnehmer zu folgen haben. Demgegenüber sollte das Verhältnis von Dozentin und Studentin m. E. ein dialektisches Verhältnis sein, die Dozentin gibt zum einen ein Thema vor, orientiert sich aber zugleich an dem, was die Studentinnen hier und jetzt mitbringen. Ich meine nicht nur die intellektuellen Vorschläge der Studentinnen in bezug auf das Thema, sondern zugleich ihre Erfahrungen, Gefühle, Bedürfnisse. Bei der Forderung, daß die Teilnehmer/innen so wahrgenommen werden, wie sie hier und jetzt sind, handelt es sich um ein uraltes pädagogisches Postulat, das fast jeder Grundschullehrer kennt und befolgt. Abstrakt würden diesem Anspruch auch die Vertreter des Postulats „Berücksichtigung der Sozialisationsvoraussetzungen der Teilnehmer" zustimmen. Praktisch jedoch mißverstehen sie es insofern, daß sie allein über theoretische Studien Kenntnisse über die Sozialisationsbedingungen und -vorausset-

zungen von Studenten erlangt haben und diese voraussetzen. So wichtig diese theoretische Vorkenntnis ist, so wenig genügt sie. Mir geht es darum, den jeweiligen Zustand der Studenten nicht nur abstrakt anzunehmen, sondern zugleich konkret zu ermitteln, indem die Studenten selber sich zu sich äußern: ihre Einfälle, Erfahrungen, Gefühle, Gedanken, Interessen.

Es wird von der unmittelbaren emotionalen und intellektuellen Äußerung der Teilnehmerinnen ausgegangen und von da aus zunächst einmal von den bisherigen Erfahrungen der Teilnehmer gemeinsam der Faden gefunden, mit Hilfe dessen frau zum Gegenstand gelangt. Dieser Prozeß ist vergleichbar mit einer Wendeltreppe, besser mit einem auf gleicher Ebene laufenden parallelen Prozeß, da auch die Wendeltreppee eine Moment von ‚vorwärts' oder ‚aufwärts' im falsch verstandenen Fortschrittsdenken hat. Auf diese Weise können sich Mensch und Gegenstand dialektisch annähern, können sich die Teilnehmerinnen den Gegenstand zu eigen machen, umgekehrt berührt er sie, der Funken springt gewissermaßen über; sie können einen unmittelbaren Bezug zum Gegenstand herstellen und umgekehrt können sie an ihn herangehen und ihn formen.

Wenn ich im folgenden Überlegungen zu einer subjektbezogenen Didaktik vorstelle, so will ich gleich einem gängigen Mißverständnis vorbeugen: Es handelt sich bei diesem Modell um themengebundene Seminare (vgl. Büchner 1980, 1981, 1983 b). Natürlich gilt das Gesagte auch für reine Selbsterfahrungsgruppen; mir ist es jedoch wichtig, daß diese Didaktik auch für Seminare gilt, die ein anderes Thema als das der biographischen Aufarbeitung haben. Das bedeutet, daß der Seminarprozeß 1. themengebunden und 2. subjektbezogen verläuft.

Aufklärung als Selbstaufklärung — qualitative Veränderung des Subjekts.

Hier liegt ein bestimmter Begriff von Aufklärung zugrunde. Positiv formuliert geht es um den Versuch, eine Selbstaufklärung des Individuums zu initiieren, die jedoch zugleich notwendigerweise verbunden ist mit einer Aufklärung über jene sozialen Zwänge, denen das Individuum im Laufe seines Lebens, vermittelt über Sozialisationsprozesse, unterworfen ist.
In dieser *doppelten* Gerichtetheit des Anspruchs auf Aufklärung auf die spezifische Gewordenheit des Individuums einerseits und andererseits auf die objektiven gesellschaftlichen Zusammenhänge, die es mitformten, unterscheidet sich dieser Begriff von Aufklärung erheblich von jenem Verständnis, das Aufklärung allein „objektgerichtet" versteht — als einen kognitiv-theoretischen Vorgang der Entmystifizierung, des Abbaus von Vorurteilen und Unwissen.

Selbstaufklärung als psychischer und intellektueller Prozeß

Selbstaufklärung meint demgegenüber — über die Ausbildung der intellektuellen Kapazität hinausgehend — zugleich die Aufhellung der Bedingungen der psychischen Organisation des Individuums. Damit ist die Möglichkeit verbunden, daß bisherige Denk- und Verhaltensmuster durchschaut und ansatzweise überwunden werden können.
Ein Lernvorgang, der im Prozeß der Selbstaufklärung und Selbstfindung Einsicht in die individuelle Sozialisationsgeschichte herstellen soll und zugleich ein Verständnis für die gesellschaftlichen Determinanten der Biographie vermitteln soll, muß dann auch als ein doppelter Prozeß konzipiert werden: Zum einen geht es um einen Prozeß, der die Äußerung und Verarbeitung psychischer Vorgänge zum Ziel hat, zum anderen geht es um die gleichzeitige theoretische Erklärung der gesellschaftlichen Ursachen, die für die Entstehung bestimmter psychischer Vorgänge verantwortlich sind[3].
Beide Ebenen sind miteinander verschränkt: Der psychische Prozeß wird ständig theo-
 retisch durchbrochen, um eine intellektuelle Aufarbeitung der z. T. bisher unbewußt

erlebten Sozialisationsmuster zu ermöglichen. Es geht also um einen emotional-affektiven *und* einen theoretischen Prozeß.

Ein Beispiel: Eine Frau schwieg lange Zeit im Seminar, zeigte sich ängstlich und unsicher. Als ich sie bat, im Rollenspiel zur Prüfungssituation, das ihr zukünftiges Examensthema zum Gegenstand haben sollte, mitzuspielen, übernahm sie wiederstrebend die Rolle des Prüfers. Sie betonte fortwährend, daß sie kaum Wissen habe, gar nicht wüßte, wie und was sie prüfen solle, daß sie sicher jämmerlich versagen würde. Sie spielte die Rolle jedoch zum Erstaunen aller überaus sicher und geschickt: Sie erwies sich als überaus informiert, stellte geschickte Fragen, wußte schnell und wach zu reagieren. Bei der Nachbereitung des Rollenspiels erkärte sie — wieder zu unserem Erstaunen — sie hätte sich miserabel, unfähig gefunden. An dieser Stelle nun war es an der Zeit, dieses Verhalten theoretisch zu erklären. Es handelte sich ja um eine offensichtliche Selbst-Abwertung. Wir bearbeiteten in diesem Zusammenhang die gesellschaftlichen Hintergründe der ganz besonders großen Selbstabwertung von Frauen mit Hilfe von Literatur zu diesem Thema.

Verarbeitung — statt Verabsolutierung der jeweiligen Befindlichkeit

Hier muß auf eine mögliche Gefahr hingewiesen werden: So wichtig es ist, unsere Selbst-Äußerung in Seminaren zu fordern und zu fördern, so wichtig ist es auch, daß wir dabei nicht stehen bleiben. Ich halte es für ungeheuer wichtig, daß Frauen endlich die Gelegenheit erhalten, sich auf eine ihnen gemäße Weise auch im Wissenschaftsbetrieb zu äußern. Ich möchte hier die Notwendigkeit dieses Artikulationsprozesses nicht gleich wieder abwerten, wie dies so schnell von Vertretern der herkömmlichen Wissenschaft zu hören ist, als einen „didaktischen Trick", der vielleicht ganz sinnvoll ist, aber ein anderer Trick täte es ebenso . . . Auf diese Weise werden auch die autobiographischen Ansätze vorschnell im alten Wissenschaftsverständnis abgetan als „alter Wein in neuen Schläuchen". Jedoch ist mir ebenso wichtig zu betonen, daß wir bei der Äußerung der jeweiligen Befindlichkeit nicht *stehen bleiben* dürfen.
Das würde dann die Festschreibung des Status quo bedeuten, seine Verlängerung — statt seiner Transformation. Autobiographische Ansätze, die ohne Auseinandersetzung und Verarbeitung bleiben, unterliegen dieser Gefahr. Das bedeutet auch für die Dozentin, daß ihre Funktion nicht als eine Art Fürsorgehaltung mißinterpretiert werden darf — im Sinne einer freundlichen Mutter oder Tante, die mitfühlend Hand in Hand die Studentin begleitet. Die Dozentin hat vielmehr auch mögliche Widerstände der Studentinnen auszuhalten.

Verschüttetes zur Sprache bringen

Das Ziel der Verarbeitung bisheriger Sozialisationserfahrungen bedeutet auch, daß eine Methode gefunden werden muß, die es den Studentinnen ermöglicht, auch bisher Unbewußtes, verschüttete Erfahrungen oder psychisch Tabuisiertes zur Sprache zu bringen.

Ein Beispiel: Im Prüfungsseminar, das insgesamt fünf Tage im Block verlief, fehlte am ersten Tag eine Teilnehmerin. Das fand ich sehr unangenehm, schließlich ging es im Seminar um einen Prozeß, der sich allmählich entfalten sollte und an dem alle gleichmäßig teilnehmen sollten. Dieses Fehlen hätte man nun oberflächlich als reines Disziplinproblem abtun können. Fast hätte ich das gemacht, zum Glück fragte ich aber die Studentin nach dem Grund ihres Fehlens. Die Antwort: Sie hatte gefehlt, weil ihr beim bloßen Gedanken schon an das Thema Prüfung angst und bange wurde und sie dies verdrängen mußte und deshalb wegblieb. Damit wurde ihr eigenes großes Problem und „Bedürfnis" an diesem Seminar deutlich. Indem ich dies nun wußte, konnte ich viel Wert darauf legen, daß insbes. sie im Rollenspiel zur Prüfungssituation mitspielte, um allmählich ihre Ängst abzubauen.

Wichtig für ein Seminar ist eine Atmosphäre gegenseitiger Anerkennung, des Wohlwollens und der Ermutigung, ferner ein gewisser Schonraumcharakter, z. B. ein Blockseminar, das die Kontinuität der Erfahrungsäußerungen garantiert. Ein solcher Schonraum bedeutet zugleich, daß wir uns gewissermaßen zeitweilig gegen die sonst üblichen Normen und Mechanismen des Wissenschaftsbetriebes abschotten können.

Hochschule als Lebens- und Erfahrungsraum

Voraussetzung dieses Konzeptes ist ein Verständnis von Hochschule als Lebens- und Handlungsraum und nicht als Stätte, wo die praktischen Erfahrungen und Gefühle der Subjekte draußen bleiben müssen. Das hier skizzierte Modell stößt nicht nur an die Grenzen der Institution Hochschule und ihrer Funktionsbestimmung, sondern stellt zugleich ihre Grundprinzipien in Frage. Denn es geht hier nicht darum, gewissermaßen in den schon bestehenden Kanon „.kritischer" Didaktiken zum „Subjektbezug", „teilnehmerorientiertem Lernen" etc. eine weitere Methode hinzuzufügen. Es geht weder um eine moderne Auflage bzw. Rationalisierung herkömmlicher Hochschuldidaktiken, mit dem Ziel, das Subjekt, also die Seminarteilnehmer *noch effektiver* „einzubeziehen", sondern es geht um die *Veränderung* des Subjekts.
Die Grenzüberschreitungen der Institutionen habe ich oben beschrieben. Die gesellschaftliche Funktionsbestimmung der Universität innerhalb der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, ihre Funktion für den Arbeitsmarkt, also ihre Selektionsfunktion, die sich heutzutage zunehmend verschärft, muß zur Kenntnis genommen werden, um nicht der Illusion aufzusitzen, daß durch eine veränderte Hochschuldidaktik schon die Funktion der Universität aufgehoben würde. Aber ebensowenig darf uns der Einwand der gesellschaftlich bestimmten Grenzen dieser Institutionen daran hindern, ausgehend von einer inneren Veränderung auf die Veränderung des gesellschaftlichen Funktionszusammenhangs hinzuwirken.
Es geht nicht darum, innerhalb der Universität abgehobene Inseln oder pädagogische Idyllen zu schaffen. Die hier beschriebenen Schon- oder Schutzräume sind gesellschaftlich vermittelt, d.h. sie stehen in direktem Zusammenhang mit der Institution Universität. Sie sind weder konfliktfrei noch gesellschaftsfern: in ihnen wirken die gesellschaftlichen Widersprüche weiter.

Ich grenze mich auch von solchen gruppendynamischen Konzepten ab, die von der Annahme ausgehen, ihrerseits gänzlich ohne Strukturierung, Anstrengungsversuche der Verarbeitung und Auseinandersetzung auskommen zu können; und die ferner von der Gleichheit aller Teilnehmerinnen ausgehen oder die Herstellung von Gleichheit zum Ziel haben. Diese Konzepte beruhen auf der Annahme, daß jenen Prozeß — der zum Ziel hat, daß die Frauen sich artikulieren, ihre Erfahrungen mitteilen und versuchen, sie zu verarbeiten — sich gleichsam im *Selbstverlauf* vollzieht, ohne daß die Strukturierung und theoretische Durchdringung diese Prozesses notwendig wäre. Der Fehler eines derart ‚spontaneistischen' Konzepts liegt m. E. a) in der Annahme, daß ein naturwüchsig sich vollziehender Prozeß geeignet sei, freie und ‚natürliche' Reaktionen zutage zu fördern.
Damit wird die Tatsache ignoriert, daß die sog. Freiräume nicht frei sind von gesellschaftlichen Prägungen, sondern daß sich in ihnen vielmehr die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten erst einmal wieder durchsetzen. Ferner liegt ihm b) die Gefahr zugrunde, daß sich unbewußt Stärke- und Schwächesituationen, also Herrschaftssituationen, wieder einschleichen.
Um das Gegenteil geht es mir: Mit diesen Egalisierungsideologien wird geleugnet, daß wir unsere Unterschiedlichkeiten aushalten müssen, daß wir uns mit ihnen auseinandersetzen müssen, daß wir sie akzeptieren müssen und verstärken müssen. Gerade, da wir Frauen so wenig Gelegenheit hatten, unsere *je spezifische Identität* auszubilden, geht es in disem Seminarkonzept in besonderer Weise darum, den Individuationsprozeß, den je eigenen Selbstfindungsprozeß der einzelnen Frau zu unterstützen. Hierzu

Christa Wolf: „Es gibt keinen Weg vorbei an der Persönlichkeitsbildung, an rationalen Modellen von Konfliktlösungen. Autonomie ist eine Aufgabe für Jedermann, und Frauen, die sich auf ihre Weiblichkeit als einen Wert zurückziehen, handeln im Grund, wie es ihnen andressiert wurde: Sie reagieren mit einem groß angelegten Ausweichmanöver auf die Herausforderung der Realität an ihrer ganze Person." (Wolf 1983, S. 176)

Seminarprozesse mit dem Ziel, die Gleichheit der Frauen zu erreichen, mit der aus vielen Frauenbewegungsseminaren bekannten Intoleranz gegen Andersdenkende, der Freund-Feind-Ideologie und einer kollektivistischen, gleichmacherischen Ausrichtung beruhen auf jener Betrachtung von Weiblichkeit als Wert an sich, der *gesetzt* wird und keine Auseinandersetzungen zuläßt. Als Ausweg für die nichtgeleistete Auseinandersetzung mit den real existierenden Unterschieden unter uns bleibt dann oft ein aufgeblasener *Moralismus*: rigoros, selbstgerecht und selbstunkritisch wird jede Frau moralisch abgekanzelt, die nicht der Pseudo-Gleichheit entspricht.

Die Dozentin als Katalysatorin

Eine weitere Dimension des hier skizzierten didaktischen Modells ist der damit verbundene Versuch, Herrschaft zwischen Dozenten und Studenten allmählich abzubauen. Dabei muß ich gleich auf ein mögliches Mißverständnis hinweisen. Gar zu oft wird dieses veränderte Verhältnis von Dozentin und Teilnehmerin mißverstanden in *opportunistischer* Weise. Dies beruht auf einem nur *formaldemokratischen* Verständnis, demgemäß sich die Seminarleiterin *als Gleiche unter Gleichen* gibt, sie verschwindet gewissermaßen hinter den Studentinnen. Das Ergebnis kann frau als falsche Kumpanei bezeichnen.
Diesem Verhalten liegt m. E. die falsche Annahme zugrunde, daß ein Abbau von Autoritarismen durch eine abrupte Deskruktion jeglicher Autorität hier durch die zweistündige, seminaristische Inszenierung einer autoritätsfreien Welt zu bewirken sei. Dieses Verständnis ignoriert die Tatsache, daß in erster Linie nicht die aktuelle Autorität der Dozentin die Selbstentfaltung der Teilnehmerinnen hemmt, sondern daß wir autoritäre Reaktionsmuster in früheren Sozialisationsprozessen internalisiert und verankert haben. Ferner wird in diesem Verständnis die positive, die auf Verantwortung beruhende Autorität der Dozentin geleugnet. Sie drückt sich vor der Verantwortung, die sie nun mal in diesem Beruf hat.
Ihre Verantwortung besteht m. E. darin, eine *Katalysatoren-Funktion einzunehmen; d. h. den Prozeß zu strukturieren und inhaltliche und methodische Hilfen bereitzustellen. Ferner bringt die Dozentin in diesem Modell ihre Subjektivität ein, d. h. ihre Erfahrungen und Betroffenheiten, und hilft damit auch den Studentinnen, sich selber mitzuteilen. D. h., daß die Dozentin sich als Person mitteilt, daß eine Verfahrensweise eingeführt wird, in der ein gemeinsamer Lernprozeß hergestellt wird, ein gemeinsames Sprachniveau, ein gemeinsamer Austausch von gegenseitigen Erfahrungen, ein Prozeß, in dem solidarisches Miteinanderlernen, Voneinanderlernen wechselseitig stattfindet. Wenn bisher die Äußerungen von Gefühlen meist negativ sanktioniert wurde, im universitären Lernprozeß bzw. als Privates oder Informelles galten, so sollen sie jetzt nicht nur befürwortet, sondern sogar aufgewertet werden und als Teil des Wissenschaftsprozesses* verstanden werden. So kann Wissenschaft die teilnehmenden Menschen berühren, Spaß machen. Es findet gewissermaßen eine Rückverwandlung von Wissenschaft an den Menschen statt. Eine so verstandene feministische Wissenschaft bzw. Didaktik äußert sich darin, daß sich unser Denk- und Verhaltensmuster *sichtbar* geändert haben.
Es ist möglich, daß allmählich eine gemeinsame Ebene zwischen Dozentin und Teilnehmerin hergestellt wird, in denen zwar die Kompetenzdifferenz zwischen Lehrender und Lernender nicht aufgehoben wird, sie sich jedoch als gleiche Menschen begegnen.

Es geht also um einen Prozeß, indem ein gemeinsames Lernen möglich ist, und nicht erst ein Nachlernen oder Hinterherlernen. Es geht nicht darum, daß die Teilnehmerinnen z. B. „Adorniten" werden, sondern darum, daß sie allmählich zu sich selber finden.

Anmerkungen

[1] *Die Formulierung „radikale Wissenschaftskritik" führte Marianne Schuller ein in ihrem Vortrag, den sie am 24. 5. 82 auf Einladung der Z. E. Frauenstudien, Frauenforschung der Freien Universität hielt.*

[2] *Den Unterschied zwischen Methoden und Methodologie arbeitet Ursula Müller klar heraus in ihrem Vortrag „Gibt es eine ‚spezielle' Methode in der Frauenforschung?" Manuskript des Vortrages für die Tagung „Methoden in der Frauenforschung", Zentraleinrichtung für Frauenstudien und -forschung. FU Berlin, 30. 11. bis 2. 12. 83, hektographiert, S. 1-22.*

[3] *An dieser Stelle ist es notwendig, Abgrenzungen bzw. Ähnlichkeiten zur psychoanalytischen Methode herauszuarbeiten. Dies kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Vgl. hierzu Ulrike Büchner: Konsequenzen . . . , S. 378. Ferner dies.: „Blockform — eine Voraussetzung für die Bildung von Erfahrungsräumen in der Hochschule". IZHD-Drucksache 2/83, herausgegeben vom Interdisziplinären Zentrum für Hochschuldidaktik Hamburg, S. 5-6.*

Literatur

BÜCHNER, Ulrike: Konsequenzen für die Gewerbelehrerausbildung: Nachsozialisation als Verarbeitung der individuellen Sozialisationsgeschichte und als Perspektiven für berufliches Handeln. In: Der Gewerbelehrer und die industrielle Arbeit zum Zusammenhang von Arbeit und Lernen. Weinheim und Basel 1980, S. 308-321

dies.: Die Verbindung von Arbeit und Lernen in der universitären Ausbildung von Gewerbelehrerstudenten — ein Beispiel zur Hochschuldidaktik mit Berufserfahrenen, in: Drechsel, R., u. a.: Didaktik beruflichen Lernens. Frankfurt a. M. und New York 1981, S. 182-193

dies.: Sozialaufstieg und Sozialaufbruch. Risiken und Möglichkeiten bei Statusveränderungen von Frauen. Berlin 1982. 12 Seiten. Hektographiert, S. 6.

dies.: Erfahrungen aus der Arbeit mit unterschiedlichen Frauengruppenn. Didaktische Konsequenz. Berlin 1983. 9 Seiten. Hektographiert.

dies.: „Veränderungen der Identität durch den Zweiten Bildungsweg". Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik, Bd. 79, 1983, H. 6, S. 417-422

MÜLLER, Ursula: Gibt es eine ‚spezielle' Methode in der Frauenforschung? Zentraleinrichtung für Frauenstudien und -forschung, FU Berlin, 30. 11. — 2. 12. 83, hektographiert, S. 1-22

WOLF, Christa: Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra, Darmstadt und Neuwied, 1983

Honor Ford-Smith

Das Theaterkollektiv „Sistren" aus Jamaika

SISTREN ist ein Theater-Kollektiv, das aus dreizehn Frauen besteht, die als Straßenreinigerinnen unter dem besonderen Arbeitsbeschaffungsprogramm der PNP-Regierung (People's National Party in Jamaika unter Michael Manley d. U.[1]) beschäftigt waren. Ich möchte betonen, daß das, was ich hier schreibe, meine eigenen Worte sind. Ich schreibe „meine Worte", weil ich klar machen möchte, daß die Art und Weise, wie ich mit SISTREN zusammenarbeite, geprägt ist, durch meine Einstellung gegenüber einigen Fragen, durch meinen Klassenhintergrund und meine Fähigkeiten, Theater zu machen. Alle Frauen werden unterdrückt, aber wir erfahren die Unterdrückung in unterschiedlicher Weise, sowohl ihr Ausmaß als auch ihre Form. Wollte man den Unterschied zwischen den Schauspielerinnen, die zu *SISTREN* gehören und mir ignorieren, würde man die wichtige Frage der Klassenzugehörigkeit und ihrer Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen Frauen übergehen.[2] Zum zweiten hat sich mein Standpunkt in den ungefähr sechs Jahren, die ich mit dem *SISTREN*-Kollektiv arbeite, verändert. Die äußeren Einflüsse auf unsere Arbeit sind stärker geworden und haben sich gewandelt. Außerdem haben die Frauen in *SISTREN* manches gelernt und mich viel über ihre Situation gelehrt. Zusammen haben wir bestimmte Techniken entwickelt, die ich hier beschreiben will, hier allerdings ohne sie und in Worten, die sie so nicht benutzen würden. Was ich hier beschreibe, ist aus den Konflikten, Fehlern und Lösungen der Arbeit der letzten Jahre herausgewachsen. Diese Techniken können nicht beliebig angewandt werden, denn sie zielen darauf, einen bestimmten Prozeß zu initiieren und ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Dieses Ziel ist größere Bewußtheit über die Bedingungen herzustellen, unter denen Frauen in der Karibik leben.
Es hätte nie ein SISTREN-Kollektiv gegeben, wenn es kein Sofort-Programm (der Regierung d. Ü.) gegeben hätte. Diesen Satz hatte ich bis August 1980 nicht bewußt verstanden, obwohl ich schon drei Jahre mit der Gruppe arbeitete. Das Sofort-Programm war entwickelt worden, um wenigstens eine temporäre Abhilfe für das Problem der Erwerbslosigkeit zu schaffen. Eines Morgens im August 1980 erwähnte ein Freund mir gegenüber, daß der Entschluß, 10 000 Frauen für das Sofort-Programm als Straßenkehrerinnen zu rekrutieren, gefaßt worden war, weil die Erwerbslosigkeit unter Frauen gravierende Ausmaße angenommen hatte. Auch, sagte er, hoffte die Regierung, daß das Geld wenigstens bis zu den Familien durchsickern würde, wenn die Frauen Arbeit bekämen. Was ich an jenem Morgen begriff, war, daß die PNP-Regierung, indem sie dies — bewußt oder unbewußt — tat, den Frauen einen Spielraum eröffnet hatte, in dem sie beginnen konnten, ihre eigenen Anliegen und Interessen zu organisieren.

Als wir uns in einem alten zerfallenen Schulhaus in Swallowfield trafen, fragten mich deshalb die Frauen von Sistren, was wir für die Feier der jährlich stattfindenden „Woche der Arbeiter" beitragen könnten. Ich fragte sie: „Worüber möchtet ihr Theater spielen?" und sie sagten: „Wir möchten Theaterstücke darüber machen, wie wir als Frauen leiden. Wir wollen Stücke darüber machen, wie die Männer uns schlecht behandeln." Irgendwie hatte das Programm den Frauen die Erkenntnis ermöglicht, daß es etwas Gemeinsames zwischen ihnen gab, von woher sie ihre Situation als Frauen weiter erforschen wollten. Zwei Jahre später in einem Film über *SISTREN,* sagte Beverley Hanson (eine der SISTREN d. Ü.): „Wir haben einige Gemeinsamkeiten. Zunächst sind wir alle Arbeiterinnen unter dem Sofort-Programm . . . zweitens leben wir alle im Ghetto . . ." Das heißt, es gab auch so etwas wie das Bewußtsein, das SISTREN als Repräsentanten der Arbeiterklasse von sich hatten. Das erste Mal als wir uns trafen, fragte ich sie, wie sie denn als Frauen litten und wir begannen ein Gespräch über unsere Erfahrungen, aus dem unser erstes Stück erwuchs. Was geschah war folgendes: Die Gruppe wollte erkunden, was sie schon wußte, aber nicht wußte, daß sie es schon wußte.

Downpression get a blow („Downpression"[3] bekommt einen Schlag) wurde das erste Stück genannt. Eine der Frauen von *SISTREN* erzählte uns, wie sie in einer Kleiderfabrik gearbeitet und einen Lohn von zwölf Dollar pro Woche gekriegt habe. Es war eine amerikanische Firma. Sie und andere Frauen versuchten bessere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen durchzusetzen. Die Frauen wurden entlassen, ausbezahlt und einige wurden gefeuert, weil sie versucht hatten, eine Art von Organisation zu schaffen. Sie selbst wurde schwanger und mußte die Arbeit ohne Mutterschaftsurlaub aufgeben, um ihr Baby zu kriegen. Aber sie blieb in Kontakt mit den anderen Frauen. Irgendwie schien die Sache voranzukommen. Da packte die Fabrik, ohne weitere Vorwarnung zusammen und haute ab, sogar mitten in der Nacht. Dieses klassische Beispiel der Ausbeutung von Frauenarbeit durch „runaway" Fabriken in der Dritten Welt ergänzten wir, und arbeiteten es um, bis es ein kurzes Stück ergab.
In jenen Tagen (das war 1977) arbeiteten wir ohne schriftliches Material, und zwar solange, bis ein Interesse an schriftlichem Material entstanden war und bis wir die Skripten, die wir selbst geschaffen hatten, verwenden konnten. Wir wählten unseren Stoff aus den Erfahrungen der Frauen in der Fabrik aus, denn sie schienen uns repräsentativ für die Frauen in unserer Gesellschaft und gaben diese Erfahrungen später in einer Form zurück, mit der andere aktiv etwas machen konnten.
Nach *„Downpression"* baten mich die Frauen, weiter mit ihnen zu arbeiten, und wir begannen ein Trainingsprogramm in der School of Drama. Zu dieser Zeit hatten wir keine spezifischen Pläne, die Arbeit in einer bestimmten Richtung fortzusetzen. Während des Trainings wurde klar, daß das Leben und die Erfahrungen der Frauen und der Austausch darüber eine ganze Tradition enthielt, über die bislang nicht öffentlich gesprochen worden war. Ich erkannte außerdem, daß *SISTREN* an ein Erbe praktischer Kunst anknüpfen konnte, das Teil der ländlichen Kultur gewesen war und das Frauen in der Vergangenheit eine wichtige Stimme eingeräumt hatte. Bei dem Training schien es zu diesem Zeitpunkt wichtig, keine besondere Arbeitsmethode einzuhalten, sondern in der Gesamtgruppe des Workshops eine Atmosphäre zu schaffen, aus der die Situation der Frauen, über die sie redeten, deutlich werden konnte. Es war eine Methode, die noch von einer Tradition lebte, die in den Kämpfen gegen das mächtige Kolonialsystem entstanden war.
Dabei kam es uns darauf an, die Realität des Lebens der Frauen in größtmöglicher Unmittelbarkeit zu erhalten und zu stärken.
Während dieses ersten Workshops hörte ich mir eine Menge Geschichten an. Ich hörte auf zu versuchen, die Dinge für irgendwelche improvisierten Methoden, die ich gelernt hatte, passend zu machen und begann, Geschichten anzuhören. Ich erkannte, daß Frauen, wie die *SISTREN,* eine kulturelle Tradition geschaffen hatten, die sie jetzt benutzen wollten; daß sie in den Gechichten die Institutionen, die sie unter Unterdrückungsverhältnissen geschaffen hatten, sich wieder aneignen und für sich selbst nutzen wollten. Indem sie über die gegenseitige Hilfe bei der Arbeit mit Kindern und über familiale Unterstützungsgruppen nachdachten, konnte die Gruppe einen kleinen Teil der ungeschriebenen Erfahrungen der Frauen von Jamaika festhalten. Die Gruppe konnte untersuchen, in welchem Grade diese Traditionen den fortschrittlichen Wandel der Frauen hindern oder fördern würden. Von besonderem Wert war die Schaffung einer Gemeinschaft des Denkens und Fühlens, die mit der Zeit und unter den Bedingungen harter Arbeit einen Kontext darstellte, innerhalb dessen kreative Arbeit strukturiert werden konnte.
Aus diesen Überlegungen heraus entstand *BELLYWOMAN BANGARANG.* Das Stück wurde am Barn Theater aufgeführt, einem kommerziellen Theater in Kingston, denn es schien uns wichtig, daß Arbeiterfrauen Zugang zu den angesehensten kulturellen Institutionen des Landes hatten; denn dies würde ihre Forderungen sichtbar machen und ihre Stimmen an die Öffentlichkeit bringen. Außerdem gibt es das Vorurteil, daß Frauen aus den armen Klassen keine Phantasie hätten, weil sie nur malochen müssen. Wir wollten zeigen, daß dies nicht nur eine Lüge ist, sondern daß arme Arbeiterinnen oft mehr Phantasie entwickeln und mehr Poesie haben als bürgerliche Schauspie-

ler. *BELLYWOMAN* konfrontierte die Gesellschaft mit den Autobiographien von vier schwangeren Frauen. Das Stück handelt davon, wie sie die Mutterschaft erfahren hatten und von ihren Erfahrungen als Mädchen. Es warf die Fragen der Vergewaltigung, der häuslichen Gewalt und der Hausarbeit auf. Es zeigte die Zusammenhänge zwischen diesen Verhältnissen, der Arbeitslosigkeit und der städtischen Armut. Nach *BELLYWOMAN* konnten wir genauer bestimmen, wie wir uns verstanden. Dieser Prozeß ist nicht abgeschlossen und verändert sich weiter. *SISTREN* definierte sich als Kollektiv, in dem die Mitglieder Theater als Medium benutzen, um die Ereignisse und Kräfte zu erforschen, die ihr Leben bestimmen. Durch Theateraufführungen und Workshops teilen sie diese Erfahrungen anderen Gruppen mit. *SISTREN* sah sich auch als Gruppe, die die Öffentlichkeit mit Frauenproblemen konfrontiert, die bisher verborgen waren oder als unwichtig galten. An diesem Punkt wurden Probleme des Volkes vom Kollektiv aufgegriffen und von ihm formuliert. Die Gruppe stellte der Gesellschaft diese Probleme wieder zur Diskussion und zur tieferen Analyse vor. Die Schauspielerinnen verdienen ein kleines Einkommen für ihr Theater und ihre Drama-Arbeit und sie kümmern sich um Verwaltung und Organisation ihrer Genossenschaft. Indem sie Workshops abhalten, sind sie an diesem Prozeß der Bewußtseinsbildung Conscientsaçao — Paulo Freire) beteiligt. Wir benutzen Theateraufführungen, um mit gemischtem Publikum zu arbeiten (verschiedene Klassen, Geschlechter, Interessen). Bei unseren *Workshops* arbeiten wir andererseits mit kleinen Gruppen von Leuten einer (homogeneren, d. Ü.) Gemeinde und lassen uns mehr Zeit. Wir fanden, daß die Technik des Forum-Theaters, die von Boal (1979) entwickelt wurde, besonders hilfreich für uns war, denn sie macht es möglich, daß die Gruppe, mit der wir arbeiten, das zu behandelnde Problem auf einer Hier- und Jetzt-Basis erfahren kann. Wir benutzen die Technik, die bildliche Darstellung eines Problems einer Gruppe dramatisch vorzustellen und dann darüber zu diskutieren. Dann nehmen wir das ursprüngliche Bild Stück für Stück auseinander. Die Teilnehmer des Workshops diskutieren und spielen ihre eigenen Lösungsvorschläge und erproben so ihre neuen Ideen. Dadurch kann das Publikum aktiv an der Bearbeitung eines alten Problems teilnehmen, es kann improvisieren, die Richtigkeit der Situation überprüfen und wieder improvisieren. Das richtige, auch gefühlsmäßige Verstehen einer Situation und die Möglichkeit, die eigenen Fähigkeiten zu erkunden, vertieft das Drama. Am Ende eines solchen Workshops hat jede Person eine genauere Vorstellung davon, was sie oder er wirklich tun kann, um die Situation zu verstehen oder zu verändern. Kleine Workshops haben aber noch einen anderen Vorteil. Sie können für bestimmte Zielgruppen organisiert werden, und darum kann ein bestimmtes Problem, das erkundet werden soll, viel gründlicher behandelt werden. Annahmen, die von allen geteilt werden und gemeinsame Erfahrungen schaffen ein Gefühl von Gemeinsamkeit und Konzentration, und die Hitze und der Nebel, der unsere Erfahrungswelt umgibt, lichten sich häufig. Diese Atmosphäre kann man sehr gut in einer Diskussion mimisch darstellen. In einem Workshop in einem Frauengefängnis z. B. fingen wir an, nach einer kurzen physischen Aufwärmübung, einer Geschichte zuzuhören, die eine Frau von *SISTREN* erzählte, nämlich von der Erfahrung, daß ein Mann, vor dem sie Angst hatte, sie gezwungen hatte, gestohlene Sachen zu verbergen. Das Ausmaß des Mitfühlens (Empathie), das dies unter den gefangenen Frauen hervorrief, die nie eine Gelegenheit gehabt hatten, ihre eigenen Erfahrungen auf diese Weise zu erzählen, war unglaublich. Jede Frau begann die eigene Geschichte des Betrogen-Worden-Seins, in einer Art spontaner Poesie aus der Intensität der Situation heraus zu erzählen. Es war ein Zeugnis der Frauenunterdrückung, und je mehr Frauen sich beteiligten, umso lauter wurde der Protest. Nachher war es ganz einfach, Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten zu diskutieren und nach den Ursachen der Erfahrungen zu suchen, denn die Frauen hatten schon ein Bewußtsein darüber, daß das Persönliche gesellschaftlich (politisch d. Ü.) bzw. strukturell war. Es war möglich, vom Persönlichen zur Analyse voranzuschreiten. Diese Art von Erfahrung wäre bei einem größeren Publikum mit unterschiedlicher Interessenslage nicht möglich gewesen. Und die so gewonnenen Einsichten werden nicht vergessen.

Das physische Ausagieren gemeinschaftlicher Erfahrungen oder des eigenen Selbstverständnisses sind wohl sehr wichtig, weil der Kapitalismus nun auch in der Dritten Welt die Idee der *privaten* Natur menschlicher Existenz durchsetzt. Die empathische Antwort darauf ist nur nützlich, wenn sie auf dem basiert, was wahr ist, was dokumentiertes Leben ist, auf gemeinsamem Klassen- und Geschlechtsbewußtsein. Weil *SISTREN* die afro-jameikanische Tradition des Zeugnis-Gebens (was eine Form ist) benutzt, wobei authentische Erfahrungen dargestellt werden, (d. h. es wird zwar vorgeführt, aber es ist nicht erfunden) ist die emotionale und intellektuelle Wirkung so stark. Workshops sind nie fertige Produkte wie die Aufführungen vor einem allgemeinen Publikum. Jeder der weiter unten beschriebenen Schritte hat das Ziel, die Basis zu verbreitern, durch die unser Kollektiv Kontakt mit den Kämpfen der Gemeinschaft als Ganzem hält und seine Solidarität ausdrückt. Die Methode, die ich beschreiben werde, ist als Leitfaden für Gruppen gedacht, die diese Art von Dramaarbeit machen wollen. Da die Wahrnehmung und die bewußte Analyse der Situation wächst und sich verändert, verändert sich auch der Ausdruck dieser Wahrnehmung. Was auf der Bühne oder beim Workshop artikuliert wird, dagegen oder dafür wird in der Realität gekämpft. Die Workshops mit einer Gemeinschaft (community) und die Proben sind eine Gelegenheit „Forscher", Artisten und arme Leute zusammenzubringen und „Forschung" zu leben. Was entdeckt wird, wird durch die Vorführung mitgeteilt, dies wird dann mit der Gemeinschaft diskutiert, so daß das, was gelernt wurde, auch an dieser Stelle in das Stück aufgenommen werden kann.

Arbeitsmethoden

In der ersten Phase ist es das Ziel, Themen aus der Erfahrung der Gruppe zu sammeln. Diese Themen werden aus den Bereichen genommen, wo die Gemeinsamkeit der Erfahrung am stärksten ist.
Die ersten Übungen dienen dem Ziel, den Schauspielerinnen körperliche Fertigkeiten beizubringen, denn das ist das Medium, das die Gruppe gewählt hat. Die Gruppe muß das Improvisieren gelernt haben, so daß sie ohne Schwierigkeiten damit umgehen kann und Energien freigesetzt und nicht behindet werden. Ohne diese Fertigkeiten ist keine Vertiefung der Arbeit möglich. Aus dieser Phase werden die Themen ganz natürlich aufsteigen, wenn man es ihnen erlaubt.

I. Körperliche Fertigkeiten

Die Drama-Arbeit lehrt die grundlegende körperliche Sprache des Theaters: Rolle, Ziel, Umgebung, Hindernis. Außerdem werden im Workshop Kinder- und Volksspiele gesammelt. Diese Spiele stellen eine Beziehung her zwischen der kulturellen Tradition der Frauen — als Schwarze — und der geplanten Arbeit. Die Arbeit beginnt mit dem Körper der Frau; er ist das Instrument, mit dem sie arbeitet — nicht mit etwas, was von außen eingeführt wird. Zu Anfang ist alle Arbeit Gruppenarbeit, Arbeit im Chor. Nach und nach beginnt die individuelle Arbeit.

Spezielle Übungen zum Körpertraining
1. Körperliche Vertrauensspiele: Es gibt hunderte davon, die in jedem Theaterlehrbuch bechrieben sind . . . Ich will einige Beispiele geben, aber jede Gruppe kann auch ihre eigenen Spiele einbringen.
a) Gruppen-Formungs-Spiele: die Möglichkeiten einer Silhouette erkunden, die Ebenen, die durch einen Körper besetzt und bewohnt werden können, eine Maschine machen, Atome aus verschiedenen miteinander verbundenen Formen machen.
b) Wettrennen, Hindernisrennen, Schubkarren, Blindekuh, „Folgt dem Führer" usw.
c) Gruppen-Heben: Die Gruppe hebt eine Person auf und trägt sie, dreht sie rum und setzt sie vorsichtig wieder ab,

d) Gruppen-Auffangen: die Gruppe macht zwei Reihen, die sich gegenüberstehen und ihre Hände halten, so daß sie eine große Wiege machen. Eine Schauspielerin springt von einem Tische auf diese Wiege und wird von der Gruppe aufgefangen.

2. Entspannen: körperliche Spannung herauslassen und auf Gedanken und Bilder im Geist konzentrieren.

3. Mit Gegenständen arbeiten: sie durch Mimik schaffen, mit vorgestellten Dingen spielen, Gegenstände und Umgebungen aus dem Gedächtnis mimisch beschreiben, Geschichten dazu erfinden.

4. Eine Umgebung schaffen: zeigen wo du bist, indem du deine Umgebung benutzt, Umgebungen verschiedener Größe schaffen, Umgebungen geschaffen durch Kostüme, Möbel, Stellwände, Landschaft.

5. Eine Rolle schaffen: Alter, Beruf, Klassenzugehörigkeit körperlich darstellen, eine Rolle nehmen und in die verschiedenen Unterrollen zerlegen, z. B. in bezug auf Familienarbeit, Bildung, Rasse, Altersgruppe usw. Die Biographie einer Person, die du kennst, z. B. die der Mutter oder Großmutter schaffen und körperlich darstellen.

6. Photos machen, Bilder schaffen, die Beziehungen zeigen durch Fertigkeiten oder-Blitzlicht, die zu einer Szene führen.

7. Ziele darstellen: körperlich darstellen, was der Charakter will, seine Absichten sind in bezug auf eine andere Person.

8. Musik verwenden um eine bestimmte Stimmung für Bewegungen zu erzeugen, für kurze Szenen.

9. Metaphern und Bilder aus Volks-Spielen verwenden. Manche Volksspiele enthalten metaphorisch eingekleidete Botschaften, die aus der Struktur der Szene zu Improvisationen entwickelt werden können, oder sie stellen gute körperliche Übungen dar. Ein Beispiel dafür ist das Spiel, „Stier im Pferch", das man folgendermaßen erweitern kann: Eine Gruppe von Spielern umzingelt zwei Spieler, indem sie sich einhaken. Die zwei Spieler in diesem Pferch geben jedem der Spieler in dem äußeren Kreis die Rolle eines Aspekts der sie unterdrückenden Gesellschaft. Dann überlegen die beiden zusammen und machen eine Strategie wie sie aus der Umzingelung ausbrechen können.

Aus solchen Übungen gehen bestimmte Themen hervor. Im nächsten Schritt wird dann ein bestimmtes Thema ausgewählt, um das herum die Arbeit fortgesetzt wird. Die Gruppe sollte die Themen auswählen, die sie zur Entwicklung von Zeugnissen benutzen kann.

II. Zeugnis-Geben (testimonies)

Zeugnis-Geben ist ein wichtiger Teil der Tradition von Jamaika; es ist auch Teil der Frauen-Tradition, die *labrish* genannt wird. Die Form des Zeugnisses ist den meisten Frauen der armen Bevölkerung wohl bekannt, denn sie haben sie in Kirchen, bei Nacht- und Sterbewachen und aus den Erzählungen ihrer Mütter und Großmütter gelernt. Deshalb können Zeugnisse als natürlicher Schritt nach den körperlichen Übungen folgen und auch komplementär dazu benutzt werden. Zeugnisse, die auf persönlichen Erfahrungen basieren, werden aus den Themen entwickelt, die beim ersten Schritt ausgewählt wurden. Zeugnisse können durch Bilder hervorgerufen werden,

durch Lieder, durch ein Wort, durch Zeitungsmeldungen oder einfache Handlungen. Es müssen nicht immer persönliche Berichte sein, sondern es können auch Berichte über beobachtete Situationen sein. Zeugnisse sollten eine Antwort, eine Reaktion bei den anderen Mitgliedern der Gruppe hervorrufen. Alle Zeugnisse werden durch die Gruppe zu Themen zusammengruppiert.

In einem Interview sagte z. B. eine *SISTREN*-Frau: „Einmal sagte eine von ihnen, was hinter verschlossenen Türen geschieht, darüber sollte man nicht öffentlich reden . . . Ich habe immer gedacht, daß man seine Probleme nicht anderen sagen sollte, weil sie dir schaden könnten oder so ähnlich. Aber ich finde, daß das gar nicht so ist. Indem ich über meine Probleme rede, entdecke ich, daß andere ähnliche und manchmal schlimmere haben . . . Wir sollten uns nicht schämen, über unsere Probleme zu reden, denn indem wir darüber reden, helfen wir nicht nur uns selbst, sondern auch den anderen Frauen". Und Vivette Lewis (eine von den *SISTREN*-Frauen) sagte einmal irgendwo: „Um im Ghetto zu leben, muß du Glauben haben . . . du mußt dir selbst sagen, was für ein Problem auch immer auftauchen wird, ich weiß, daß ich es lösen kann." Der erste Schritt ist die Beschreibung des Problems, danach folgt die Analyse.

Ein Zeugnis kann als Grundlage zu einem Workshop dienen, so wie es am ersten Beispiel der Fall war. Oder, wenn das Team ein Problem durch ein Drama erforschen will (play-study), dann können sie ein Zeugnis auswählen, um es vertieft zu behandeln. Die Zeugnisse werden um einen grundlegenden Leitfaden zur Herstellung eines *Szenarios* gruppiert. An diesem Punkt wird das Szenario noch sehr roh und unvollständig sein. Die Details werden viel später klarer. Die endgültige Fassung des Szenarios wird sogar wahrscheinlich wenig Ähnlichkeit mit der ersten haben.

III. Vom Zeugnis-Geben zur Problem-Formulierung

Wenn mit Zeugnissen gearbeitet wird, ist es die Aufgabe der Regisseurin, der Gruppe zu helfen, die Verbindungen zwischen den einzelnen Zeugnissen zu finden. Es ist auch ihre Aufgabe, den Schauspielerinnen zu helfen, die Fragen, die durch die Zeugnisse aufgeworfen worden sind, und die die weitere Arbeit bestimmen und vertiefen sollen, zu Problemstellungen umzuformulieren.

Im ersten Jahr, als wir mit Zeugnissen arbeiteten, konzentrierten sich die Themen hauptsächlich auf Kindheit, Jugendalter und die Frage der Hausarbeit, die als Problem klar in den Vordergrund trat. Hier eine verkürzte Fassung eines dieser ersten Zeugnisse: „Ich hatte nicht genug Schulbildung. Der Grund: Ich lebte auf dem Lande und meine Mutter hatte keine Hilfe. Sie hatte acht Kinder, und ich war das älteste Mädchen. Sie mußte uns allein lassen, um Essen zu beschaffen. Während des ganzen Tages mußte sie arbeiten, um genug Essen für uns alle herbeizuschaffen. So mußte ich meistens zu Hause bleiben, die Wäsche machen, kochen, mich um die Kleinen kümmern und sie zu Hause beschäftigen. Deshalb bekam ich keine vernünftige Schulbildung" (Beverly Elliot).

Bei der Umformulierung dieses Zeugnisses zu einem Problem ist es das Ziel, die Beziehungen zwischen den verschiedenen Ebenen des Problems oder zwischen einem Zeugnis und anderen Zeugnissen zu finden. Wenn dies geschieht, bekommt das Problem einen Namen und die Situation ist nicht einfach eine, unter der alle gemeinsam leiden, sondern wird gesellschaftlich und politisch. Indem die Gruppe das Problem innerhalb des Zeugnisses betrachtet, formuliert sie Fragen über die Situation und ihren Inhalt. Diese Fragen führen sie dann zum nächsten Schritt, dem der Forschung.

Zum Beispiel: Einige der Probleme aus obigem Zeugnis sind: Warum ist Hausarbeit Frauenarbeit? Warum hatte die Mutter keine Hilfe? In diesem Fall war die Antwort, daß der Vater nach Kingston gegangen war, um Lohnarbeit zu bekommen . . . was wieder zu einer anderen Frage führt: Warum wird Lohnarbeit normalerweise nur Männern angeboten? Welche Auswirkungen hat die Wanderbewegung von den Kleinstädten zur Großstadt für Frauen gehabt?

IV. Forschung einführen

Die obigen Fragen können nicht auf der Ebene der Erfahrungen der Frauen allein beantwortet werden, also auf der Ebene, wo das Arbeitsmaterial bisher hergekommen ist. Die Gruppe muß also jetzt nach draußen gehen, um Antworten auf ihre Fragen zu finden. Das kann auf verschiedene Weise geschehen. Wenn wir mit Beverlys Beispiel fortfahren und nach einer Antwort in Form einer Szene auf die Frage suchen, warum Lohnarbeit hauptsächlich Männern angeboten wird, werden wir sehr schnell die Tiefe unserer Unwissenheit entdecken. An diesem Punkt müssen wir zu lesen anfangen. Aber wir werden unweigerlich darauf stoßen, daß es in den Bibliotheken und Zeitungen nichts zu dieser Frage gibt. So müssen wir uns an eine professionelle Forscherin wenden und sie bitten, mit uns zusammen zu arbeiten. Das Material, das sie uns gibt, muß in einer Form sein, die es der Gruppe ermöglicht, es dramatisch darzustellen. Die Forscherin kommt nicht als Expertin, die der Gruppe erzählt, was sie machen soll, sie stellt der Gruppe ihre Fähigkeiten und ihre Hilfe bei der Beantwortung ihrer Fragen zur Verfügung. Bei einem anderen methodischen Schritt arbeiten die Schauspielerinnen mit anderen Frauen aus ihrer Nachbarschaft und sammeln weitere Erfahrungen und weiteres Material zu dem Thema.
Wenn das Problem ausreichend erforscht ist, können wir das Szenario umschreiben, um die Entdeckungen aus der Forschungsarbeit in das Stück zu integrieren.

V. Aufschreiben, Dokumentieren des Materials

Alle Schauspielerinnen schreiben ihre Szenen auf. Für Frauen aus Jamaika ist es oft außergewöhnlich befreiend, wenn sie anfangen in der kreolischen Sprache, die alle sprechen, zu lesen und zu schreiben. Es ist auch sehr interessant, wenn man seine eigenen Erfahrungen im Licht der Erklärungen und Analysen lesen kann. Frauen, die eine orale Tradition gewohnt sind, halten sehr genau fest, was sie sagen, denn ihr Gedächtnis ist häufig viel agiler. Jede Person, die eine Szene für den Workshop aufschreibt, muß die Verantwortung für die endgültige Zusammensetzung des Ganzen einer anderen Person übertragen.
Das Aufschreiben und Weitergeben des Materials ist ein wichtiger Schritt beim Abbau von Gruppen-Elitismus und dem Gefühl der Besonderheit, das leicht entsteht, wenn einzelne Gruppen etwas ganz „Besonderes" machen. Es ist auch eine Möglichkeit, Kontakt mit anderen Frauengruppen unter der armen Bevölkerung herzustellen. Das aufgeschriebene und dokumentierte Material kann wiederverwandt und weitergereicht werden. Eine große Menge nicht-dokumentierter, improvisierter Arbeit ist früher in Jamaika getan worden, und es ist traurig, daß wir nun keinen Zugang mehr zu diesem Material haben. Das verlangsamt den Prozeß auf jeden Fall. Auch wir haben eine ganze Menge unserer Arbeit so verloren, teils aus Zeitmangel, teils aus Ineffizienz. In einer Situation, wo Frauen seit Jahrhunderten in offiziellen Dokumenten, Berichten und Planungen „unsichtbar" waren, ist es um so notwendiger, daß wir unsere Spiele und die Ergebnisse unserer Studien und Workshops dokumentieren.

VI. Aufführungen

Theaterstücke sind oft wichtiger für die Schauspielerinnen als für das Publikum. Das heißt, der Prozeß ein Werk- und Studienstück zu machen, ist oft vollständiger für diejenigen, die dies machen, als für diejenigen, die sich das Endprodukt ansehen. Darum ist die offene Struktur eines Workshops häufig spannender und nützlicher sowohl für die Schauspielerinnen als auch für die Teilnehmer. Aber Theaterstücke erregen mehr öffentliche Aufmerksamkeit und ziehen ein weiteres Spektrum von Publikum an, was zu einem anregenden Austausch führen kann. Einer der wichtigsten Punkte im Zusammenhang mit Aufführungen von Theaterstücken ist der, daß sie ein Akt der Solidarität mit einem bestimmten Kampf oder einer Kampagne sein können. So führten

SISTREN das Stück „Bandoolu" in der Innenstadt-Gemeinde von Kingston auf, um ihre Solidarität mit dem Kampf der Frauen für ein Gesetz über den Mutterschaftsurlaub auszuzudrücken.

Die Theater- und Drama-Arbeit mit Frauen beinhaltet, daß eine Gemeinschaft geschaffen wird, in der einige der verborgenen oder tabuisierten Themen, die Frauen betreffen, öffentlich gemacht werden können und ein Publikum damit konfrontiert werden kann. Drama ist so keine Widerspiegelung des Lebens, sondern seine Entmystifizierung durch die vollständige Erkundigung dieser Wirklichkeit. Nach sechs Jahren Arbeit stellt SISTREN ein Theater-Forum für die Probleme der armen arbeitenden Frauen dar und trägt so dazu bei, den Druck für Veränderungen für Frauen zu vergrößern. Indem wir offen angreifen, was als unanständig, unwichtig oder als selbstverständlich akzeptiert wird, haben wir angefangen, die Verweigerung all dessen, was unser Leben verstümmelt und einschränkt zu dokumentieren. Wir haben angefangen, die Kräfte, die hinter all dem stehen zurückzuweisen.
Methoden und Techniken an sich sind nicht sehr wichtig. Wichtig ist, wohin sie uns bringen. Was aus der Arbeit wird, hängt vom Inhalt und dem Bewußtsein ab, das frau für ein Thema mitbringt. Eine Arbeit dieser Art kann sowohl unterdrückerische Strukturen festschreiben als auch zu ihrer Veränderung beitragen. Die Form ist nur insofern wichtig, als sie den Inhalt strukturiert und analysiert und insoweit sie zu neuem Verstehen, neuem Wissen und neuer kollektiver Aktion führt.

Dieser Artikel ist eine gekürzte Übersetzung eines Papiers von Honor Ford-Smith das den Titel hat: „Women, the Arts and Jamaican Society", (unveröffentlicht) Jamaika 1980, erhältlich bei: Honor Ford-Smith, 1 Arthur Wint Drive, Kingston 5, Jamaica, West-Indies.
Der erste Teil des Artikels, der hier aus Platzgründen nicht abgedruckt werden kann, enthält eine historische Analyse der Volks- und Frauenkultur in Jamaica. (vgl. auch Mies: Nationale Befreiung und Frauenbefreiung — geht das zusammen? in: „beiträge zur feministischen theorie und praxis" Heft 8, 1983, S. 78 ff).
Seit 1980 haben wir unsere Methoden weiterentwickelt, wovon in diesem Artikel nichts steht.

Anmerkungen

[1] *Die sozialistische Regierung Michael Manleys, die von 1972—1980 dauerte, führte um 1977 herum ein Arbeitsbeschaffungsprogramm durch, das sog. „Impact Programme", das auf die Schaffung von Arbeitsplätzen für Frauen zielte, z. B. bekamen viele der Ghetto-Frauen Arbeit als Straßenreinigerinnen. Aus ihnen wurden 1977 Frauen ausgewählt, die eine Kurzausbildung zu Schulhelferinnen bekamen. Während dieser Ausbildung wurden die dreizehn Frauen, die das Sistren Kollektiv anfingen, gebeten, ein Theaterstück zur Feier der „Workers Week" vorzubereiten.*
Michael Manley richtete sein Sofortprogramm hauptsächlich auf Frauen aus, weil er sicherstellen wollte, daß die Frauen das bereitgestellte Geld auch tatsächlich in die Hand bekämen. Auf Jamaica bestehen etwa 60—65% der „Familien" aus Frauen mit Kindern von verschiedenen Männern (nach Aussage v. Roshan, Dhunjubhoy). Die Frauen sind die „Ernährerinnen" denn die Männer bleiben oft nicht bei den Frauen, denen sie Kinder andrehen. Sie sind arbeitslos, ziehen weg, lungern herum oder wandern aus.
1980 wurde Michael Manley abgewählt, nachdem der Internationale Währungsfond, der Jamaika einen Kredit gewährt hatte, eine Abwertung der Währung durchsetzte und massive Destabilisierungsversuche der USA die Regierung in Schwierigkeiten brachte. Das Sofortprogramm für die Frauen war eins der ersten Opfer der neuen US-hörigen Regierung Seaga. Die Frauen von „Sistren" müssen seit 1980 sehen, wie sie über die Runden kommen. Sie gaben sich eine genossenschaftliche Struktur und machen, um etwas Geld zu verdienen, neben ihrer Theaterarbeit noch ein Textilprojekt, wo sie Sachen herstellen, die sie bei ihren Aufführungen und anderen Gelegenheiten verkaufen. Sie bedrucken auch Sistren T-Shirts. Außerdem müssen die Frauen versuchen, nebenher noch Geld zu verdienen. Sie benutzen heute auch ihre Aufführungen und Workshops, um an Geld zu kommen. Allerdings nur dort, wo Geld ist, z. B. bei einer Tournee in Europa. Die Gruppe nimmt

auch teil an dem internationalen Forschungsprojekt „Women's Movements and Organisations in a Historical Perspective", das vom Institute of Social Studies, Den Haag, durchgeführt wird. Auf diese Weise vermittelt „Sistren" die gemachten Erfahrungen und Erkenntnisse nicht nur an die Frauen in der Karibik, sondern auch an Frauen in anderen Entwicklungsländern und an uns. (d. Ü.)

2) *Honor Ford-Smith bezieht sich hier auf den Klassenunterschied, der zwischen ihr und den anderen SISTREN-Frauen besteht. Honor Ford-Smith bekam eine Ausbildung als Schauspielerin in England und lehrte an der School of Drama in Kingston. (d. Ü.)*

3) *„Downpression" ist der Name einer Fabrik (d. Ü.)*

4) *Cassidy definiert „Labrish" als „Klatsch" „(geheimes) Ausplaudern, Tratsch", vgl.: Cassidy, F.G. and LePage, R.B., Dictionary of Jamaican English, S. 269.*

5) *„Kreolisch" — eine Art vereinfachtes Englisch — ist die Sprache des Volkes, die von den Sklaven entwickelt wurde. Die meisten Menschen können kein „Hoch"-Englisch sprechen und schreiben. (d. Ü.)*

Literaturverzeichnis

BOAL, A.: Theatre of the Oppressed, London 1979

BRODBER, E.: Profile of the Free Jamaican Woman

CASSIDY, F. G./LEPAGE, R. B.: Dictionary of Jamaican English

EISNER, Gisela: Jamaica 1830-1930, Manchester University Press, 1961

FOG, Karen Olwig: Women ‚Matrifocality' and systems of exchange: An ethno historical study of the Afro & American Family on St. John Dutch West Indies, Unpublished paper, 1980

FREIRE, Paolo: Pedagojie of the Oppressed, Penguin 1970

FREIRE, Paulo: Education: The Practice of Freedom

HOROWITZ, M. (Hrsg.): Peoples & Cultures of The Caribbean, American Museum of Natural History, the Natural History Press, Garden City, NY. 1971

HEATHCOTE, Dorothy: Drama as Challenge in: The Uses of Drama, ed. Hodgson, John, Eyre, Methuen Ltd., 1972

MIES, Maria: The Social Origins of the Sexual Division of Labour, Institute of Social Studies, Den Haag, Occasional Paper No. 85, 1981

P.N.P. Women's Movement Political Education Programme 1980

STONE, C./BROWN, A.: Essays on Power & Change in Jamaica, 1977

REDDOCK, Rhoda: Women Slavery, National Liberation and Women's Liberation, Institute of Social Studies, Den Haag, unpublished papers, 1980

Dokumentation

Almut Krutwa-Schott/Karin Jurczyk/Lerke Gravenhorst

An der Grenze des Zumutbaren

Der Fragebogen zur Arbeitssituation der Sektionsfrauen — Erste Ergebnisse und Eindrücke

Bericht für die Jahrestagung der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 27.—29. 5. 1983 in München: „Frauen ante portas — Ausschluß, Ausstieg oder ...?"

Ende der 70er Jahre, als wir die Sektion Frauenforschung und den Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen gründeten, schien es uns, als sei die Tür zu den Sozialwissenschaften als Beruf für Frauen einen Spalt weit geöffnet. Es schien uns, daß wir zwar würden kämpfen müssen, um die Tür weiter zu öffnen, aber im wesentlichen dachten wir doch, daß wir, wenn wir nur hartnäckig blieben, eine Chance hätten. Zu diesem Optimismus besteht inzwischen kein Anlaß mehr. Es ist absurd: Heute gibt es zum ersten mal eine ganze Generation von Frauen, die eine sozialwissenschaftliche Ausbildung hat, für die aber Sozialwissenschaft als Beruf fast ohne Aussicht ist.

Diese brisante Situation ist der Anlaß für diese Tagung. Sie ist auch Anlaß für den kurzen Fragebogen an die Mitglieder der Sektion. Seit langem ist ja von der Sektion eine Enquête zur Situation von Sozialwissenschaftlerinnen geplant. Die kleine Sektionsumfrage läßt sich als deren Vorläuferin verstehen. Wir wollten zunächst wissen, wie unsere momentane berufliche und wirtschaftliche Situation in einer Zeit kontinuierlich steigender (Akademikerinnen-)Erwerbslosigkeit aussieht. Ist die Sozialwissenschaft — noch — ein Beruf für Frauen? Was bedeuten die jetzigen Bedingungen der Berufsausübung für die übrigen Lebensbereiche, und bietet z. B. die Universität, die sozialwissenschaftliche Forschung und Lehre, Frauen die Möglichkeit, Beruf und Kind/Familie zu vereinbaren?
Unsere Hoffnung, Sozialwissenschaft als Beruf ausüben zu können, hat sich zerschlagen. Haben wir bis vor kurzer Zeit — vielleicht naiv — nur diskutiert, wie die Sozialwissenschaftlerinnen angemessene Anteile an allen Berufspositionen erlangen können (erinnert sei an die Quotendiskussion), zeigen uns die Antworten zu den Fragebögen, daß wir uns jetzt im wesentlichen dem Ausschluß von Frauen aus den Sozialwissenschaften stellen müssen. Wir sind draußen, noch bevor wir wirklich drinnen gewesen sind — in diesem Sinn ANTE PORTAS.
Auf den ersten Blick sahen zumindest Teile der Daten recht positiv aus. Das subjektive Erleben der Situation jedoch gibt, grob ausgedrückt, Katastrophenstimmung wieder. Dies rückt dann die Aussagen der Zahlen wieder in das „richtige" Licht.
Wir hatten 230 Sektionsfrauen angeschrieben, von denen 135 antworteten. Das entspricht einem Rücklauf von ca. 60%.[1] Wesentliche Antwortkategorien zu den geschlossenen Fragen betrafen die Art der Anstellung, der finanziellen Versorgung und die Fachorientierung der Tätigkeit.
Gut 16% der Sektionsfrauen sind verbeamtet und haben eine Lebenszeitstellung. Ein weiterer Teil von knapp 12% arbeitet festangestellt. Von ihnen sind 7/8 vollzeit- und 1/8 teilzeitbeschäftigt. D. h.: 28% der Frauen haben langfristig gesicherte Berufspositionen.
Der weitaus größte Teil der Sektionsfrauen, nämlich knapp 47% arbeitet auf der Basis befristeter Verträge. 2/5 von ihnen (gut 41%) haben Arbeitsverträge mit Aussicht auf Verlängerung. Knapp 70% sind vollzeitbeschäftigt; gut 23% sind teilzeitbeschäftigt; und knapp 8% arbeiten stundenweise. Die verbleibenden 3/5 (knapp 59%) arbeiten aufgrund eines befristeten Vertrages ohne Aussicht auf Verlängerung. D. h., diese Sozialwissenschaftlerinnen werden spätestens in drei Jahren, etliche von ihnen schon in einem Jahr erwerbslos sein. Der Umfang

der bezahlten Beschäftigung bei ihnen: knapp 65% sind vollzeitig beschäftigt, gut 32% teilzeitig und knapp 3% stundenweise.
Einer freiberuflichen Tätigkeit gehen gut 10% der Sektionsfrauen nach, davon 2/7 vollzeitig. Ein knappes Zehntel der Sektionsfrauen ist zur Zeit erwerbslos — für uns überraschend wenig.
Die berufliche Situation der Sektionsfrauen sieht also folgendermaßen aus: Mehr als 70% haben keine gesicherte Perspektive in ihrem Beruf. Immerhin konnten aber rund 70% der Frauen angeben, daß sie ihren Lebensunterhalt gegenwärtig vollständig über ihre eigene Beschäftigung sichern. Dies ist im Vergleich zu anderen Gruppen erwerbstätiger Frauen sehr viel. Umgekehrt ist gut 1/5 der Frauen finanziell abhängig vom Partner, den Eltern oder dem Staat. Alles in allem läßt sich für den jetzigen Zeitpunkt noch eine relativ erfreuliche wirtschaftliche Situation der Sektionsfrauen konstatieren.
Alle bisher aufgeführten Frauen üben dabei gegenwärtig eine fachorientierte und qualifikationsadäquate Tätigkeit aus, nur gut 2% arbeiten weder fachorientiert noch qualifikationsadäquat. Lediglich weitere ½% machen irgendwelche Jobs; Studentinnen sind mit guten 2% vertreten. Mehr als die Hälfte der antwortenden Sektionsfrauen, etwa 55%, sind seit dem Examen durchgehend fachlich erwerbstätig gewesen. Daß sie überhaupt einmal Gelegenheit zu fachorientierter Erwerbsarbeit gehabt haben, gaben 90% der Frauen an.
Wie verhält es sich nun mit den akademischen Qualifkationsgraden der Sektionsfrauen?[2] Knapp 47% sind Diplomierte; Knapp 5% sind Studentinnenen; zusammen machen sie gut die Hälfte der Sektionsmitglieder aus. Die andere knappe Hälfte besteht aus Promovierten oder gerade Promovierenden und Professorinnen. Deren Anteile im einzelnen betragen: Promovierte unnd Promovierende 40%. Weitere gut 2% haben sich habilitiert. Professorinnenstellen haben noch weitere 6% inne.
Zu den wichtigen Fragen der Vereinbarkeit von Beruf und Kindern wollten wir wissen: Wie sind die Mütter unter den Sektionsfrauen in den einzelnen Kategorien der Berufs- und Erwerbssituation vertreten? Ihr Anteil ist unter den Freiberuflerinnen am größten, nämlich gut 71%.
Gleichzeitig ist bemerkenswert, daß die Mütter unter den Freiberuflerinnen im wesentlichen teilzeitig arbeiten. Denn diejenigen vier Frauen (2/7 der Freiberuflerinnen), die vollzeitig beschäftigt sind, sind auch diejenigen, die keine Kinder haben bzw. — wie in einem Fall — ältere Kinder.
In der Gruppe der Sektionsfrauen mit langfristig gesicherten Berufspositionen (also Lebenszeitbeamtinnen und Frauen mit unbefristeten Arbeitsverträgen) haben fast 40% Kinder. Fast ebenso hoch ist der Anteil der Mütter unter den Erwerbslosen und Jobbenden, nämlich gut 38%. Am wenigsten Mütter gibt es unter den Angestellten mit befristeten Verträgen. Hier beträgt ihr Anteil gut 33%. Es gibt also einen großen auffälligen Unterschied zwischen der Gruppe der Freiberuflerinnen und allen anderen.
Dies bestätigt auch für Sozialwissenschaftlerinnen den Sachverhalt, der für Frauen allgemein zutrifft: Kinderhaben verbindet sich nur schwer mit einer langfristigen und vollzeitigen Berufsarbeit. Es bedeutet speziell für uns geringere Chancen, Wissenschaft als Beruf auszuüben.
Insgesamt zeichnet diese Statistik ein relativ positives Bild von der gegenwärtigen beruflichen und wirtschaftlichen Situation von Sozialwissenschaftlerinnen der Sektion. Das läßt sich vielleicht auf folgende Gründe zurückführen: Zum einen haben nur ca. 60% der angeschriebenen Frauen geantwortet. Was ist mit den restlichen 40%? Sind sie erwerbslos, studieren sie noch oder haben sie bereits der Universität und Wissenschaft den Rücken gekehrt?
Es ist plausibel anzunehmen, daß die Sektionsfrauen geantwortet haben, die „Ausnahmefrauen" sind: daß die Sektion die Organisation derer ist, die noch eine Stelle haben und noch um Stellen kämpfen, die Gruppe der fachadäquat angestellten und engagierten Frauen in der Wissenschaft. Noch haben wir nicht aufgegeben und können und wollen es

uns leisten, z. B. Sektionsarbeit (nebenher) zu machen. Nur so konnte überhaupt diese Tagung zustandekommen — allerdings am Rande der Überlastung aller Beteiligten und auf Kosten der immensen Gratisarbeit von erwerbslosen Frauen.

Das Besondere der Situation der Sektionsfrauen relativiert bereits die auf den ersten Blick noch recht positiven Zahlen. Das Bild verdüstert sich jedoch augenblicklich, wenn wir nach dem subjektiven Erleben der gegenwärtigen Situation fragen. Es zeigt sich, daß neben der objektiven Ebene der Quote der Anstellungen etc. eine zweite objektive Ebene existiert, die der Arbeitsmarktsituation, die in der Regel die Bedrohung dieser Anstellungen und/oder eine Verschärfung der Arbeitsbedingungen bedeutet. Diese Situation wirkt sich auf den konkreten Alltag aller Frauen katastrophal aus. Diejenigen, die noch eine Stelle haben, nehmen in der Erwartung der Erwerbslosigkeit diese durch verschiedene Strategien bereits vorweg, reagieren mit Angst und immens erhöhter Bereitschaft, Zumutungen auf sich zu nehmen. Der Widerspruch zwischen der scheinbar positiven Situation und dem negativen Erleben der Frauen erklärt sich daraus, daß diese Situation als im höchsten Maße bedroht, zeitlich begrenzt und ausbeutbar erfahren wird.

Wir hatten die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Arbeitsmarkt- und privater Situation gestellt. Der genaue Wortlaut der Frage: „Welche Wechselwirkungen gibt es für Sie/Dich zwischen privater Situation und Arbeitsmarktlage?" Offensichtlich haben wir damit generell das Erleben von „Druck" abgefragt — z. T. erhielten wir seitenlange Schilderungen, oder aber die entsprechende Frage wurde überhaupt nicht beantwortet. Sie schien neutrale, unemotionale Antworten kaum zuzulassen, sondern häufig ein Ventil geöffnet zu haben für die Beschreibung vielfältigen Leidens.

Wir Schreiberinnen selbst waren überrascht von den deutlich schwarzen Zukunftserwartungen und der düsteren Gegenwartssicht der meisten Frauen, und zwar derer mit und ohne Stelle. Erschreckend ist vor allem, wie sehr sich die Stellenknappheit auch bereits auf diejenigen auswirkt, die — noch — eine Stelle haben. Wir alle sind davon betroffen, wenn auch unterschiedlich, — von den verbeamteten Hochschulprofessorinnen bis hin zu den wissenschaftlichen Hilfskräften und Studentinnen; es gibt kaum noch Nischen und Zufluchtsorte. Wie stark muß unsere Bedrohung sein, wenn bereits eine Hochschullehrerin mit einer Lebenszeitstellung als Beamtin auf die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen Arbeitsmarktlage und Privatsituation nur antwortet: „Angst und Resignation". Eine Kollegin zieht aus ihrer langjährigen Arbeit die Bilanz, daß berufliche Sicherung und berufliche Leistung in einem völligen Mißverhältnis stehen. Hochqualifizierte Forschungsarbeit, von der DFG gefördert, hat sich in keinerlei berufliche Ansprüche und Sicherheiten übersetzen lassen: *„Sozialforschung als Beruf für Frauen, die über Projekte finanziert werden und per Kettenvertrag geheuert und gefeuert werden — das ist ein Unding".*

Frauen können in dieser Drucksituation, in der sie — fast um jeden Preis — einen Arbeitsplatz haben bzw. erhalten wollen und müssen, auch mehr ausgebeutet werden. Ein extremes Beispiel hierfür sind die Frauen, die sich unter ihrer Qualifikation als wissenschaftliche Hilfskräfte verdingen, die wenig verdienen und nur kurzfristige und derart gestaltete Verträge haben, daß sie nach dieser Tätigkeit noch nicht einmal Arbeitslosengeld beziehen. Der extreme Arbeitsdruck gilt sowohl für Frauen, die noch eine Stelle haben, als auch für die, die schon mehr oder weniger „draußen" sind, die halb-, viertel- oder freiberuflich arbeiten, als auch für die Erwerbslosen. Gerade auch die Frauen, die eine gute Stelle zu verlieren haben, müssen und „wollen" sich überanstrengen, um sie zu erhalten; lediglich einige der Frauen, die schon längere Zeit erwerbslos sind, entziehen sich diesem permanenten Druck, weil sie die Hoffnung verloren haben — häufig aber um den Preis der Depression und Sackgassen-Erfahrung. Erwerbslose

Kolleginnen müssen gleichzeitig darum kämpfen, ihren Lebensunterhalt zu sichern, ihre professionelle Kompetenz zu bewahren und sich auf dem engen Markt der Berufsposition durchzusetzen.
Wie entsetzlich und gleichzeitig lächerlich es ist, sich mit jeder Arbeit anbieten zu müssen, beschreibt eine Kollegin, die noch drinnen ist: „Ich finde es unzumutbar anstrengend, mich *andauernd* verkaufen zu müssen, mit jedem Vortrag, Artikel, Seminar, Buch etc. hausieren zu müssen." Und eine andere, die für viele spricht, geht gegen ihre Zukunft an, indem sie ständig zuviel arbeitet, um in der „wahrscheinlichen Situation baldiger Erwerbslosigkeit jede der wenigen Chancen ergreifen zu können". Einige versuchen jetzt schon aktiv, sich professionelle Alternativen zu schaffen, z. B. durch therapeutische und pädagogische Zusatzausbildungen. Kaum eine Frau jedenfalls — wenn, dann am ehesten eine verbeamtete Hochschullehrerin — kann es sich leisten „einfach", geschweige denn „in Ruhe" ihren Beruf zu machen. Für die meisten heißt das Festhalten an ihrer ohnehin oftmals nicht befriedigenden Stelle erhebliche Mehrarbeit, um überhaupt bestehen zu können.

Welches sind Auswirkungen, Umgehensweisen, Zukunftsstrategien?

Die derzeitige Arbeitsmarktsituation hat zur Folge, daß nicht nur der Ausschluß aus dem Beruf ein gravierendes Problem ist, sondern daß der gesamte weibliche Lebenszusammenhang tangiert wird. Die für Frauen ohnehin prekäre Balance zwischen beruflichem und privaten Leben ist jetzt noch mehr gefährdet:
— Es gibt die Gruppe der Erwerbslosen, die sich unterteilen in die, die resigniert haben und ganz draußen sind und in die, die sich abstrampeln, um doch noch reinzukommen;
— es gibt die Gruppe derjenigen, die die Integration von Beruf und Kindern versuchen. Darunter sind die, die eine beruflich unzulängliche Situation durch private „Arrangements" (teilzeit-, stundenweise und freiberufliche Beschäftigung) überbrücken. Manchmal ist diese Situation erst entstanden aufgrund eines zeitweiligen Ausstiegs, um Kinder aufzuziehen; andererseits gibt es diejenigen, die die Kleinkindphase durch ein verringertes berufliches Engagement lebbar zu machen suchen.
— Dann gibt es die in unserer Umfrage am häufigsten vertretenen Frauen, die im Beruf drin sind und die aus Angst vor Erwerbslosigkeit soviel arbeiten, daß für Privates kaum mehr Zeit bleibt. Der Beruf bestimmt — fast — das ganze Leben.
Diese „Lösungen" sind Notlösungen: auch die mittlere Gruppe der Frauen, denen man von außen am ehesten eine gelungene Verbindung zwischen Beruf und Privatem zuschreiben könnte, weil keins von beiden das andere auffrißt, zeigt, daß für Frauen eine grobe Balance unmöglich ist — zumindest nicht unter den gegenwärtigen Bedingungen.
Der Zwang zu ständiger Weiterqualifikation, häufig zur Überqualifikation und zur Konkurrenzfähigkeit überschattet Beruf und Privatleben, macht Angst, führt zu einer pessimistischen Lebenshaltung. Er belastet die Situation im Beruf selbst und hier leider auch häufig die Beziehungen zu den Kolleginnen, die nun vor allem zu Konkurrentinnen werden. Dieses Tabu-Thema der Konkurrenz unter Frauen wurde von einigen Frauen sehr massiv angesprochen. Die Kraft, dagegen anzugehen, die Kraft für politische, auch für sektionspolitische Aktivitäten, ist reduziert. Wenn sich diese Probleme auch nicht alle bei einer Frau kumulieren müssen — durchaus aber können! — so spiegelt dieses Bild für uns doch das Gesamtbild der Situation aller Frauen wider.
Diese beruflichen Zwänge haben für den Bereich persönlicher Lebensgestaltung bestimmte Folgen:
— Viele sehen sich nicht nur reduziert in der Möglichkeit, Beziehungen zu Frauen, Männern und zu Kindern zu leben, sondern sie geraten gleichzeitig in eine verstärkte Abhängigkeit von ihnen. Zunehmende ökonomische Abhängigkeit von ihren Männern, soweit sie mit Männern leben, auch von den Eltern und vom Staat kennzeichnet die Situation. Für lesbische Frauen bedeutet Erwerbslosigkeit eine noch gravierendere Existenzbe-

drohung, weil sie meist in noch ganz anderem Ausmaß auf sich selbst gestellt sind. Diejenigen Sektionsfrauen, die zwar finanziell selbständig sind, nennen andere Abhängigkeiten. Sie sind immer mehr auf psychische Reproduktion durch andere angewiesen.

— Vor allem stellt sich das Problem der oft notwendigen örtlichen Mobilität, um Arbeitsplatzchancen wahrnehmen zu können. Nicht-alleinstehende Frauen empfinden ihr Gebundensein meist als absolutes Hindernis für einen Ortswechsel. Es stellt sich selbst bei willigen Partnern/innen das Problem, daß manchmal zwar ein, fast nie aber zwei Arbeitsplätze in einer neuen Stadt gefunden werden können. Frauen ohne Kinder nehmen z. T. Wochenendbeziehungen in Kauf, meist aber verbunden mit viel Angst vor den Konsequenzen eines solchen Schrittes. Die wenigen Frauen, deren Männer mitgezogen sind, wissen, daß auch dies nur eine Lösung auf Zeit ist. „Bisher ist er mit mir mitgezogen, aber auf die Dauer gesehen ist das problematisch; andererseits ist auch eine Wochenendbeziehung beschissen. Wißt Ihr einen Ausweg (außer dem, zu Hause zu bleiben)?"

Durch einen Ortswechsel mit Partner/innen geht der eigenständige Freundschaftskreis verloren und die Enge der Beziehung wird oft gegen den eigenen Willen immer stärker. Der zunehmende Zwang zur Mobilität wird von vielen Frauen als Problem genannt.

— Ein weiterer Problembereich sind die Kinder. Immerhin haben rund 34% der Sektionsfrauen Kinder. Angesichts von Gegenwarts- und Zukunftschancen ist jedoch der Verzicht auf sie, insbesondere von jüngeren Frauen, die am Anfang ihres Berufslebens stehen, wohl die häufigste und traurig vollzogene Strategie, um sich überhaupt eine kleine Möglichkeit offenzuhalten, den Beruf ausüben zu können.

Wenn es jemals gestimmt hat, sind die Zeiten, wo die Universität ein (relativ) praktikabler Ort der Verbindung von Kind und Beruf war, vorbei. Den Frauen der 68er Generation scheint es am ehesten möglich gewesen zu sein, das Kinderhaben in die progressiveren und lässigeren Strukturen zu integrieren. Bei Feststellungen zumindest scheinen solche Spielräume gegeben gewesen zu sein, die auch dort heute nicht mehr möglich sind. Der immense physische und psychische Arbeitsdruck macht ein Leben mit Kindern nahezu unmöglich. Offensiv einzubringen, daß sie durch ihre Kinder mehr belastet ist, kann eine Frau sich kaum noch erlauben; der „Ausfall" muß verheimlicht und kompensiert werden.

Nur für ganz wenige Frauen haben sich Beruf und Kinderhaben nicht nur nicht behindert, sondern sogar positiv beeinflußt; etwa, wenn eine Frau wie auch ihr Mann in einem inhaltlich und zeitlich optimalen und gesicherten Arbeitsverhältnis stehen, dazu in einer Wohngemeinschaft leben und der Mann zu einer Arbeitsteilung auch bereit ist. Um beides gut miteinader leben zu können, bedarf es offensichtlich struktureller und persönlicher Bedingungen, die gerade jetzt immer mehr schwinden.

Die, die bereits Kinder haben und einen Beruf, klagen über Mangel an Kraft und Zeit, sie fühlen sich unter vielfachem Druck. Eine sagt lapidar, daß „zuviel Arbeit auf zuwenig Schultern ruhe" und konstatiert viele Zusammenbrüche von Frauen. Das Problem der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die Selbstverständlichkeit, mit der auch Frauen wie wir noch für die Kinder zuständig sind, fügt sich stets zu den besonderen beruflichen Problemen hinzu. Diese Selbstverständlichkeit wird zwar von einigen Frauen thematisiert und beklagt; bei vielen aber scheint sie zu einem stummen Verzicht auf Kinder zu führen, bei einigen auch zum Verzicht auf berufliches Engagement. Die Selbstverständlichkeit der alten patriarchalen Werte schlägt auch bei uns „aufgeklärten" Sozialwissenschaftlerinnen der Sektion Frauenforschung durch. Das Interesse am Beruf ist nicht einfach selbstverständlich vorrangig; zumindest wird es gebrochen durch das Inkaufnehmen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Die wirtschaftlich-staatlichen Veränderungen wirken auch, weil wir selbst so ambivalent sind ...

Das Grundthema, das sich nach der

Lektüre der Antworten aufdrängt, ist: Sozialwissenschaftlerinnen der Sektion sind an den Grenzen des Zumutbaren angekommen. Dieses Grundthema der drohenden oder erreichten Grenzen setzt sich in den Antworten in unterschiedlichen Problematisierungen durch:

— Viele Frauen fühlen sich an der Grenze ihrer physischen, intellektuellen und organisatorisch-sythetisierenden Leistungsfähigkeit. Das haben wir bereits ausführlich beschrieben.

— Es gibt eine weitere, beunruhigende Thematisierung von Zumutungen. Die Sektionsfrauen sprechen von der Angst, sich anpassen zu müssen — eigene Ansprüche, Interessen und Identitäten aufzugeben. Wieweit die Anpassung tatsächlich geschieht, läßt sich aus den Antworten kaum entnehmen. Aber die Angst würde nicht ausgesprochen, wenn es nicht eine realistische Gefahr dazu gäbe ...

Die Angst vor Anpassung scheint besonders diejenigen unter uns zu beunruhigen, die die fester gesicherten Berufspositionen innehaben und gleichzeitig Arbeitsinhalte akzeptieren und akzeptieren müssen (?), die ihren eigenen Maßstäben nicht entsprechen.

Aus den Antworten lassen sich drei Aspekte der Anpassung herauslesen:

— Sektionsfrauen haben Angst um ihre eigene Integrität. Sie scheinen die Frage zu stellen: Können wir noch vor uns selbst bestehen, wenn wir uns unsere zentralen inhaltlichen Interessen mit einer — wie auch immer relativen — materiellen Sicherheit abkaufen lassen? Kompromittieren uns die Kompromisse, die wir machen? Müßten wir uns der Gefahr der Anpassung nicht stärker widersetzen?

— Der zweite Aspekt in den Thematisierungen von Anpassung bezieht sich nicht moralisch auf unser Handeln, sondern inhaltlich: In welchem Maß gehen wir unter den gegebenen Bedingungen eine Sache, ein Interesse, ein politisches Ziel in unserer Berufsarbeit auf? Ist der Preis dafür, es geschafft zu haben, überhaupt Sozialwissenschaft als Beruf ausüben zu können, der, daß wir auf eigene Inhalte verzichten müssen? Für einige von uns, die Beamtinnen auf Lebenszeit sind, ist der Bruch zwischen der Möglichkeit materieller Absicherung und der Unmöglichkeit zur inhaltlichen Selbstbestimmung besonders groß und widersinnig. „So komme ich mir (mit 43 Jahren) wie kurz vor der Zwangspensionierung vor, weil ich in Kürze all das, was mir wichtig ist, was ich gelernt habe, was ich gut kann, nicht mehr machen darf. Als Beamtin kann ich schlecht um- oder aussteigen. Außerdem habe ich zwei Kinder zu versorgen."

Zu den Inhalten, die unter Druck aufgegeben werden müssen, gehören ganz sicherlich auch die Inhalte von Frauenforschung. Frauenforschung gehört nicht zu den Selbstverständlichkeiten des Wissenschaftsbetriebs und kann nur dort gedeihen, wo es die Möglichkeit zur Eigenbestimmung von Inhalten gibt. Die Sektionsumfrage zeigt diese Konstellation als wahrscheinlich an: Es mag zwar noch für Frauen in der Wissenschaft Platz sein, aber kaum mehr für Frauenwissenschaft (wenn sich von einem solchen Platz bisher überhaupt reden läßt). Hier geht es also um eine andere, nach außen etwas weniger sichtbare Weise, Frauen aus der Wissenschaft auszuschließen ...

— Die Grenzen des Zumutbaren werden in den Antworten aber nicht nur im Zusammenhang von Aushalten und Anpassung thematisiert. Einige Frauen fragen zwischen Trauer und Hoffnung nach unseren verlorengegangenen oder nur verschütteten Hoffnungen und Zukunftsbildern. Andere, wenn auch wenige, sprechen davon, sich gegen Zumutungen aktiv zur Wehr zu setzen. Einige gehen dafür sogar so weit, Sozialwissenschaft als Beruf aufzugeben. Einige wenige derer, die an dem Anspruch von Sozialwissenschaft als Beruf festhalten, haben sich dafür entschieden, sich ungerechtfertigten Auflagen des Berufslebens zu entziehen.

Interessant ist, daß zu dieser kleinen Gruppe von Sektionsfrauen am ehesten Mütter gehören zu scheinen — daß sie es sind, die an Berufsarbeit und -identität festhalten und zur Abwehr von unerträglichen Zumutungen auffordern — sich selbst und unsere Kolleginnen. Kinder erfordern wahrscheinlich die meisten Anpassungen, sie scheinen aber auch am

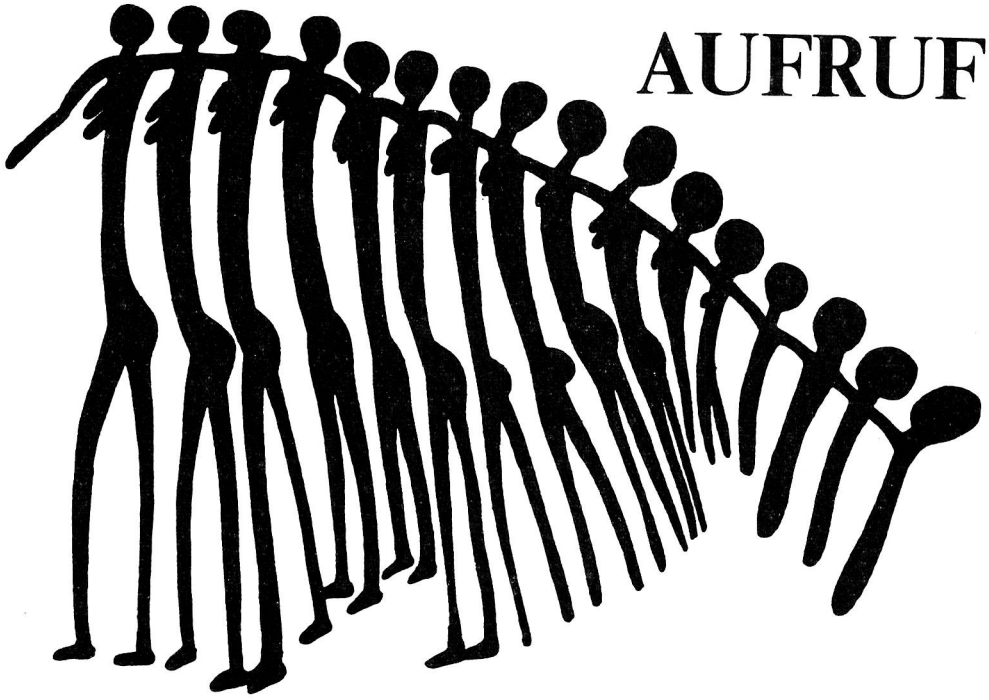
ehesten zu deren Überwindung aufzufordern: „Meine private Situation als *‚späte Mutter' ohne männlichen Ernährer* ist auch Ausdruck meines Protests gegen die Diskrepanz von beruflichem Einsatz und wirtschaftlicher Absicherung durch diesen Einsatz: ich entziehe einen Teil meiner Arbeitskraft diesem Markt und sorge dafür, daß mein Kind lacht (was dann wieder die Wechselwirkung hat, daß ich auch lache und die Arbeitsmarktlage mich weniger kaputt macht — das interpretiere ich aber nicht als Kompensation, sondern als Gegenwehr).
Das Problem scheint mir also weniger, welche Wechselwirkungen es geben mag, als vielmehr, wie potentiell zerstörerische, die Arbeit beeinträchtigende, die Person niederdrückende Wechelwirkungen durch *soziale Praktiken* gemildert, wenn nicht beseitigt werden können.
Also nicht: Augen zukneifen, nicht: resignieren, sondern mit anderen Praktiken ausprobieren, um beruflich Platz zu halten und dabei ‚privat' nicht so weit zu verzichten, bis dann auch im Beruf ‚nichts mehr kommt' ".

Sektionsfrauen suchen ihre Berufsidentität nicht nur im etablierten System von Sozialwissenschaft zu erfüllen. Nun schafft der weibliche Lebenszusammenhang eine Flexibilität des weiblichen Sozialcharakters, die dem Aktzeptieren von Zumutungen in die Hände arbeitet. Sie übesetzt sich leicht in eine Arrangement mit den drückenden Verhältnissen: Wir „machen aus dem, was uns zustößt/ uns bleibt, das Beste...," wie es eine Kollegin formuliert. Die Flexibilität enthält aber auch die Chance der kreativen Distanz zu etablierten Berufs- und Lebensformen. Gleichgültig, was die Bedingungen sind, die diese Chance Wirklichkeit werden lassen, es gibt diese kreative Distanz unter den Sektionsfrauen. Ein weiteres ermutigendes Beispiel dafür: Eine Kollegin, eine alleinerziehende Mutter, hat ihre Assistentenstelle an der Hochschule verloren. Sie schreibt: „Nun ist alles aus: nix mehr mit Hochschulreform ... So eine Stelle, wo ich so gut meine ‚privaten' Wünsche (z. B. Kind, Zeit für Erwachsenenbeziehungen, unabhängig und selbständig leben) mit den beruflichen Ansprüchen verbinden konnte, gibt es nicht mehr. Vom Karriere-Trip bin ich auch runter! Kaputt-bewerben will ich mich auch nicht. Da ich, obwohl ich ‚arbeitslos' gemacht werden soll, so viel Arbeit habe (ein Kind, als Mutter, Hausfrau) und noch 'ne Menge feministische wissenschaftliche/beraterische Arbeitskraft anbieten kann, werde ich mich auf dem 2., 3. oder 4. Arbeitsmarkt in Berlin tummeln und weiter gegen die ‚Krise unserer Arbeitsgesellschaft' kämpfen. Habe Angst und bin freudig aufgeregt ..."

Anmerkungen

[1] Gleichzeitig mit dieser Umfrage sollten Informationen für das neue Sektionsregister gesammelt werden. Dafür haben noch weitere 20 Frauen, also insgesamt 145, ihre Angaben geschickt. Auf dieser Gesamtheit beruhen die folgenden Zahlen.

[2] Wenn wir im folgenden der Einfachheit halber von „den Sektionsfrauen" sprechen, beziehen wir uns auf diese Gruppe von Frauen, die geantwortet haben.



AUFRUF

ZUM ERSTEN GEMEINSAMEN FRAUENKONGRESS

Gegen die
besondere Unterdrückung
von ausländischen
Mädchen und Frauen

Ausländische und deutsche Frauen
gegen Frauenunterdrückung,
Rassismus und
ausländerfeindliche Politik!

Zur Zeit sind wir in der BRD und Westberlin etwa 1,35 Millionen ausländische Frauen und um die 500.000 ausländische Mädchen unter 16 Jahren. Wir kommen aus allen Teilen der Welt, mehrheitlich (75%) aus den europäischen Mittelmeerländern.
Wir, die ausländischen Frauen, verließen unsere Heimat nicht freiwillig, sondern auf der Suche nach besseren Arbeits- und Lebensbedingungen. Wir flüchteten vor materieller Not oder politischer Entrechtung. Hier fühlen wir uns als ausländische Frauen in Auseinandersetzung mit einer fremden, oftmals feindlich gesonnenen Umgebung, in besonderer Weise betroffen. Wir werden hier nicht behandelt als Menschen zweiter, sondern dritter Klasse - als „Sklavinnen der Sklaven". Ausländerin zu sein, d.h. direkte Entmündigung und Unterdrückung in dreifacher Hinsicht: als Ausländerin, als Lohnabhängige und als Frau.

In Frankfurt vom 23.-25.März 1984 in der Fachhochschule Nordweststadt, Limescorso

Kontaktadresse:
schriftlich: IAF — Stichwort Frauenkongreß, Mainzer Landstraße 241, 6000 Frankfurt/Main;

telefonisch: Frankfurter Frauenbuchladen: di. und frei. 16.30 - 18.30 Uhr
0611 / 70 52 95
Köln: Marina 0221 / 24 22 21
Berlin: Evelyn 030 / 211 77 87

Rezension

Halina Bendkowski,
Brigitte Weisshaupt (Hg.)

Was Philosophinnen denken

Ammann Verlag Zürich 1983, 373 S., Preis DM 28,—

Die Dokumentation umfaßt die Referate und Diskussionen von zwei Symposien der Internationalen Assoziation von Philosophinnen, 1980 in Würzburg und 1982 in Zürich. Ich möchte zu den sehr unterschiedlichen Beiträgen nicht Stellung nehmen, dafür einige generelle Anmerkungen machen, die mir beim Lesen durch den Kopf gingen.

Haben Emanzipationsprobleme auch da noch ihre Berechtigung, wo es um den Menschen an und für sich, den Sinn von Sein, um absolute — und das heißt doch wohl: weder männliche noch weibliche — Wahrheit geht? So etwa die spontane Reaktion in meinem Umkreis auf den Titel eines Buches, das vom Gegenteil ausgeht, wenn es zu dokumentieren verspricht, „Was Philosophinnen denken", das also die flotte Geste nicht zuläßt, mit der die „vielleicht einzige Frage, die sich der Philosoph nicht stellen konnte", nämlich die nach der „Realität eines weiblichen Denkens" (S. 294), vom Tisch gefegt wird. Wenn Frauen denken — so das gängige Vorurteil — dann denken sie das gleiche und vor allem, sie tun es nicht anders als Männer. Behauptung: Weil das richtig ist, muß etwas anderes falsch werden, muß das ursprüngliche Verhältnis von Frau und Philosophie sich entfremden und zu der Misere führen, die heute offensichtlich ist.

Denn aus der Philosophiegeschichte ist die Frau, abgesehen von Xanthippe als bekannteste der „Frauen um Sokrates" (S. 182-190), so gut wie verschwunden. Und sofern sie in den Institutionen der Universität entdeckt werden kann, darf sie als echte Rarität gelten: 1981 sind von 242 Philosophieprofessoren 13 weiblichen Geschlechts, das sind 5,37%. (S. 37)

Weshalb diese „Ungeschichte" eines Berufsstandes (S. 309)? Woran krankt die weibliche Philosophie? Bei der Lektüre dieser Dokumentation galt in erster Linie diesen Fragen mein Interesse. Ich möchte die bereits angedeuteten Gründe für ihre im weitesten Sinn mangelhafte Relevanz präzisieren.

Ausschlaggebend ist dafür — immer noch — der verzweifelte Anpassungsversuch an männliche Denkformen, womit die permanente Anstrengung (von der auch die ‚anerkannten' Philosophinnen deutlich gezeichnet sind) gemeint ist, über den eigenen Schatten springen zu wollen, anstatt herauszufinden, welches Licht ihn wirft. Weniger metaphorisch: Es bleibt keine Kraft mehr für das Richtige, für das Erkennen und Anerkennen der spezifisch weiblichen Art des Denkens, Erfahrens und Forschens, die nicht per se als Theoriefeindschaft mißverstanden werden darf, um sie — auch kämpferisch — überall dort einzubringen, wo Männer ihre Domäne haben.

Noch einmal: daß es so etwas gibt wie weibliches Denken, dafür nennt Christa Wolf den einfachsten Grund überhaupt: „Insoweit Frauen aus historischen und biologischen Gründen eine andere Wirklichkeit erleben als Männer". Die damit verbundene (Auf-)Forderung, unsere gemeinsame „Wirklichkeit anders erleben als Männer, und dies ausdrücken!" bleibt einzulösen.

Sie bleibt einzulösen und programmatisch! Für die Neubestimmung des Verhältnisses von Frau und Philosophie, aber auch für das damit verbundene Nahziel, eine „gleichberechtigte und damit gerechte Öffentlichkeit" (S. 10) herzustellen und an ihrer Gestaltung mitzuwirken.

Vor allen weiterreichenden Ansprüchen allerdings sollten wir uns hüten. Es ist nicht einzusehen, warum mit dem Schicksal von Frau und Philosophie zugleich das Schicksal der Menschheit gewendet werden soll; warum es nicht — vorläufig — genügt, „neue Wege" zu erschließen, warum es gleich „Auswege ... (aus) unserer bedrängten Welt" (S. 9) sein müssen.

Das klingt nicht nur platt — nach allzu einseitiger Schuldverteilung und vorschneller Bejubelung der weiblichen Vernunft, sondern auch gefährlich: Wenn es

wahr ist, daß männliche Rationalität die Karre in den Dreck gefahren hat, muß ja nun nicht weibliche Vernunft *allein* sie herausziehen. Unweigerlich würden damit die alten Verhaltensmuster reproduziert: Konkurrenzdenken, Fixiertheit auf männliche Vorgaben und — nicht zuletzt — die Bereitschaft zur Selbstaufgabe.
Es gilt also „das Fehlende, Ausgelassene, Verdrängte und Verschwiegene, das Ungedachte und Unterdrückte in der Geschichte unserer Kultur" aufzuspüren (S. 9). Dasselbe, was Adorno, „ein nicht so männlicher Denker" (S. 29), das Negative genannt hat.
Das Ausgelassene als das Negative kann aber auch das Positive sein: Ausgelassenheit — wie in den Anfängen der Philosophie, als sie noch Weisheit war und Denken in Form des Vergnügens, als Fest, als Tanz ... (S. 74 f.)

Angelika Brauer

weitere ausländische Literatur zum Thema:

Gloria Bowles/Renate Duelli-Klein (Hrsg.): Theories of Women's Studies, London, Boston, Melbourne, Henley 1983. Dieser Band enthält Aufsätze u. a. zu den Themen: theoretische Grundlagen von Frauenstudien und der Autonomie — Integrationsdebatte, Frauenstudien als akademische Disziplin, Frauenstudiengänge, feministische Methodologie, Bedeutung quantitativer Methoden in der feministischen Forschung, erfahrungsorientierte Analyse, Frauenstudien als Strategie des sozialen Wandels.

Sistren Documentation:

Honor Ford-Smith: „Sistren: Profile of a Jamican Women's Theatre Collective", in: Theatrework 2 (3), Minnesota, U.S.A. 1982

dies.: „Women's Theatre, Conscientization and Popular Struggle in Jamaica", in: Kidd, R. and Colletta, N. (Hrsg.): Tradition for Development: Indigenous Structures and Folk Media in Non-Formal Education. German Foundation for Development (Deutsche Stiftung für Entwicklung), Bonn, auch abgedruckt in: International Educator Vol. 1, No. 1, S. Indien 1983

dies.: „The Case of Iris Armstrong: A forum for Women in Sugar", in: Third World Popular Theatre Newsletter, Kingston 1983

dies.: „Journal of a Theatre Collective: Drama for Struggle and Research", in: Maria Mies (Hrsg.): Fighting on Two Fronts: Women's Struggles and Research, Institute of Social Studies, Den Haag 1982

Maria Mies (Hrsg.): Fighting on Two Fronts: Women's Struggles and Research, Institute of Social Studies, Den Haag 1982. Dieses Buch enthält einen Teil der Beiträge zu Fragen der Verbindung von Frauenkämpfen und -forschung, die während eines workshops am ISS, Den Haag, 1980 vorgetragen wurden. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Erfahrungsberichte von Frauen aus der Dritten Welt.

Autorinnen

Anet Bleich, 1951 in Den Haag geboren, studierte politische Wissenschaft. Sie arbeitete in der Abteilung für Frauenstudien an der Universität von Amsterdam und ist zur Zeit Redakteurin beim „De Groene Amsterdamer", einer traditionellen linken Wochenzeitung.

Monika Bolbrügge, 35 Jahre, nach kaufmännischer Tätigkeit Studium über den 2. Bildungsweg, 1983 Abschluß als Diplompyschologin, seither erwerbslos.

Ulrike Büchner, 42 Jahre, Dr. habil. in Soziologie und Erziehungswissenschaften, z. Zt. Lehrstuhlvertreterin in Hochschuldidaktik an der Universität Hamburg. Ab April erwerbslos. Interessen: Psycholanalyse und Frauen, Frauen und Wissenschaftskritik, Erwachsenenbildung und berufliche Bildung, z. Zt. Arbeit an einem Projektansatz: Sozialabstieg — Sozialaufbruch, Risiken und Chancen bei Statusveränderungen von Frauen. Ich würde mich sehr über Rückmeldungen zu dem Aufsatz freuen.

Lisa Fernkorn, 1955 geboren, Diplompädagogin, arbeitet z. Zt. in einem Stadtteilladen in Berlin-Schöneberg, Mutter eines Sohnes (eineinhalb Jahre).

Gabi Förder, 1960 geboren, studiert Geschichte und Germanistik.

Honor Ford-Smith ist Schauspielerin und lehrte an der School of Drama in Kingston, Jamaika. Sie ist Mitbegründerin des Frauen-Theater-Kollektivs *SISTREN* und arbeitet seit 1979 mit dieser Gruppe zusammen.

Heide Göttner-Abendroth, 1941 in Thüringen geboren, lebt heute mit ihrer Familie in München. Studium der Philosophie und Germanistik, Promotion an der Universität München in Wissenschaftstheorie und Logik. Seitdem Lehrbeauftragte in Philosophie an der Universität München. 1980 Gastprofessur an der Universität von Montreal in Kanada. Arbeitsbereich im Rahmen der Frauenforschung: Matriarchatsforschung und Frauenkunst.

Lerke Gravenhorst, Ph. D., Dipl.-Soz., ist Sozialwissenschaftlerin am Deutschen Jugendinstitut in München, arbeitet in und zwischen den von Kinder-, Familien- und Frauenforschung abgesteckten Bereichen und hat am Aufbau der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften (der Deutschen Gesellschaft für Soziologie) mitgewirkt.

Sabine Hermann, 27 Jahre, 1983 Abschluß als Diplompsychologin, seither erwerbslos.

Sabine Heuck, Studium über den 2. Bildungsweg, Sozialarbeiterin, 1983 Abschluß als Diplompsychologin, seither erwerbslos.

Ulla Jansz, 1948 in Schweden geboren, studierte Soziologie und beendete ihr Studium mit einem Buch über die Geschichte der Frauen in der holländischen Sozialdemokratie: „Vrouwen ontwakt". Sie ist Redaktionsmitglied von Publikationen zur Frauengeschichte insbesondere des „Jaarboek voor Vrouwengeschiedenis" und bereitet eine Arbeit über die Ideen der ersten Frauenbewegung vor.

Karin Jurczyk, geb. 1952, Studium der Soziologie und Politologie. Arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am SFB 101 der Universität München über Frauenarbeit in Familie und Beruf. Weitere Interessengebiete: Frauen und Politik, Patriarchat und Militarismus. Mitglied der Sektion Frauenforschung.

Almut Krutwa-Schott, geb. 1948, arbeitet in der wissenschaftlichen Begleitung eines Modellprojekts zur Scheidungsberatung in München.

Selma Leydesdorff, 1949 in Djakarta geboren, ist Historikerin und arbeitet an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Amsterdam. Sie beendete ihr Studium mit einem Buch über Frauen in der Heimindustrie während der Industrialisierungsperiode (Verborgen arbeid, vergeten arbeid 1979). Sie war an einer Reihe von Frauenstudienprojekten zur Frauengeschichte beteiligt. Augenblicklich arbeitet sie auf dem Gebiet der „Oral History" und schreibt ein Buch über die jüdischen Proletarier in Amsterdam.

Maria Mies, 53 Jahre, Professorin für Soziologie am Fachbereich Sozialpädagogik, FH Köln, Arbeitsschwerpunkte: Frauen in der Dritten Welt, feministische Theorie und Methodologie. Von 1979 bis 1981 Aufbau des Schwerpunkts: „Women and Development" am Institue of Social Studies, Den Haag.

Claudia Opitz, 28 Jahre, Doktorandin im Fachbereich Geschichte an der Universität Konstanz, arbeitet an einer Dissertation zum Thema: „Weibliche Biographien des 13. Jahrhunderts — Zwischen Norm und Abweichung". Interessengebiete: neben Fragen zur feministischen Theorie und Methodik, Fragen im Bereich der Mediävistik (Frauen und Kunst im Mittelalter) und mittelalterliche Frauenmystik.

Brigitte Papen, 32 Jahre, 1983 Abschluß als Diplompsychologin, seither erwerbslos, eine Tochter.

Brigitte Salzmann, 32 Jahre, Studium über den 2. Bildungsweg, vorher Drogistin und Sozialpädagogin, 1983 Abschluß als Diplompsychologin, seither erwerbslos.

Brunhilde Sauer-Burghard, 41 Jahre, Studium der Soziologie, Sozialpsychologie, Sozialpolitik, Volkswirtschaft und Jura, Akademische Oberrätin an der Universität Köln, Arbeitsschwerpunkte: Sozio-historische Frauenforschung, geschlechtliche Arbeitsteilung und geschlechtsspezifische Sozialisation.

Christina Thürmer-Rohr, 47 Jahre, einen Sohn (11 Jahre) Hochschullehrerin an der Technischen Universität Berlin, Vertreterin des Wahlpflichtfachs „Frauenforschung" im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaften/Sozialpädagogik. Arbeitsschwerpunkte: Feminismus und Friedensbewegung, experimentelle Rockmusik.

Claudia von Werlhof, 40 Jahre, einen Sohn, (eineinhalb Jahre), studierte Volkswirtschaft und Soziologie, arbeitet als wissenschaftliche Assistentin an der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld. Arbeits- und Interessenschwerpunkte: Theorie und Frauenarbeit, Frauen in der Dritten Welt.

Petra Zwaka, 1953 geboren, 1. Staatsexamen in Englisch und Geschichte, arbeitet z. Zt. als Honorarkraft beim Kunstamt Berlin-Schöneberg, Mutter einer Tochter (5 Monate).

Vorankündigung Heft 12

Feministische Erkenntnispraxis: Natur-Technik-Magie-Alltag (Arbeitstitel)

Das patriarchalisch-kapitalistische Produktionsprinzip entlarvt sich immer deutlicher als absolutes Zerstörungs- und Todesprinzip. Vorangetrieben wird dieser Prozeß sowohl durch die Wachstumskrise des Kapitals als auch durch das Festhalten am ungebremsten, am Modell der Maschine orientierten, zwangsläufigen „Fortschritt". Die weitere Durchsetzung dieses Prinzips bedeutet inzwischen nicht mehr nur Ausbeutung und Beherrschung von Natur, Frauen und anderen Unterworfenen, sondern deren potentielle Vernichtung.
Betroffen sind wir davon bereits jetzt, z. B. durch:

— Vernichtung von Arbeitsplätzen und sinnvoller menschlicher Tätigkeit durch die „neuen" Technologien

— Maschinisierung der Produktion des Lebens (Gen-Manipulation, Technisierung von Sexualität, Kommunikation und Freizeit)

— Militarisierung der Produktion und des Alltags

— Atomare Vernichtungsdrohung

Es genügt nicht, die Folgen dieser Entwicklungen zu bekämpfen oder lediglich auf „Auswüchse" oder Teilaspekte zu reagieren (z. B. Kampf gegen die Raketen, Forderung nach der 35-Stundenwoche, Kampf gegen Gewaltdarstellungen in Videofilmen). Wir müssen endlich anfangen, die Zwangsläufigkeit des „Machbaren" selbst in Frage zu stellen. Eine radikale Kritik an der mechanistischen Weltanschauung und Praxis, die diesem Fortschrittsmodell zugrunde liegt, wird z. Zt. in der Ökologiebewegung und von einigen Naturwissenschaftler/inne/n formuliert. Ein anderer Kritikansatz kommt aus der feministischen Bewegung. Durch Magie, Mystik, Astrologie usw. versuchen Frauen sich von den Zwängen des patriarchalisch-mechanistischen Alltags und Denkens zu befreien.

In Heft 12 wollen wir uns zum einen kritisch mit dem oben beschriebenen Weltbild auseinandersetzen. Außerdem wollen wir klären:

— wo die materiellen und historischen Wurzeln der „Grenzüberschreitungen" durch Magie usw. liegen (z. B. Magie als Erfahrungswissenschaft in frühen Ackerbaugesellschaften),

— ob und welche materiellen Grundlagen in unserem heutigen Alltag für Magie existieren,

— ob es sich bei diesen Versuchen tatsächlich um Überschreitungen des Bestehenden oder nur um die Kehrseite des Alten oder die Neubewertung des bisher Ausgegrenzten handelt,

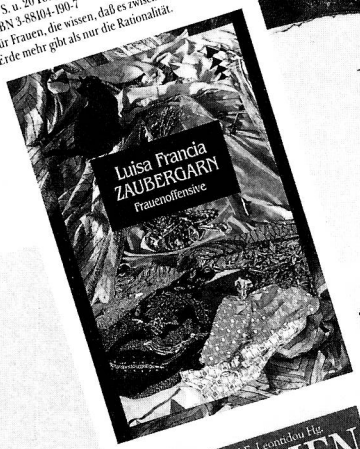
— welche Bedeutung solche Grenzüberschreitungen für unsere politische Praxis haben können (z. B. zwischen Allmachtsgefühlen und Ohnmachtserfahrungen, wie wird Hexerei politisch?, Naturzerstörung und Frauenwiderstand).

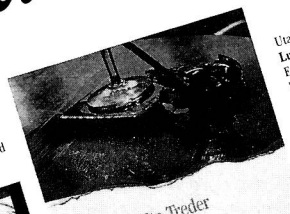
Wir wünschen uns nicht nur eine lebhafte Auseinandersetzung mit dieser Thematik, sondern auch vielfältige Formen der Darstellung (Gedichte, Erfahrungsberichte, Theorieaufsätze, Buchkritiken, Photos usw.).
Redaktionsschluß ist der 31. Mai 1984.

NEU IM HERBST

Frauenoffensive

Luisa Francia
Zaubergarn
mit Fotos von Inea Gukema,
100 S. u. 20 Fotoseiten, DM 18,–
ISBN 3-88104-190-7
Für Frauen, die wissen, daß es zwischen Himmel und Erde mehr gibt als nur die Rationalität.





Uta Treder
Luna Aelion
Erzählungen, ca. 160 S., Franz. Broschur, DM 19,80
ISBN 3-88104-192-3
Weibliche Wirklichkeitserfahrung, die die poetische Erinnerung zur Voraussetzung hat.

Nicole Brossard
Die malvenfarbene Wüste
Roman, ca. 240 S., gebunden DM 32,–
ISBN 3-88104-189-3
Zum erstenmal auf Deutsch: die bekannte kanadische Philosophin mit ihrem wichtigsten literarischen Werk.

Reihe „Frauenoffensive aktuell":
Karen Nölle-Fischer (Hg.)
Zukunft, gibt's die?
Feministische Visionen für die neunziger Jahre
200 S., DM 18,–
ISBN 3-88104-191-5
Einerseits ist die Lage verzweifelt, andererseits gibt es vielfältige Ansätze an vielen Orten: Frauen denken über ihre Zukünfte nach.

Reihe „Reise & Kultur":
Sigrid Ammer/Effi Leontidou (Hg.)
Griechenland der Frauen
Mit zahlr. Abb. u. Adressenteil,
300 S., DM 29,80
ISBN 3-88104-188-5
Griechische Frauen schreiben für deutsche Frauen und vermitteln ihr Frauenbild Griechenlands – Geschichte, Kultur und Alltag.

Frauenoffensive · 8000 München 80 · Kellerstr. 89 · Tel. (089) 48 51 02

beiträge
zur feministischen theorie und praxis

Die erste theoretische feministische Zeitschrift in der Bundesrepublik

Für die *„beiträge"* ist der Feminismus keine Sache für Schönwetterperioden.

Die Zeitschrift will Ernst machen mit der Erarbeitung einer Gesellschaftstheorie, die von der Frauenperspektive aus gesellschaftliche Verhältnisse im kapitalistischen Patriarchat analysiert einschließlich des Verhältnisses zur Dritten Welt und zur Natur.

Die *„beiträge"* verstehen sich als ein Forum der internationalen Frauenbewegung und bringen im Rahmen von Themenschwerpunkten Analysen, Praxisberichte und Theoriediskussionen, die zur Klärung unterschiedlicher Positionen in der Frauenbewegung beitragen sollen.

Mit der neuen Konzeption der *„beiträge"* stehen ab Heft 8 jeweils aktuelle gesellschaftspolitische Fragen und Probleme im Mittelpunkt. Dazu sind bisher erschienen:

Heft 8	**Gegen welchen Krieg – für welchen Frieden?** (1983) 14,– DM
Heft 9/10	**Neue Verhältnisse in Technopatria – Zukunft der Frauenarbeit** (1983) 28,– DM
Heft 11	**Frauenforschung oder feministische Forschung?** (1984) 14,– DM
Heft 12	**alltag: Natur, Technik, Magie** (1984) 14,– DM
Heft 13	**unser Staat?** (1985) 16,– DM
Heft 14	**Frauen zwischen Auslese und Ausmerze** (1985) 16,– DM
Heft 15/16	**Geld oder Leben** (1985) 28,– DM
Heft 17	**Neue Heimat Therapie** (1986) 16,– DM
Heft 18	**Politik: Auf der Spur – gegen den Strich** (1986) 16,– DM
Heft 19	**Politik: Zeit zum Streit** (1987) 16,– DM
Heft 20	**Der neue Charme der sexuellen Unterwerfung** (1987) 16,– DM
Heft 21/22	**Mamalogie** (1988) 28,– DM
Heft 23	**Modernisierung der Ungleichheit – weltweit** (1988) 16,– DM
Heft 24	**Der Kaiserinnen neue Kleider – Feministische Denkbewegungen** (1989) 16,– DM
Heft 25/26	**Nirgendwo und überall – Lesben** (1989) 28,– DM
Heft 27	**Rassismus gegen und unter Frauen** (Arbeitstitel, ersch. Anfang 1990)

Die ***„beiträge zur feministischen theorie und praxis"*** erscheinen dreimal im Jahr. ● Bezug: über den Buchhandel sowie Abonnement- und Einzelbestellungen direkt beim Verlag. Umfang: ca. 144 Seiten. ● Einzelhefte (ab Heft 27) 19,– DM, Doppelhefte 34,– DM, Jahresabonnement 48,– DM (rückwirkende Jahresabonnements bis einschließlich Heft 25/26 drei Nummern für 38,– DM). ● Verlag und Redaktion: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel. (02 21) 52 64 22 ● Hrsg: Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.

Abonnement-Bestellung

Hiermit bestelle ich ab Heft ..... die *„beiträge zur feministischen theorie und praxis“* (jeweils 3 Nummern)
(rückwirkende Jahresabonnemente bis einschließlich Heft 25/26 können zum alten Preis bezogen werden – 3 Nummern für 38,– DM).

als Jahresabonnement zu 48,– DM ☐

als Mitgliederinnenabonnement zu 45,– DM ☐

als Förderabonnement ab 60,– DM ☐

Name: . . . . . .

Anschrift: . . . . . .

Datum: . . . . . Unterschrift: . . . . . .

Redaktion und Verlag: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel.: 0221/526422

Konto: Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) Nr. 7 192 032
Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50) Nr. 565 30-500

Geschenk-Abonnement

Hiermit bestelle ich ab Heft ..... die *„beiträge zur feministischen theorie und praxis“* (jeweils 3 Nummern)

als Geschenkabonnement zu 48,– DM ☐

für:

Name: . . . . . .

Anschrift: . . . . . .

Rechnung bitte an:

Name: . . . . . .

Anschrift: . . . . . .

Datum: . . . . . Unterschrift: . . . . . .

Das Geschenkabonnement läuft automatisch nach drei Nummern aus, sofern es nicht schriftlich verlängert wird.

Redaktion und Verlag: Herwarthstr. 22, 5000 Köln 1, Tel.: 0221/526422

Konto: Stadtsparkasse Köln (BLZ 370 501 98) Nr. 7 192 032
Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50) Nr. 565 30-500